



GRENZWISSENSCHAFTEN
ESOTERIK

JANE ROBERTS **Lehrzeit**

*The Further Education
of Oversoul Seven
Von der Autorin des Buches
„Das Seth-Material“*



Erstmals in deutscher Sprache

Buch

Überseele Sieben setzt unter der Anleitung seiner geistigen Lehrerin Kypros die Ausbildung fort. Die Themen werden allerdings komplexer: subjektive Realitäten, Geburt, Erinnerungen, die Simultanität von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Aufhebung der Grenzen von Zeit und Raum. Geschildert werden neue Aspekte bereits bekannter Inkarnationen von Sieben - und ganz neuartige, die, erzählt in leichter, anregender Form, Wissenswertes über Göttlichkeit und ihre Probleme aus erster Hand berichten. So scheinen sich unter anderem Zeus, Hera, Buddha, Allah und Christus in einem »Altersheim für alte Götter« zu langweilen, wo sie über die guten alten Zeiten miteinander sprechen.

Autorin

1929 geboren, besuchte Jane Roberts Schule und College und heiratete später den Künstler Robert F. Butts, der sie bei ihrer medialen Arbeit unterstützte. Zunächst war sie als »normale« Schriftstellerin tätig und verfaßte Romane, Kurzgeschichten und Kinderbücher. 1963 kam sie zum ersten Mal in Kontakt mit einer desinkarnierten Wesenheit, die sich selbst »Seth« nannte und als Energiepersönlichkeit bezeichnete. Nachdem Jane Roberts von den Tantiemen der ersten Seth-Bücher leben konnte, schrieb sie auch wieder eigene Werke, nun jedoch über ihre Bewußtseinsentwicklung in der Arbeit mit Seth. Die Trilogie von den Abenteuern der Überseele Sieben ist von herausragender Faszination. Der erste und dritte Band der Trilogie sind: Überseele Sieben (12163) und Zeitmuseum (12165).

Jane Roberts

Lehrzeit

Aus dem Amerikanischen übertragen von Susanne
Kahn-Ackermann

GOLDMANNVERLAG

Originaltitel: The Further Education of Oversoul Seven

Originalverlag: Prentice Hall Press, New York Deutsche

Erstausgabe

Der Goldmann Verlag

ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Made in Germany • I. Auflage • 4/92

© 1979 by Jane Roberts

© der deutschsprachigen Ausgabe 1992

by Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 12164

Redaktion: Gundel Ruschill

DvW • Herstellung: Stefan Hansen

ISBN 3-442-12164-7

*Den Göttern
hinter
den göttlichen
Masken
gewidmet
Dieses Buch
ist
in
der Zeit von
Jeffery
geschrieben
(zirka Ende der 1970er n. Chr.)*

Prolog Eins

»Und so wird dieses Buch beginnen«, sagte Kypros:

Lydia wurde

Twiety genannt

Weil

Bianka sagte

Sie sei

Dürr und

Winzig

Wie ein neugeborenes Vögelchen.

»Warte einen Moment«, sagte Sieben. »Ich glaube, die Zeiten stimmen nicht. Solltest du nicht, auch wenn Lydia im Zwanzigsten Jahrhundert starb und im Siebzehnten

wiedergeboren wird, sagen: >Lydia *wird* Twiety *genannt* werden, da sie doch dieses Leben noch nicht erfahren hat?

Oder ist >Lydia *wurde* Twiety *genannt* korrekt, weil die Leute meinen, das Siebzehnte Jahrhundert käme vor dem Zwanzigsten? Oder —« Beide brachen in Gelächter aus.

»Das wirst du abwarten müssen«, sagte Kypros. »Ich meine, obgleich alle Zeit simultan ist, muß ich warten, bis das Schreiben des Buches meine Erfahrung eingeholt hat.«

Prolog Zwei (Einige Zeit später)

»Du schreibst doch dieses Buch, oder?« fragte Überseele Sieben etwas besorgt.

»Ja, doch, gewissermaßen«, antwortete Kypros. »Ich denke, der erste Teil wird >Die Odyssee von Jeffy-boy, Ram-Ram und Queen Alice< heißen.«

»Wer, um Himmels willen, sind denn die? Und was haben sie mit Twiety und ihrem neuen Leben und mit meiner weiteren Ausbildung zu tun?«

Kypros lächelte. »Das wirst du selbst herausfinden müssen. Wahre Erziehung beinhaltet immer Überraschungen. Aber jetzt pass auf. Die Odyssee von Jeffy-Boy, Ram-Ram und Queen Alice nimmt gleich ihren Anfang. Natürlich versteht Jeffy-Boy noch nicht, was eigentlich passiert.«

Kapitel 1

Aufzeichnungen eines überraschten Psychologen (Jeffery W. Blodgett)

Diese Aufzeichnungen enthalten einen Bericht über meine... ja, was eigentlich? Traumaktivitäten? Kaum das richtige Wort. Korrekt gesagt, stellt dieses Manuskript eine Chronik meiner Reisen dar, die ich unternahme, wenn mein Körper schläft, so merkwürdig es auch klingen mag. Dazu ist einiges anzumerken, in meinem ersten längeren Eintrag. Um ehrlich zu sein, schreibe ich diese letzte Aussage in schmerzlicher Hinnahme allgemeiner Begrenztheit, die ich so nicht länger akzeptieren kann. Denn ich weiß nun mit absoluter Gewißheit, wie Sie noch sehen werden, daß es keine Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft im herkömmlichen Sinn gibt. Das voraussetzend, werde ich mich von jetzt an bemühen, dieses Journal auf dem laufenden zu halten. Aber ich habe das merkwürdige Gefühl, daß sich etwas Wichtiges ereignen wird, noch bevor ich Zeit habe, einen Überblick über die bisherigen Geschehnisse zu geben.

Theoretisch könnten diese Aufzeichnungen in der Vergangenheit entdeckt werden, noch bevor ich sie in meiner Gegenwart zu Papier gebracht habe. Sie könnten in irgendeiner Realität zum Vorschein kommen, von der ich nichts weiß. Sie könnten (wie mir jetzt klar ist) als automatisch geschriebenes Manuskript irgendeines Fremden auftauchen, der seine Bewußtseinsbarrieren fallen läßt. Sie könnten als eine Art... psychische Materialisation in Erscheinung treten. Gleichmaßen könnte auch ich als ein Wanderer in Ihren Träumen auftauchen — oder Sie in den meinen.

Es scheint, als wäre ich erst in den letzten paar Monaten zum Leben erwacht, doch als die Ereignisse ihren Anfang nahmen, war ich zunächst einmal völlig durcheinander und

perplex. Und auch jetzt zweifle ich noch manchmal an meinem Geisteszustand. Doch die bisherigen Geschehnisse haben mir einen Einblick in die Unterseiten der Realität gewährt, die ihre oberen Schichten nur um so wunderbarer erscheinen lassen.

Ich möchte hier klarstellen, daß ich keinerlei Drogen genommen habe. Soweit ich weiß, gab es nichts, was dieses Abenteuer, in das ich nun verwickelt bin, hatte auslösen können. Diese untermits verfaßten Aufzeichnungen sind mein Versuch, über Aktivitäten in Dimensionen zu berichten, derer sich die meisten Leute gar nicht bewußt sind.

Bisher gelang es mir noch immer, in mein normales Alltagsleben zurückzukehren, doch gibt es keine Garantie, daß dies stets der Fall sein wird, vor allem schon deshalb, weil ich zuweilen mit Schwierigkeiten undefinierbarer Natur konfrontiert wurde. Noch einmal, *bislang* habe ich meinen normalen Bewußtseinszustand in der Realität, die von jedermann akzeptiert wird, beibehalten können. Doch werde ich mir, was das angeht, allmählich eines sehr anfälligen Gleichgewichts bewußt.

Solange ich noch imstande bin, diese Aufzeichnungen zu Papier zu bringen und die bereits gemachten Notizen zu überlesen, weiß ich, daß ich sicher aus jenen - gleichermaßen gültigen - Sphären zurückgekehrt bin. Sollte ich jedoch beschließen, nicht mehr zurückzukommen, dann werde ich diesen Entschluß hier vermerken, damit, wer immer daran interessiert ist, weiß, daß ich meinen Exodus freiwillig angetreten habe und nicht, weil ich dazu gezwungen wurde, oder, noch schlimmer: weil ich mich geirrt habe oder zu nachlässig gewesen bin. Vor allem möchte ich nicht, daß meine Exfrau Sarah, sollte sie je diese Aufzeichnungen lesen, auf die Idee kommt, ich sei verzweifelt bemüht gewesen, den Rückweg von einer Unterseite der Realität zu finden, die sie gar nicht verstehen kann.

Vielleicht sollte ich auch erwähnen, daß ich Psychologe bin. Meine Titel werden zumindest dafür sorgen, daß man diese

Aufzeichnungen zur Kenntnis nimmt (B. A. an der Cornell, Master und Dokortitel in Verhaltenspsychologie in Harvard). Jenen, die sich noch immer an diese absurden Insignien der Gelehrsamkeit klammern, möchte ich sagen: Hört mich an. Nach euren eigenen Kriterien und Maßstäben habe ich ein Recht auf euren Respekt. An jene, die in solchen Titeln vor allem ein Zeichen ritualisierter Dummheit sehen, nur ein Wort: Ich bin auf eurer Seite! Aber ich habe viele Jahre darauf verwandt, diesen Status zu erringen, und kann nun ebenso gut seine Vorteile in jener akademischen Welt, der ich selbst nicht länger angehöre, in Anspruch nehmen. Es sollte ebenfalls erwähnt werden, daß ich sechsunddreißig bin, und noch immer partiell dem Teil von mir mißtraue, der über dreißig ist. Meine Exfrau lebt auf der anderen Seite des Kontinents, ist praktisch wiederverheiratet, wenn auch nicht auf dem Papier, und mit ihrem ersten Kind schwanger. Ich hatte versucht, mich zu einem Entschluß durchzuringen, ob ich in diesem verrückten Garten der Existenz ein menschliches Wesen aufziehen wollte oder nicht. Sarah hatte offensichtlich das Warten satt und tat sich mit einem anderen, willigeren Samenpaket zusammen. Ich lebte also allein, als die Ereignisse ihren Anfang nahmen. Ich bin davon überzeugt, mit einer Arbeit von größter Wichtigkeit befaßt zu sein. Auch bin ich mir bewußt, daß meine Haltung alle oder ziemlich viele Merkmale einer krankhaften Selbstgefälligkeit aufweist. Aber ich leide nicht an einem Erlöserkomplex. Zum einen wäre zu sagen, daß ich es leid bin, bei mir nach Anzeichen von Schizophrenie zu fahnden, vor allem, seit ich entdeckt habe, daß das, was ich als meinen normalen Bewußtseinszustand zu betrachten gewohnt war, nur die Oberflächenwellen meiner Identität darstellt. Zum anderen benutze ich bei meinen Abenteuern meine Person als psychologisches Versuchskaninchen, und ein Teil meiner Arbeit setzt voraus, daß ich mit verschiedenen Bewußtseinszuständen spiele.

Was die zu erwartenden kritischen Einwände meiner Kollegen angeht, so räume ich folgendes ein: Ich bewahre weder die angemessene Objektivität, noch halte ich mich an die »wissenschaftliche Methodik«. Ich bediene mich nicht einmal des Elektroenzephalogramms und des heutzutage respektablen »Traumlabor«, wie es genannt wird, obwohl beides seinen Wert hat. Da, wo ich hingehere, muß ich ganz allein hingehen. Niemand kann mir sagen, welche Methoden nützlich oder welche gefährlich sind. Die ganz normalen Grundannahmen des Alltagslebens nützen mir rein gar nichts. Aber ich werde nicht umkehren. Die Hoffnung auf eine großartige persönliche Leistung — und auf Wissen - überwiegt bei weitem die Risiken: jene, die ich schon entdeckt habe, und jene, die mich noch erwarten mögen. Nach dieser etwas ausgedehnten Einleitung - Psychologen sind ja berüchtigt für ihre Weitschweifigkeit - möchte ich nun von den Ereignissen erzählen, die zu diesem Bericht führten. Die erste Episode erscheint im Vergleich zu meinen späteren Aktivitäten so unbedeutend, daß sich meine anfängliche Überraschung heute für mich fast amüsant ausnimmt. Doch in jener Nacht öffnete sich für mich das erste Loch in der physischen Realität. Der erste Spalt tat sich auf in der normalen Existenz, die ich bis dahin gekannt hatte. Ich lebe in einem dieser modernen Apartmentsilos, die der staatlichen Universität in einer Stadt im Norden des Staates New York angegliedert sind. Jede Wohnwabe verfügt über ihren eigenen Eingang. Die Gebäude waren damals gerade fertiggestellt worden, und jede Terrasse bot einen Ausblick auf Schutthaufen, Berge von Dreck und Schlammflöcher. Mein Apartment erinnert mich an eine Skinner-Box mit seiner künstlichen Umgebung, seiner kompletten Ausstattung mit Klimaanlage, Schalldämmung und Luftbefeuchtern. Alles, um das Leben hygienisch und langweilig zu machen. Ich konnte in jener Nacht nicht einschlafen, stand daher wieder auf und ging ins Wohnzimmer. Einige Augenblicke lang stand ich auf der Terrasse. Sie hat keine Treppe, über die

man hatte nach unten gelangen können, und ich befand mich im sechsten Stock. Mir gegenüber schienen vollkommen identische Terrassen über den schneebedeckten Abfallhaufen unten in der Luft zu hängen.

Ich hielt mich vielleicht fünf Minuten dort auf, es war gegen zwei Uhr morgens, als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte. Ich warf einen Blick auf die Uhr und ließ mich auf die Couch fallen. Sofort fiel ich in tiefen Schlaf und träumte, daß sich zwei Männer mit mir unterhielten. Sie waren ganz gewöhnlich gekleidet, trugen irgendwelche unauffälligen Anzüge. Das Gespräch drehte sich um das Versagen der Verhaltenspsychologie, die nichts weiter zu entdecken vermocht hätte als die oberflächlichsten Merkmale menschlicher Persönlichkeitsstruktur. Ich war mit ihrem Urteil nicht einverstanden. An diesem Punkt weckte mich ein sehr lautes Geräusch'. Ich setzte mich auf, völlig wach und, zugegebenermaßen, alarmiert.

Zu meiner Überraschung standen die beiden Männer noch immer da. Ich erinnerte mich ganz klar an den Traum und erkannte in den beiden jene Traumgestalten. Ich blinzelte und rieb mir heftig die Augen.

»Der Wind hat den leeren Geranientopf auf der Terrasse umgeworfen. Kein Grund zur Besorgnis«, sagte der eine Mann. Ich schwieg. Ich sah mich vorsichtig um. Alles war, wie es sein sollte. Das Zimmer war solide und real, nur daß sich diese beiden Männer unmöglich darin befinden konnten. Die Sinnesdaten ergaben in dieser Hinsicht keinen Sinn. Eine Lampe verbreitete gedämpftes Licht, und ich konnte die Männer so deutlich sehen wie die Couch oder den Schreibtisch oder alles andere. Hätte ich mich nicht an meinen Traum erinnern, hätte ich die beiden für Einbrecher gehalten.

So vernünftig wie möglich sagte ich: »Schaut. Ihr seid Traumgestalten. Es kann unmöglich sein, daß ich mit euch rede, da ich hellwach bin. Es sei denn, ich schlafe immer noch und merke es nicht.«

»Du hast zuviel gearbeitet. Ist es das?« Der eine Mann lächelte auf eine für mich merkwürdig beruhigende Weise. Und wie ein Idiot nickte ich heftig und antwortete: »Ja, so wird es sein. Und ich schlafe doch noch und träume.« Aber der andere Mann lachte und schien mir gegenüber weniger wohlgesinnt als der erste. »Interessante Hypothese«, sagte er.

»Nimm mal an, ich bestehe darauf, daß *du* eine Traumgestalt von mir bist.«

Ich wurde wütend, registrierte aber auch in diesem Moment meine Reaktionen. Dieser zweite Mann war etwas jünger als ich, und es ärgerte mich, daß er mehr über die Situation zu wissen schien als ich, oder vorgab, mehr zu wissen.

Schlimmer noch, der andere Mann grinste nun nachsichtig und sagte: »Andererseits könntet ihr beide auch Gestalten in einem Traum von *mir* sein.«

Mittlerweile wußte ich, daß ich tatsächlich hellwach war. Und daß ich Angst hatte. Einen Augenblick lang glaubte ich, daß die beiden Männer Verrückte waren, die irgendwie in meine Wohnung gelangt, das heißt eingedrungen waren, und daß ich sie lediglich mit meinen vorherigen Traumgestalten verwechselte. Ich kniff mich in den Arm. Meine Reflexe waren normal. Mein Verstand funktionierte. Und doch ergab die Situation für mich keinen Sinn.

Der jüngere Mann sagte: »Nachdem wir nun deine Neugier ausreichend geweckt haben, werden wir uns mit Vergnügen anschauen, was du als nächstes machen wirst.«

Ich sprang von der Couch auf, und jetzt passierten zwei Dinge gleichzeitig. Die zwei Eindringlinge verschwanden vor meinen verdutzten Augen, so als ob sie der Raum nach und nach verschlänge. Dann war da ein scharfes, lautes Klicken in meinem Nacken. Und als nächstes fand ich mich auf die Couch zurück geschleudert, ohne daß ich hätte sagen können, wie. Das Zimmer sah so aus wie zuvor, nur daß die beiden Männer nicht mehr da waren. Mehr noch, es gab nichts, das hätte beweisen können, daß sie je hier gewesen

waren. Und noch etwas: Ich erinnere mich, meine Augen geöffnet, nicht aber daran, sie auch nur kurz geschlossen zu haben. Ich rannte zur Terrassentür, öffnete sie und sah den Geranientopf in Scherben liegen.

Den ganzen nächsten Tag redete ich mir ein, daß die Geschichte eine Art von Traum im Traum gewesen sein mußte. Nur eins machte mir zu schaffen: Ich war ganz sicher, in dem Moment von der Couch gesprungen zu sein, als sich die beiden Gestalten in Luft aufzulösen begannen, um mich gleich darauf wieder auf der Couch zu finden, und zwar mit *geschlossenen* Augen. Warum war mir überhaupt aufgefallen, daß meine Augen offen oder aber geschlossen waren, wenn es nur ein Traum gewesen war? Ich meine, normalerweise sieht man im Traum, was man sieht, und damit hat es sich. So dachte ich jedenfalls zu diesem Zeitpunkt. Auch das Klicken in meinem Nacken war schwer wegzu erklären, also beruhigte ich mich damit, es sei durch einen Muskelkrampf verursacht worden.

Ich erzählte niemandem von meinem Erlebnis. Tatsächlich gelang es mir, das Ganze so gut zu verdrängen, daß ich es wohl schließlich vollkommen vergessen hätte, wenn ihm nicht ein noch bizarreres Ereignis gefolgt wäre. Die nächste, noch alarmierendere Episode ereignete sich etwa eine Woche später, und diesmal gab es keine Möglichkeit, sie mit irgendeiner Traumaktivität abzutun.

Soweit ich mich entsinnen kann, ereignete sich dem Ablauf nach etwa folgendes: Ich saß an meinem Schreibtisch und konzentrierte mich auf die Seminararbeit eines Studenten. Es handelte sich um die Analyse einiger Experimente, die wir an den Stirnlappen von Ratten durchgeführt hatten. Dann fand ich mich übergangslos in einer Erfahrung von erschreckender Intensität gefangen. Zunächst hatte ich das Gefühl, daß sich mein Körper ausdehnte und doch vom Gewicht her leichter wurde. Dieser Vorgang setzte sich fort, bis ich mich so leicht fühlte, wie es eigentlich unmöglich war.

Zwischen meinen Ohren schien sich meilenweit Raum zu erstrecken.

Ich wurde mir auf seltsamste Weise meiner Körperzellen bewußt. Jede von ihnen schien wach und munter zu sein, über eine... Minipersönlichkeit zu verfügen - lebhaft, sensibel und individuell -, und vor allem setzte jede von ihnen eigene Aktivitäten in Gang, reagierte nicht nur einfach auf Reize. Ich hatte die verrückte Vorstellung, daß mein Bewußtsein in seine Bestandteile zurückgesunken war, und plötzlich fühlte ich mich... lose oder... sehr beweglich. Dann wieder dieses Klicken in meinem Nacken, und plötzlich fand ich mich zu meinem Entsetzen buchstäblich draußen in der Luft hängen, ungefähr anderthalb Meter vom Terrassengeländer entfernt, mit nichts zwischen mir und dem Erdboden als ungefähr zwanzig Meter Raum.

Ich erwartete jeden Moment abzustürzen. Aber nichts geschah. Ich schrie um Hilfe. Niemand war zu sehen. Es war später Nachmittag. Ich war früh nach Hause gekommen, um mich mit den Arbeiten der Studenten zu befassen, aber die meisten anderen Bewohner dieses Hauses hockten noch in Vorlesungen oder Konferenzen. Ich hing also dort, konnte es einfach nicht glauben, sagte mir, daß ich ganz unmöglich sein konnte, wo ich war, und fragte mich, warum ich nicht hinunterfiel. Es schien, als würde sich nun nichts mehr ereignen und alles für immer so bleiben. Niemand würde kommen und mich entdecken, und ich würde da draußen in alle Ewigkeit wie ein Fisch an einer unsichtbaren Angelschnur hängen, darauf wartend, an Land gezogen zu werden. Und dann, ebenso übergangslos, war ich wieder in meinem Wohnzimmer, schwebte aber noch immer in der Luft.

Jetzt veränderte sich meine Position und wurde wieder in Angst und Schrecken versetzt, denn ich sah auf meinen eigenen Körper hinunter. Da saß »ich« mit geschlossenen Augen, einen Stift in der Hand, so als wäre ich beim Lesen eingenickt. Ich sah von oben auf meinen Kopf. Jedes Haar

fröhlich aufgestellt wie rote Grashalme, die Schultern eingesackt. Diese Mischung aus Vertrautheit und Fremdheit ließ mich schier erstarren. Mein Körper sah so merkwürdig verloren aus, daß mich herzerreißendes Mitleid überkam. Aber wie war es möglich, daß ich mich außerhalb meines Körpers aufhielt und auf ihn hinunterstarrte? Kaum hatte ich mir diese Frage gestellt, wurde ich so rasch in meinen Körper zurückgezogen, daß ich in Erwartung einer grauenhaften Kollision die Augen schloß. Ich bin nicht sicher, was als nächstes passierte, abgesehen davon, daß wieder dieses Klicken auftrat, begleitet von einem Geräusch wie von einer sanften Explosion. Fast jenseits aller Panik öffnete ich die Augen und sah auf meine Finger, die den Stift hielten. Ich war wieder in meinem Körper. Aber wenn ich jetzt meine Augen öffnete, welche Augen hatte ich denn geschlossen, kurz bevor ich in meinen Körper zurückfiel?

Benommen sah ich aus dem Fenster, wo ich noch vor ein paar Augenblicken gehangen hatte, in der unangenehmen Erwartung, mich noch immer da draußen baumeln zu sehen. An diesem Abend wurde mir klar, daß ich mit jemandem reden mußte. Mir fiel nur eine Person ein, nämlich Ramrod Brail, ein älterer Kollege, der sich mit Hypnose und Parapsychologie befaßte. Heute frage ich mich, was wohl geschehen wäre, wenn ich mich statt dessen jemand anderem anvertraut hätte. Jedenfalls wünschte ich mir in den folgenden Wochen mehr als einmal, diesen Telefonanruf unterlassen zu haben.

Kapitel 2

Ram-Rams Experiment

Sechs und dreißig kann sich für jemanden, der Anfang zwanzig ist, ganz schön alt anhören, für jemanden, der die Fünfzig überschritten hat, aber unglaublich jung. Für Ramrod Brail war ich nichts als ein junger Hüpfher, wenn auch einer, den er aufgrund einer gewissen akademischen Reputation ernst zu nehmen hatte. Nach meinem Anruf kam er sofort herüber, neugierig geworden durch die wenigen Andeutungen, die ich am Telefon gemacht hatte. Ich hatte ihn aus mehreren Gründen angerufen. Offen gesagt war ich nicht nur durch meine Erfahrungen an sich, sondern auch durch ihre Implikationen verstört. Außerdem wollte ich die ganze Geschichte mit jemandem besprechen, der sowohl Einfühlungsvermögen besaß, wie auch nüchtern denken konnte, und der zudem nicht herum tratschte.

Ram-Ram, wie ihn die Studenten und jüngeren Professoren liebevoll nannten, war so etwas wie eine angewelkte Campus-Blüte. Er war schon in dem Alter, in welchem sich andere zur Ruhe setzten, unterrichtete aber weiter in geachteter Position. Er hatte sich in verschiedenen Fachbereichen einen Namen gemacht, von der Arbeitspsychologie bis hin zur Hypnoseforschung. Das letztere, etwas unkonventionelle Interessengebiet brachte mich auf den Gedanken, daß er mir vielleicht helfen könnte. Ein rasches, nervöses Hüsteln sagte mir, noch bevor er angeklopft hatte, daß er vor der Tür stand. In einer Hand hielt er eine Zigarette, in der anderen ein halb geleertes Whiskyglas.

Ohne jede Vorrede kam er zur Sache: »Mmm. Kein Hasch oder LSD oder so was, Jeffy-Boy?«

»Du, hör mal, ich mag es nicht, wenn man mich Jeffy-Boy nennt. Und >high< oder so was bin ich auch nicht.« Ich begann mich zu ärgern.

Er übergang meine erste Bemerkung und meinte: »Nein, bist du wohl nicht. Nicht dein Stil. Dann erzähl mal, und zwar langsam und möglichst komplett, was hier los war. Am Telefon hast du dich nicht besonders klar ausgedrückt.« Ich ließ ihn in einem Sessel Platz nehmen und berichtete von den Ereignissen. Er schien erregt, was mich etwas überraschte. Während der ganzen Zeit blieb er kettenrauchend sitzen und wandte nur selten den Blick von meinem Gesicht. Ich schenkte seinem Freundlicher-alter-Psychologe-Lächeln nur wenig Beachtung, dazu hatte ich es ihn schon zu oft gebrauchen gesehen. Er *ist* freundlich, aber bei weitem nicht so freundlich, wie er aussieht, und er ist außergewöhnlich schlau und gewitzt, oder war es zumindest bis vor kurzem.

An einem bestimmten Punkt unterbrach er mich. »Ja, ja, ja«, sagte er. »Dieses Klicken in deinem Nacken. Erklär mir das noch mal.« Er sprach mit übertriebener Beiläufigkeit, jedenfalls schien es mir so. Ich fragte mich, worauf er wohl hinaus wollte, wiederholte aber den entsprechenden Teil meines Berichts, und da er mich nicht weiter unterbrach, fuhr ich mit meiner Geschichte fort.

Dann stand er ungeduldig auf und wanderte in einer Art verhaltener Erregung auf und ab. »Ja, ja, ja«, sagte er mehr zu sich als zu mir. »Und was sagen wir nun unserem jungen Mann hier?« Er drehte sich plötzlich um und sah mich an. »Wir brauchen dringend ein vernünftiges Experiment auf diesem Gebiet. Bisläng machen sie alles falsch.«

»Wer? Auf welchem Gebiet?«

»Du weißt natürlich nicht, wovon ich spreche, unverbesserlicher Behaviorist, der du bist. Bist du doch, oder? Na egal.« Er ließ sich wieder in meinen Korbsessel plumpsen, der unter seinem Gewicht knarzte und ächzte, aber standhielt.

»Das ist es«, sagte er. »Ich habe einen Vorschlag zu

machen. Aber zunächst einmal: Du selbst hast keinerlei Erkenntnisse über die Erfahrungen, die du mir da gerade erzählt hast?«

»Ich habe keine Erklärungen, wenn du das meinst. Irgendeine merkwürdige Verschiebung in der Wahrnehmung? Eine Halluzination, ausgelöst durch eine verspätete Reaktion darauf, daß mich meine Frau verlassen hat? Wer weiß?«

»Genau«, sagte Ram-Ram. »Und?«

»Und? Nichts und. Wenn ich nicht halluziniert habe, dann habe ich tatsächlich meinen Körper verlassen, und das glaube ich einfach nicht. Ich habe gehofft, *du* könntest mir mit irgendeiner Erklärung dienen...«

»Und was, wenn du mal annimmst, daß du dich tatsächlich außerhalb deines Körpers aufgehalten hast?« fragte er. »Ich sage im Moment nicht, daß es so war, aber hast du diese Möglichkeit ernsthaft in Betracht gezogen?«

»Warum? Nein, nicht wirklich«, antwortete ich überrascht.

»Ich bin der erste, der zugibt, daß der Behaviorismus nicht alle unsere Probleme gelöst oder auch nur damit begonnen hat, sie zu lösen, aber er hat genügend Beweise dafür geliefert, daß unser Bewußtsein das Resultat unserer physischen Mechanismen und unseres Umgangs mit ihnen ist. So gesehen existiert kein >Ich<, das aus meinem Körper heraustreten konnte. Es hätte keine Wahrnehmungsorgane.« Ich ging auf und ob, fühlte mich in die Ecke gedrängt und war ziemlich verärgert. Alles das war zu jenem Zeitpunkt für mich viel zu selbstverständlich, um überhaupt darüber zu diskutieren.

»Nun warte doch mal«, sagte Ram-Ram. »Schau. Du hattest das *Gefühl*, außerhalb deines Körpers zu sein. Du hattest das *Gefühl*, da draußen in der Luft zu hängen, und später hast du auf deinen eigenen Körper hinuntergesehen. Was hat dich, wenn damals alles so lebhaft, klar und deutlich war, davon überzeugt, daß es nicht *tatsächlich* passiert ist?«

»Damals dachte ich natürlich, daß es wirklich so war«, sagte ich etwas milder gestimmt.

»Und was hat dich später vom Gegenteil überzeugt?«

Der Ärger stieg wieder in mir hoch. »Gesunder Menschenverstand, nehme ich an. Menschen hängen nicht einfach so... so ungesichert in dünner Luft... ohne herunterzufallen -«

»Du leugnest also die Evidenz deiner eigenen Erfahrung?«

Auf Ram-Rams Gesicht erschien sein berühmtes Frecher-kleiner-Junge-Psychologen-Grinsen. »Das wäre dann *echte* Geisteskrankheit, wie du weißt.«

»Ich leugne ja gar nicht, die Erfahrung gehabt zu haben, sonst hätte ich dich nicht angerufen«, brüllte ich.

»Jetzt hör mir mal zu.« Zum erstenmal an diesem Abend lächelte er offen und herzlich. »Du bist ein netter junger Mann. Du hast ein paarmal meinen Müll diese gräßlichen Treppen zu diesem Schlamassel von modernem Schutthaufen runtergetragen. So jemand kann nicht ganz verdorben sein. Aber mir schien immer, daß du in der Regel eher von einer gewissen Phantasielosigkeit und Trockenheit geplagt würdest, weshalb mich diese ganze Sache jetzt einigermaßen verblüfft.

Schau mal. Ironischerweise kommunizieren die verschiedenen Richtungen der Psychologie untereinander ausgesprochen miserabel. Für dich ist die Parapsychologie vielleicht nicht einmal ein legitimer Forschungszweig, aber einige neue Leute sind mit sehr spannenden Experimenten befaßt. Unter gewissen Gesichtspunkten -«

»Ach komm! Ich hab ein paar von diesen Berichten gelesen, meist in irgendwelchen pseudowissenschaftlichen Schriften oder in der Drogenliteratur. Dieser Modeokkultismus geistert ja sogar schon durch die Kinos. Und diese Experimente vom alten Rhine. Alles penphäres Zeug.«

Aber Ram-Ram ließ sich nicht beirren: »Sie erforschen außerkörperliche Zustände. Bisher vor allem mit Hilfe von Sensitiven oder anderer Laien, die dieses Phänomen

willentlich herbeiführen können oder zumindest glauben, es zu können. Aber bis heute hat sich noch kein talentierter Fachmann *von beiden Seiten* mit der Sache befaßt. Was gebraucht wird, ist ein Psychologe, der sein Bewußtsein aus dem Körper herausprojizieren kann und diese Erfahrung ganz objektiv sowohl im innerkörperlichen wie außerkörperlichen Zusammenhang untersuchen kann. Kein mystischer Humbug... nein -«

»Aha«, sagte ich.

»Nun« - er wedelte mit seiner fetten kleinen Hand in der Luft herum -, »ich schlage ja im Moment nicht vor, daß du diese Rolle übernehmen sollst -«

»Gut«, sagte ich. »Also dann, gute Nacht, Dr. Frankenstein.« Mit einer scherzhaft eleganten Verbeugung tat ich so, als wollte ich ihn hinauskomplimentieren. Mir kam der Gedanke, daß er wohl seine besten Tage hinter sich und ich einen Fehler gemacht hatte, als ich ihn anrief, und daß sein guter Ruf vielleicht nicht ganz so gerechtfertigt war.

Er sah echt verletzt aus, und so grinste ich und goß uns beiden einen Drink ein. Ich will mich allerdings für meine Haltung zu jenem Zeitpunkt nicht entschuldigen. Damals war ich von der Richtigkeit meiner Position überzeugt, und sie wurde von den meisten meiner Kollegen jeden Alters geteilt. Ich wollte nur nicht Ram-Rams Gefühle verletzen.

»Ich *dachte*, ich sah zwei Männer. Und ich *dachte*, ich befände mich außerhalb meines Körpers«, sagte ich etwas sanfter. »Ich bin sicher, daß es dafür irgendeine logische Erklärung gibt. Statt dessen aber nimmst du diese Erfahrung einfach für bare Münze -etwas, das mir offen gestanden gar nicht in den Sinn kam. Ich kann akzeptieren, daß es sich bei beiden Episoden um Halluzinationen handelte, wenn mir dieser Gedanke auch nicht behagt. Ich kann sie aber nicht als Tatsache akzeptieren.«

»Ja, ja, gewiß«, sagte Ram-Ram. »Aber wäre es nicht eine Ironie, wenn sich herausstellte, daß der Mensch doch von seinem Körper unabhängig ist? Und daß die Psychologie

ausgerechnet das eine Merkmal menschlicher Natur leugnet, das uns von der Angst vor unserer Auslöschung befreien könnte? Was für Energien der Beweis freisetzen würde, daß das menschliche Bewußtsein tatsächlich gesondert vom Körper existiert!«

Ich antwortete nicht sofort. Dies war ohnehin ein schmerzlicher Moment für mich: Jeder Psychologe, der etwas taugt, weiß, daß man Psychologie nicht mit Religion vermengen darf, dachte ich. Ram-Rams Stimme verlor sich. Er blickte mich verstohlen an.

»Das Märchen aller Märchen«, erwiderte ich schließlich.

»Du denkst, ich bin ein alter Mann, der auf sein Ende zusteuert und nach jedem Strohalm greift, um für sich das Unmögliche glaubhaft zu machen. In Ordnung, und eine ganz natürliche Schlußfolgerung«, sagte er.

Ich wollte es schuldbewußt abstreiten, aber er wiederholte:

»Nein, es ist schon in Ordnung. An deiner Stelle würde ich auch so denken, nehme ich an. Und doch« - er stand auf und warf mir einen raschen, pfiffigen und zugleich hochmütigen Blick zu. »Und doch, wenn ich deine Erfahrungen gemacht hatte und in deinem Alter wäre, dann wäre ich wagemutig und neugierig genug, ihnen nachzugehen. Ich wäre weniger bereit, die Beweiskraft meiner eigenen Sinne zu leugnen, und ich würde mehr über die Bedeutung solcher Erfahrungen für mich persönlich und als Psychologe nachdenken.«

Ich wollte ihn unterbrechen, aber Ram-Ram hatte die Maske des Freundlichen-alten-Psychologen wieder fallen lassen und fuhr ziemlich brüsk fort. »Ich weiß über meinen Ruf auf dem Campus bei den jüngeren Professoren ganz gut Bescheid. Armer alter Ram-Ram, seniler alter Trottel, die Zeiten seiner glanzvollen Arbeit liegen hinter ihm. Du bist überrascht? Natürlich kenne ich meinen Spitznamen. Auch wir haben älteren Professoren Spitznamen verpaßt, und normalerweise enthielten sie ein Körnchen intuitiver Wahrheit, wie sehr wahrscheinlich auch in meinem Fall. Aber trotz des Jugendkults sind die geistigen Fähigkeiten eines

Menschen in jenen namenlosen Dekaden nach, sagen wir, sechzig, nicht unbedingt verbraucht. Vielmehr kann sich seine geistige Aktivität auf merkwürdige Weise sogar noch beschleunigen.

Doch die Sache ist die, daß du mich in der Hoffnung angerufen hast, von mir deine Theorie bestätigt zu bekommen, daß die ganze Sache eine Halluzination war, eine Art Selbsthypnose, die aber keinerlei geistige Instabilität bedeutet. Du wolltest beide Erfahrungen unter den Teppich kehren, weil sie nicht in deine Vorstellungen von Realität passen. Aber da mache ich nicht mit. Deine Erfahrungen haben psychische Gültigkeit, und vielleicht auch faktische. Ich schlage also einige Experimente vor, statt hier immer nur um den Brei herumzureden.«

»Das ist unfair«, entgegnete ich. »Du versuchst, mich in die Rolle eines unreifen Knaben zu drängen, und dafür bin ich zu alt. Und in die eines moralischen Feiglings, und dagegen hab ich etwas. Ich bin so neugierig und aufgeschlossen wie jeder andere auch.«

»Teuflisch, was?« Er grinste. Ganz offensichtlich war er über mein Unbehagen entzückt. »Aber sag mir, was machst du, wenn du gerade über dreißig bist und entdeckst, daß die Welt halb verrückt ist? Weitermachen und das Spiel mitspielen oder versuchen herauszufinden, was nicht stimmt?«

»Aber wir versuchen doch herauszufinden, was nicht stimmt!«

»Indem ihr euch mit Ratten statt mit Menschen beschäftigt? Indem ihr euch in statistischen Analysen von Testdaten ergeht und die subjektiven Realitäten des menschlichen Geistes ignoriert?«

»Ach komm. Das sind ziemlich platte Einwände gegen den Behaviorismus, und das weißt du.« Aber er lachte mich ganz offen aus, und so zuckte ich die Achseln und gab für den Moment auf: »Also gut. Was stellst du dir vor?« Er würde

nicht gehen, bevor er sein Anliegen nicht losgeworden war, so viel war klar.

Er begann ziemlich langsam und bedächtig. »Untersuche zunächst beide Episoden ganz unvoreingenommen. Wenn du zu dem Schluß kommst, daß halluzinatorische Phänomene im Spiel waren, dann versuch mehr über das Wesen von Halluzinationen herauszufinden. Wenn du nicht sicher bist, dann geh der Sache weiter nach. Wenn du dann immer noch nicht zufrieden bist, dann möchte ich, daß du ein paar Experimente vornimmst. Und ich habe einige Bücher, von denen ich möchte, daß du sie liest. Ich erwarte natürlich von dir, daß du möglichst vollständige Protokolle anfertigst, mit einer Kopie für mich.«

Ram-Rams Erregung nahm mit jeder Minute zu. Ich starrte ihn an. »Warum probierst du das eigentlich nicht alles selbst aus?« fragte ich spontan.

»Das habe ich«, antwortete er. »Vorjahren, ohne erwähnenswerte Resultate. Ich glaube, du bist in dieser Hinsicht begabter. Nenn es die Intuition eines alten Psychologen, wenn du willst. Aber wenn du einen bestimmten Ort aufsuchen und korrekt berichten könntest, was du gesehen hast, während du dich außerhalb deines Körpers aufhieltest, dann hatten wir zumindest einen Anfang.

Ein paar andere junge Psychologen haben solche Experimente versucht, aber sie sind entweder ganz aus dem Establishment ausgestiegen oder haben es sich anderweitig mit den wissenschaftlichen Kreisen verdorben, etwa weil sie Drogen nahmen oder ganz einfach durch ihren Lebensstil. Der Weg ist also offen für jemanden wie dich, um - innerhalb des Systems - mit einigen ernsthaften Experimenten zu beginnen —«

Ich sah ihn an. Hatte er jetzt *völlig* den Verstand verloren?

»Hör zu, wenn ich tatsächlich meinen Körper verlassen haben sollte, dann weiß ich nicht, *wie* ich es gemacht habe, von einer Ortsveränderung... oder gar einer Rückkehr ganz zu schweigen.« Während ich sprach, entsann ich mich

meines Gefühls, als ich da draußen vor dem Fenster baumelte, und um eine plötzliche Unsicherheit zu überspielen, lachte ich. »Abgesehen davon, nimm mal an, ich verließ meinen Körper und könnte nicht mehr in ihn zurück?«

Das Leuchten schwand aus seinen Augen. »Ja, diese Möglichkeit gibt es immer, aber ich glaube nicht, daß da wirklich eine Gefahr besteht.«

»Aber ich hab doch nur einen Witz gemacht«, sagte ich völlig perplex.

»Tatsächlich?« fragte er ganz nüchtern. »Es gibt Geschichten von Leuten, die mit solchen Schwierigkeiten konfrontiert waren.«

»Was? Die ganze Idee ist doch völlig absurd!« Ich brüllte fast.

»Ach wirklich? Altweibergeschichten, wie?« Ram-Ram schüttelte den Kopf. »Vielleicht, vielleicht auch nicht.«

»Kein vielleicht«. Es ist Unsinn. Und was die Experimente angeht, so sprichst du wohl davon, daß ich einen Trip ohne Drogen unternehmen soll.«

»Und ohne jede Requisite«, antwortete er. »Ja, ich versuche dich für etwas völlig anderes zu begeistern. Ich versuche, dich dazu zu bringen, etwas zu tun, was ich versucht und nicht geschafft habe. Ich habe dir meine Motive erklärt. Das ist nur fair. Es gibt noch ein paar Dinge, mit denen ich noch nicht rausgerückt bin, aber wenn du dich dazu entscheiden solltest, dich mit mir auf diese Sache einzulassen, dann werde ich dich in mein volles Vertrauen ziehen. Aber wenn - und das ist ein großes Wenn -, wenn du imstande sein solltest, mit einiger Vorhersagbarkeit deinen Körper zu verlassen, dann könnten wir vielleicht wirklich etwas beweisen.«

»Und du könntest ein revolutionäres Papier veröffentlichen und müßtest dich nicht mehr auf deinen Lorbeeren ausruhen«, sagte ich langsam.

»Genau.« Er sah nicht im geringsten schuldbewußt aus, im Gegenteil, er schien mit sich sehr zufrieden zu sein. So fuhr ich fort: »Und ich wäre dein Preis-Thema und würde doch als Psychologe agieren, da ich die subjektiven Mechanismen erforschen würde. Und dein Ruf würde sicherstellen, daß unsere Ergebnisse veröffentlicht werden.« Er strahlte übers ganze Gesicht.

»Zugegebenermaßen«, sagte ich, »hatte ich schon einige Zweifel, was den Behaviorismus angeht. Aber schau: Die Erforschung der Auswirkung psychedelischer Drogen ist jetzt akzeptiert. Es ist schon fast ein alter Hut.

Encounter-Gruppen sind im Aufschwung, und einige Psychologen beginnen sich für Mind-Controlling zu interessieren. Aber das, wovon du da sprichst, riecht nach Okkultismus und weiß Gott noch was. Glaubst du ehrlich, daß es noch so viel über das menschliche Bewußtsein zu erfahren gibt? Ich muß zugeben, daß ich in anderer Richtung voreingenommen bin - nämlich daß Wahrnehmung nur das Resultat von Gehirnaktivität ist und sonst nichts.«

»Um so besser«, erwiderte Ram-Ram. »Das wird auch aus deinen Aufzeichnungen hervorgehen. Und es wird uns in wissenschaftlichen Kreisen gute Dienste leisten. Du warst kein Anhänger irgendeiner Richtung, damit fängt es an. Kannst du nicht sehen? Das werden sie sagen, und es ist zudem wahr. Aber wir müssen unsere Arbeit - wenn wir sie angehen — absolut geheim halten. Wenn es bekannt wird, daß wir diesen Versuch unternommen haben und gescheitert sind, stehen wir als Idioten da. Und deine Karriere ist keinen Cent mehr wert. Als erstes möchte ich, falls du überhaupt zustimmst, daß du dich mit den Methoden befaßt, außerkörperliche Zustände zu erreichen.«

»*Methoden?* Du meinst, es gibt bereits auch dafür Handbücher?« Aus irgendeinem Grund ließ mich dieser Gedanke in wildes Gelächter ausbrechen. Wahrscheinlich war es meine nervöse Reaktion auf die Ereignisse des ganzen Abends, aber die Bilder, die Ram-Rams Bemerkung in mir

heraufbeschworen, waren auch zu lächerlich. In der Zwischenzeit wechselte *sein* Gesichtsausdruck von Amüsiertheit zu offener Verärgerung, was mich nur noch lauter lachen ließ.

Unsere Unterhaltung endete kurz nachdem ich mich wieder gefaßt hatte. Ram-Ram ging in sein Apartment und kehrte mit einem Stapel Bücher unter dem Arm zurück, die er bei mir ablud. Als ich allein war, sah ich sie flüchtig durch und stellte fest, daß es sich um Bücher aus der Bibliothek handelte, die er vor einer Woche ausgeliehen hatte. Damals maß ich diesem Punkt keine Bedeutung bei. Auch an der Wahl meiner Vertrauensperson zweifelte ich nicht im mindesten. Hatte ich gewußt, was passieren würde, dann hätte ich Ram-Ram die ganze Nacht dabehalten und ausgequetscht. So aber ging mir erst Monate später ein Licht auf, wie schlau er vorgegangen war.

Kapitel 3

Ein Buch aus dem Nirgendwo und ein Interview in einer Nervenheilanstalt

Vielleicht können Sie sich meine Empfindungen ausmalen, als ich drei Tage später erfuhr, daß Ram-Ram sich freiwillig in eine psychiatrische Klinik begeben hatte und als schizophren diagnostiziert worden war. Auf ganz merkwürdige Weise war ich erleichtert. Ich würde das, was er mir an jenem Abend gesagt hatte, nun nicht mehr ernsthaft in Erwägung ziehen müssen. Und während er mir einerseits leid tat, fühlte ich mich andererseits auf absurde Weise frei.

Doch als ich mir unsere Unterhaltung und seine seltsame Erregung ins Gedächtnis rief, fragte ich mich, ob nicht unser Gespräch und meine bizarren Erfahrungen zu dieser Entwicklung geführt hatten. Wenn dem so war, dann muß der Ausbruch seiner Krankheit nur noch eine Frage der Zeit gewesen sein. Trotzdem dachte ich, daß mir eigentlich etwas hätte auffallen müssen. Und so beschloß ich, etwas schuldbewußt, Ram-Ram so bald wie möglich zu besuchen. Es sollte noch fast eine Woche dauern, bis sich die Gelegenheit dazu ergab. Einerseits war ich zu diesem Zeitpunkt stark in meine akademische Arbeit eingespannt, andererseits verschob ich den Besuch immer wieder. Mir fielen alle möglichen Ausflüchte ein, bis ich mich selbst beim Kragen packte und mir klar wurde, daß ich mir die Schuld für Ram-Rams Zustand gab. Ich reagierte ganz mechanisch, fühlte mich ohne Grund schuldig, sowohl gesellschaftlich als auch individuell fest darauf programmiert, es zu sein. Am nächsten Tag absolvierte ich also meinen Pflichtbesuch und begegnete zum ersten Mal Ram-Rams neuer Freundin -Queen Alice, wie sie genannt wird, eine exzentrische Dame, etwa in Ram-Rams Alter, die sich seiner angenommen hat.

Oder er hat sich ihrer angenommen. Diese Zusammenkunft war überaus entnervend und merkwürdig. Ich sage das, weil es fast so schien, als überprüfte Ram-Ram *meinen* Geisteszustand statt umgekehrt.

»Dr. Brail?« sagte ich und betrat mit federnden Schritten, Ruhe und Optimismus ausstrahlend, wie ich hoffte, den Gemeinschaftsraum.

»Ah, Jeffy-Boy, tritt ein in meine gute Stube«, begrüßte er mich mit dem süßesten aller Unschuldslächeln. Andere Patienten machten mir Platz. Ram-Ram spielte die Rolle des Freundlichen-alten-Psychologen diesmal perfekt. Die anderen Patienten umringten ihn wie Komparsen und bewunderten ihn, während Ram-Ram lächelte wie der Rattenfänger von Hameln.

Er zeigte in eine Ecke des Raums, wo ein alter Tisch stand. Ein ziemlich mitgenommenes Exemplar von Konferenztisch mit einigen kreuz und quer herumstehenden Stühlen. Wieder lächelte er mich an und nahm in einem der Stühle Platz, ganz so, als sei ich ein Patient, den er besonders gern hatte. Sein Benehmen suggerierte, daß dies praktisch sein Büro war. Er trug eigene Sachen, keine Anstaltskleidung. Als sei der Tisch sein Privatschreibtisch, fegte er einen Haufen zerrissener Zeitschriften beiseite.

Ich war verduzt, aber willens, in Anbetracht von Ram-Rams Zustand auf sein Spiel einzugehen, als er einer Frau winkte, an unseren Tisch zu kommen. »Liebe Queen Alice, setz dich zu uns«, sagte er. »Jeffy-Boy hier wird dich interessieren.« In diesem Moment begannen die anderen Patienten im Raum herumzuwandern, Geräusche von sich zu geben, zu husten und zu niesen oder auf andere Weise kundzutun, daß sie mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt waren und keinesfalls lauschen würden. Doch wirkten ihre Bewegungen irgendwie verstohlen und ziellos. Ich hatte keine Ahnung, wie ich auf diese Leute reagieren sollte, da ich eher gewohnt war, mit Laborratten umzugehen als mit Menschen.

Ich riß mich zusammen, lächelte jovial und fragte: »Nun, wie fühlen wir uns?«

»Gut, gut«, antwortete Ram-Ram, als sei alles in bester Ordnung. »Ich setze unsere Forschungsarbeit von hier aus fort, und Queen Alice ist meine Assistentin.«

»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen«, sagte ich nervös. Und Ram-Rams unverkennbarem Wunsch Folge leistend, drehte ich mich um, um die Frau anzusehen. Ich wollte ihn nicht verärgern, hatte aber auch keine besondere Lust, mich auf noch jemand anders einzulassen. Queen Alices weißes Haar umrahmte ihr Gesicht wie Dornengestrüpp. Sie trug Arbeitshosen und ein Hemd, und aus irgendeinem Grund verletzte ihre Aufmachung mein Gefühl für Schicklichkeit - eine Haltung, die unfair und lächerlich war, wie selbst ich in diesem Moment wußte. »Queen Alice?« fragte ich sanft und vermutlich mit der Andeutung eines Lächelns.

»Auch eine Art Spitzname oder besser ein Titel der Hochachtung«, erklärte Ram-Ram. »Im Grunde besagt er, daß sie nicht in ihrer Zeit lebt. Sie lebt im falschen Jahrhundert.«

»Eine schreckliche Unannehmlichkeit«, ergänzte Queen Alice. »Und so wenige verstehen. Oh, einige ja, das will ich nicht bestreiten. Aber nein, ich bin keine Königin. Ich erhebe keinen Anspruch auf *irdische* Hoheit... Ich nehme an, Sie sind ein Herr Ihres Jahrhunderts?«

»O ja, das ist er«, sagte Ram-Ram genüßlich und mit einem geradezu sarkastischen Kichern. Mir wurde die ganze Sache zu viel. Schon wollte ich mich mit einer Ausrede verabschieden, als Ram-Ram sich plötzlich fast fröhlich-konspirativ vorbeugte: »Wir haben nicht allzuviel Zeit, weißt du«, sagte er rasch. »Ich will dir also mitteilen, was ich bisher in Erfahrung gebracht habe.«

Ich verschob großzügig meinen Aufbruch und sagte: »Sprich weiter«, in der Hoffnung herauszufinden, wie »daneben« er tatsächlich war. Und natürlich war meine Neugier mehr als geweckt. Dies war meine erste Begegnung mit einem

schizophrenen Menschen. Wir hatten Schizophreniesymptome bei Ratten provoziert, indem wir sie einer desorientierenden Konditionierung unterwarfen, aber das war etwas anderes.

Und während ich nun versuchte, verständnisvoll und engagiert dreinzuschauen, beobachtete ich genau Ram-Rams Reaktionen. Er wirkte hektisch, als er nun mit schnellen, Dringlichkeit ausdrückenden Gesten sprach. Seine kleinen braunen Augen ließen dabei mein Gesicht nicht los, eine Ewigkeit nicht, wie mir schien. Er ließ nicht zu, daß ich wegsah, und unterstrich seine Sätze mit erregten Ausrufen wie: »Verstehst du? Verstehst du?«

Ich war gezwungen, »ja, ja« zu sagen und sitzen zu bleiben, während er mich mit dieser ungeheuren Intensität anstarrte - eine außerordentlich unbehagliche Situation, wie ich hinzufügen möchte, und sehr seltsam dazu.

»Die Menschen hier sind auf ihre Weise geistig vollkommen gesund«, sagte er. »Ein Fakt, den ich bei solchen Patienten schon oft vermutet habe. Sie sind nicht- ich wiederhole, *nicht-* geisteskrank. Verstehst du?«

»Ja, natürlich«, sagte ich. Ich wollte ihn nicht noch mehr aufregen.

»Aber abgesehen davon, jetzt hör zu. Es ist wichtig. Queen Alice hört Stimmen. Sie sprechen gelegentlich zu ihr und übermitteln die erstaunlichsten Informationen, wie es scheint. Einmal habe ich sie auch gehört, aber nicht so klar wie sie, und ich bin mir auch nicht sicher, ob es tatsächlich *dieselben* Stimmen waren. Ich glaube, daß es sich bei diesen Informationen um eine Art verstümmelten göttlichen Dialog handelt. Kannst du mir folgen?«

Seine Augen fixierten mich noch immer. Ich versuchte, meine fast erdrückende Niedergeschlagenheit zu verbergen: Das ein so großartiger Geist in so kurzer Zeit verfallen konnte. Ob es mir nun an praktischer Erfahrung mangelte oder nicht, ich wußte genug, um die klassischen Symptome seiner Krankheit zu erkennen.

»Verstehst du? Verstehst du?« fragte er ungeduldig. Seine ganz normale Kleidung und sein Aussehen standen in so scharfem Kontrast zu seinem verrückten Benehmen, daß ich schon bestürzt vom Stuhl aufspringen wollte, als er mich am Arm packte und festhielt. »Hast du schon mit deinen außerkörperlichen Experimenten begonnen?« flüsterte er heiser.

»Nein.«

»Nun, du mußt. Sofort. Es ist absolut wichtig.« Diesmal schrie er.

»Ja, ich werde es tun. Heute Abend.« Ich sprach so beruhigend wie möglich, hatte aber natürlich nicht die geringste Absicht, etwas Derartiges zu unternehmen.

»Er glaubt nicht an meine Stimmen«, sagte Queen Alice plötzlich. Ich wirbelte herum. Ich hatte ihre Gegenwart völlig vergessen. Sie erhob sich stirnrunzelnd und blickte mich mit dieser kompromißlosen Klarheit an, die, wie ich denke, Kinder und Verrückte manchmal an sich haben.

Ich wußte nicht, was ich tun oder sagen sollte. Ich wollte keinen von beiden verärgern. In diesem Augenblick kam ein großer, bäuerlich wirkender Mann auf uns zu. Er ging ziemlich rasch vorn über gebeugt auf den Fersen, nahm sich eine Zeitschrift vom Tisch und winkte mir verständnisvoll zu, »Mach dir nichts draus«, sagte er. »Von uns hört auch keiner Stimmen, so wie Queen Alice es tut. Vielleicht hörst du sie später von ganz allein. Man kann nie wissen.« Und mit einem aufmunternden Zwinkern ging er zurück zu seinem Stuhl.

Ich starrte ihm nach. Dieser... *Patient* wollte mir zu verstehen geben, daß ich im selben Boot saß wie sie alle - er versuchte *mich* zu trösten. Ich stand auf, um mich zu verabschieden. Und wieder begannen die Patienten mit ihren Wanderungen. Queen Alice straffte ihre dürren Schultern und fragte plötzlich: »Wer denkst du, daß du bist? Ich meine, wer stellst du dir vor, zu sein?«

»Niemand«, sagte ich.

»Das ist aber schlecht«, erwiderte sie, und Ram-Ram sagte mit einem verrückten Lächeln: »Das ist sein Problem.« Ich ging ohne ein weiteres Wort.

In der Tat war ich schockierter, als ich mir eingestehen mochte. Offensichtlich hatte die Unterhaltung in meinem Apartment Ram-Ram wirklich den Rest gegeben, denn nun nahm er an, wir beide führten gemeinsam ein esoterisches Experiment durch, bei dem auch Queen Alices Stimmen eine Rolle spielten. Ich schüttelte den Kopf. »Armer alter Ram-Ram.« Doch als ich zu Hause anlangte, spürte ich, wie meine Stimmung auf ganz ungewöhnliche Weise von Besorgtheit zu einer fast lethargischen Passivität umschwang. Und in dieser Passivität überkam mich ein plötzliches überschwengliches Gefühl, und es schien mir, daß sich alles zum Guten wenden würde, und keines meiner oder Ram-Rams Probleme irgendwie wichtig war.

Ich bin einfach überarbeitet, dachte ich. Ganz offensichtlich waren die beiden Erfahrungen, die mich dazu gebracht hatten, Ram-Ram anzurufen, eine ganz natürliche Folge meiner Erschöpfung gewesen. Ich beschloß, mir eine ordentliche Dosis Vitamin C einzuverleiben. Dann verstärkte sich mein überschwengliches Gefühl. Mir kam der Gedanke, daß da irgend etwas war, das ich sofort aufschreiben sollte. Fast automatisch spannte ich ein Blatt Papier in meine alte Schreibmaschine.

Ich erinnere mich an meine maßlose Überraschung, als ich dann las, was ich geschrieben hatte. Denn oben auf dem Blatt standen folgende Worte, die sich wie eine Überschrift ausnahmen:

Die weitere Ausbildung von Überseele Sieben

Ich war wie gebannt. Die weitere Ausbildung von was! Was war in mich gefahren, so einen Blödsinn zu schreiben? Doch während ich noch über diesen Worten brütete, wuchs meine Erregung. Plötzlich sicher geworden und voller Selbstvertrauen fing ich an zu tippen, so schnell meine Finger mithielten. Die Worte schienen von einem anderen

Ort aus durch mein Gehirn zu schlüpfen und auf das Papier, aber ich hatte keine Ahnung, woher das Material kam. Mehr noch, es schien sich eine Art Geschichte zu entwickeln. Ich war mir der Worte vielleicht eine Sekunde bevor meine Finger sie tippten bewußt, und zu meiner Überraschung steigerte sich die Geschwindigkeit noch. Ich hatte nicht einmal Zeit zu lesen, was da auf dem einen Bogen Papier stand, denn schon mußte ich das nächste Blatt einspannen. Zwei Stunden vergingen. Schließlich hielt ich inne. Völlig benommen zündete ich mir eine Zigarette an und fühlte fast sofort den Zwang, weiterzutippen. *War* es ein Zwang? Mit Sicherheit war es mehr als ein Impuls, doch war ich sicher, daß ich mich dagegen wehren konnte, wenn ich wollte. Ich entschied aber weiterzumachen, es als eine Art Experiment zu betrachten und zu sehen, was passierte.

Was passierte, war der Anfang eines Buchs mit dem schon erwähnten ziemlich merkwürdigen Titel. Von einer kurzen Pause abgesehen, tippte ich vier Stunden am Stück. Ich hatte keine Ahnung, wie die Qualität des Materials einzuschätzen war, aber in seiner Imagination und Phantasie kam es mir außerordentlich untypisch für meine Person vor. Außer trockenen akademischen Pamphleten hatte ich, seit ich erwachsen war, nie etwas verfaßt.

Den Rest des Abends verbrachte ich damit, meinen eigenen subjektiven Zuständen vor und während dieser Erfahrung nachzuspüren. Diesmal machte ich nicht den Fehler, jemanden anzurufen, aber mir war noch nie so mulmig zumute gewesen. Nun war ich mit dem physischen Beweis, der vor mir lag, konfrontiert — ein Stapel geschriebenen Materials, das *ich* auf eine mir unverständliche Weise produziert hatte. Woher kam es? Würde ich von diesem... Zwang wieder erfaßt werden? Und konnte ich mich wirklich dagegen wehren, wenn ich wollte, oder machte ich mir da etwas vor?

Aber all diese Fragen wurden von einem noch schrecklicheren Gedanken in den Schatten gestellt. Wenn

Ram-Ram als verrückt betrachtet wurde, weil er manchmal Stimmen hörte, was war dann jetzt mit *mir*? Wurde Schizophrenie möglicherweise durch einen noch unentdeckten Virus ausgelöst, mit dem Ram-Ram mich angesteckt hatte? Unmöglich! Aber diese Erklärung würde die ganze Sache zumindest in den Bereich des Realen und Logischen rücken. Ich weiß, es war idiotisch, aber ich nahm noch eine Vitamin-C-Tablette, große Dosen sollten ja gegen Infektionen helfen. Ich tröstete mich auch damit, daß keine akustischen oder visuellen Halluzinationen im Spiel gewesen waren.

Dieser Episode sollten noch zwei weitere folgen. Ich gebe hier ihre merkwürdigen Resultate unverändert weiter. Wenn Sie die Kapitel lesen, werden Sie sehen, auf wie seltsame Weise *Überseele Stehen* allmählich über die ganz alltäglichen Einzelheiten meines Lebens zu bestimmen begann.

Kapitel 4

Götter gesucht (oder Kapitel Eins von Jefferys »Die weitere Ausbildung von Überseele Sieben«)

Die Vorstellungsgespräche hatten nun schon Jahrhunderte gedauert oder auch nur Augenblicke, je nach Standpunkt. Überseele Sieben runzelte die Stirn, hängte ein Schild, *Bin heim Mittagessen*, an die Tür und sagte zu seiner Lehrerin Kypros: »Jeder will ein Gott sein. So was hab ich noch nie erlebt. Ich hab auch kein Vertrauen in diese Bewerber. Sie sind alle viel zu erpicht darauf.« Im Moment sah Sieben wie ein Guru aus, denn das war es, was die irdischen Bewerber vorzufinden erwarteten. Er betrachtete sich flüchtig in dem Spiegel, der im Wartezimmer über dem Couchtisch hing, und mußte fast wider Willen lächeln. »Ich finde, ich *hab* auch eine gewisse Ähnlichkeit mit Christus. Was meinst du?« Kypros' Gedanken bewegten sich so schnell, daß sie ständig ihre Gestalt wechselte. Doch hielt sie lange genug inne, um zu sagen: »Wenn Lydia bereit ist, wiedergeboren zu werden, dann verstehe ich nicht, warum du dir zu einem solchen Zeitpunkt all diese Mühe wegen ihr machst. Du wirst danach beurteilt, wie problemlos du ihr hilfst, ihr neues Leben zu beginnen. Eine für sie entscheidende Angelegenheit, die zugleich deine wichtigste Aufgabe in diesem Semester ist. Ich verstehe also überhaupt nicht, was diese Suche nach den Göttern mit dem Ganzen zu tun hat.«

»Was glaubst du, wie ich mich fühle, derart abgelenkt zu werden? Aber die Erziehung meiner irdischen Leute stößt in der Tat auf ein Hindernis, und das hat mit ihren Vorstellungen von Gott zu tun. Die irdischen Götter sind einfach senil. Leider. Aber was soll man tun? Wenn du Götter in die Zeit wirfst, dann färbt das, wie bei jedem anderen auch, auf sie ab. Es dauert nur, äh, ein bißchen

länger. Und wenn Lydia auch eine meiner Persönlichkeiten ist, so muß sie die Antworten doch selbst finden.«

»Ich hoffe, *du* denkst daran, Sieben«, sagte Kypros. »Und ich hoffe, du denkst auch daran, daß du dich in diesem Semester mit subjektiven Realitäten befaßt. Ich nehme an, dieses Schild *Bin beim Mittagessen* hat etwas mit irdischen Gebräuchen zu tun? Trotzdem bin ich mir nicht sicher, ob ich diese Szenerie, die du da für die Bewerbungsgespräche geschaffen hast, billige.«

»Es ist die Nachbildung des Wartezimmers eines Arztes, den Lydia in ihrem Leben im zwanzigsten Jahrhundert konsultiert hat«, antwortete Sieben sehr nachdenklich. »Ich versuche, möglichst viel an irdischer Symbolik einzusetzen, um ihr in ihrem Zustand zwischen den Leben ein Gefühl der Sicherheit zu vermitteln. Sie wird schrecklich unruhig. Mir gefiel diese Umgebung - Seelendoktor, so in der Richtung.«

»Diese Art Unternehmen könnte sehr kompliziert werden.« Kypros schwieg, um Sieben Gelegenheit zu einem Kommentar zu geben, aber als er stumm blieb und nur schuldbewußt errötete, verschwand sie. Ihre Stimme, die von nirgendwo zu kommen schien, sagte: »Wie es scheint, hast du aber keine wirklichen Probleme mit Lydia - jedenfalls nichts, womit du nicht fertig werden könntest —, also kannst du wohl ganz gut allein weitermachen. Paß nur auf, daß Lydia rechtzeitig geboren wird.«

»Also *gut*, komm zurück!« schrie Sieben. (In Wirklichkeit fand die ganze Unterhaltung ton- und wortlos statt.)

»Es gibt da tatsächlich ein kleines Problem«, erklärte er und wurde wieder rot, als Kypros zurückkehrte und diesmal ziemlich streng blickte. Sie materialisierte sich in einer Mischung von Mann und Frau. Alt und jung oder jung und alt, je nach ihren Reaktionen auf Siebens Worte, trat der eine oder andere Aspekt stärker hervor.

»Nun«, begann er zögernd, »tatsächlich ist es so, daß Lydia sich weigert, wiedergeboren zu werden, bevor sie sich nicht auf die Suche nach den Göttern begeben hat. Sie will

wissen, ob sie wirklich existieren oder nicht, bevor sie ein neues Leben aufnimmt. Alles in allem ist sie sehr stur, was diese Angelegenheit angeht.«

Kypros Gesicht wurde sehr alt und düster. »Und? Was noch?«

Überseele Sieben stieß einen tiefen Seufzer aus und strengte sich an, nur leicht (nicht tief) beunruhigt auszusehen. »Nun, Lydias künftige Mutter ist Bianka, wie du weißt - Josefs Frau. Und sie kommt jetzt gerade im Siebzehntenjahrhundert in Dänemark in die Wehen. Du erinnerst dich, Lydia hat sich entschieden, mit ihrem nächsten Leben in der Zeit zurückzugehen - natürlich in ihren Begriffen gesprochen. Ich meine, *wir* wissen, daß alle Zeit simultan ist, aber —« Seine Stimme verlor sich kläglich.

Kypros empfand so tiefes Mitleid mit ihrem Schüler, daß sie sich sofort die Gestalt eines freundlichen alten Arztes gab, was Siebens Stimmung für den Moment etwas hob.

»Im Grunde handelt es sich vor allem um ein Zeitproblem«, fuhr er fort. »Ich meine, 50 gesehen können die Geburtswehen nicht ewig hinausgezögert werden. Und dann besteht da natürlich immer noch die Chance, daß ich Lydia dazu bringe, ihre Meinung zu ändern.«

Kypros verschwand erneut, diesmal, weil ihre Reaktionen so blitzschnell kamen und so widersprüchlich waren, daß sie ihnen in keiner Gestalt Ausdruck geben konnte. »Willst du damit sagen«, fragte sie, »daß Bianka, Lydias künftige Mutter, drauf und dran ist, ein Baby zur Welt zu bringen, und Lydia sich erst auf irgendeine Pilgerreise zu den Göttern begeben will?«

»Äh, ich bin mir nicht ganz sicher, aber wenn ich die Zeitabfolge richtig sehe, dann geht Bianka davon aus, daß sie in den nächsten vierundzwanzig Stunden ihr Baby zur Welt bringt.« Sieben sprach sehr ruhig.

Schweigen.

»Natürlich gibt es wegen der Wahrscheinlichkeiten alle möglichen Varianten«, fügte Sieben hinzu. »Ich glaube, zwischen drei und achtundvierzig Stunden ist alles möglich.«
»Oh, wenn wir von den Wahrscheinlichkeiten ausgehen, dann könnte Lydia sich auch dazu entschließen, überhaupt nicht als Twiety wiedergeboren zu werden.« Diesmal schallte Kypros Stimme, hallte wider, war wie ein Donnerschlag. Laute und Silben wurden zu Bildern, wirbelten durch die Luft, fingen das Sonnenlicht ein und verwandelten sich in vielfarbige Prismen. Und auch diese Prismen *tönt*en, und die Laute und Silben zerbrachen, zersplitterten und erklangen in so vielen unterschiedlichen Tonarten, daß Überseele Sieben aufschrie und sich die Gurohren zuhielt.

Als das Getöse verstummte, sagte er mürrisch: »Das wäre doch nun wirklich nicht notwendig gewesen.« Und mit - etwas verspäteter - Würde: »Ich verstehe deine Besorgnis.«
»O Sieben!« Kypros nahm wieder eine Gestalt an, derer sie sich so oft bei derartigen Diskussionen mit ihrem Schüler bediente: die einer jungen Frau mit uraltem Wissen - oder die einer uralten Frau mit jungem Aussehen, je nach seiner (oder ihrer) Perspektive. »Du bist schließlich Lydias *Überseele*. Wie konntest du nur zulassen, daß sie so etwas tut?«

»Sie bringt mich ganz durcheinander«, gestand Sieben. »In ihrem letzten Leben hat sie überhaupt nicht an mich geglaubt. Nachdem ihr dann - nach ihrem Tod - klar war, daß sie tatsächlich eine Seele hat, wollte sie die Wahrheit auf dem Silbertablett serviert kriegen, wenn du mir die irdischen Worte verzeihst. Sie hat sich ganz selbständig dazu entschlossen, als Twiety, Josefs und Biankas Tochter, geboren zu werden. Aber wenn du mich fragst, dann treibt sie die Sache mit dem freien Willen zu weit. Jetzt ist sie sich nicht einmal mehr sicher, ob sie überhaupt wiedergeboren werden will, wenn sie nicht -«

Sieben unterbrach sich. In seinem Ärger hatte er vergessen, die halluzinatorische Arztpraxis aufrechtzuerhalten, ganz zu

schweigen von seiner eigenen Gestalt. Er und Kypros waren nun zwei Lichtpunkte inmitten des Nirgendwo. Sieben stellte rasch die Umgebung wieder her und hoffte, daß Kypros nichts bemerkt hatte, aber sie lächelte nur mild. Da sie nichts sagte, fuhr Sieben fort, als sei nichts geschehen.

»Es ist auch hart für den künftigen Vater. Ich hatte ja einige Probleme mit Josef. Erst wollte er ein Künstler sein, frei, ohne Verantwortung und Bindungen. Dann wollte er eine Frau und Kinder —«

»Und ,em«, fiel ihm Kypros ins Wort, »da seine Frau in die Wehen kommt, weiß er nicht, ob er überhaupt Vater werden will.«

»Du hast mir nachspioniert«, protestierte Sieben. »Du hast die ganze Zeit davon gewußt!«

»Und Lydia will, daß die Welt stillsteht, während sie den Göttern nachjagt. Ist es so?« fragte Kypros. Wieder begannen Laute und Silben in der Luft aufzublitzeln, wirbelten hinunter auf die rote Samtcouch in der Ecke und landeten schließlich auf den dunklen Ledersesseln.

»Fang nicht wieder damit an!« rief Sieben, aber es war schon zu spät. Überall flogen Töne und Klänge herum, einige klirrten wie Kristall, andere dröhnten donnergleich, als sie in verkettete Fragmente von Licht-und-Ton zerfielen. Sie sanken auf den weichen Teppich nieder und ringelten sich in einem Knäuel zusammen. Kypros, die das ganze Schauspiel nicht zur Kenntnis nahm, ja sich seiner nur halb bewußt war, sagte: »Eine Suche nach den Göttern kann eine sehr knifflige, ernste und zugleich spaßige Angelegenheit sein. Jetzt hör zu. Denk daran, daß sowohl Lydia wie auch Josef Persönlichkeiten von dir sind, sie besitzen also einige deiner Eigenschaften. Lydia behauptet, nicht wirklich an irgendwelche Götter zu glauben, weshalb sie sie natürlich so dringend finden will. Und —«

»Sie kommt«, rief Sieben. »Bitte sag ihr nicht, daß wir über all diese Dinge gesprochen haben. Sie hat, wie soll ich es

sagen, einen geradezu übertriebenen Sinn für Privatsphäre
—«

»In Ordnung. Aber deine eigenen Vorstellungen von den Göttern spielen auch eine wichtige Rolle, Sieben. Vergiß das nicht«, mahnte Kypros. Sie ließ die Laute und Silben verschwinden, und Lydia betrat das Zimmer.

Sie sah aus wie Anfang Zwanzig. Mit entschiedenem Schwung warf sie ihr langes schwarzes Haar zurück, schnippte mit den Fingern und sagte: »Eine Arztpraxis! Seelenklempner und all so was, wett ich.«

Überseele Sieben grinste. »Ich dachte, das paßt.«

»Tut es«, antwortete sie. »Ärzte, die sich um den Körper kümmern, sind nicht sehr kompetent, und Ärzte für die Seele sind wahrscheinlich auch nicht viel besser.« Doch sie lächelte und beförderte eine halluzinatorische Zigarette aus ihrer Hosentasche.

Sieben zündete sie für sie an und bemerkte zu Kypros: »Was habe ich dir gesagt? Sie ist... schwierig.«

Lydia war Kypros schon bei mehreren Anlässen begegnet. Sie lächelte ihr zu und zuckte die Achseln. Sieben übergang ihr frivoles Verhalten, das heißt, fast. Leicht stirnrunzelnd sagte er: »Wie dem auch sei, Lydia wird mich hinsichtlich der irdischen Bedingungen beraten, falls wir irgendwelche neuen Götter finden, die wir in die Zeit einschleusen können.«

Kypros verwandelte sich — mehr oder weniger - in eine junge Frau. Sie versuchte sich auf Lydia zu beziehen, indem sie eine ihr ähnliche Gestalt annahm. Doch ihre Gedanken rasten so schnell, daß es für Lydia aussah, als erschiene und verschwände sie immer wieder auf äußerst verwirrende Weise.

Lydia paffte nervös ihre halluzinatorische Zigarette und sagte: »Wenn ich wiedergeboren werden soll, dann möchte ich *vorher* alles über die Götter herausfinden — oder Gott oder was immer. Wenn ich erstmal im physischen Leben bin, dann werde ich abgelenkt, und deshalb will ich die Gelegenheit nutzen, solange sie sich mir noch bietet.

Ansonsten weiß ich nicht so recht. Die Götter haben, so weit ich das beurteilen kann, noch nie viel hergemacht - wenn es überhaupt welche gibt. Aber ich dachte, wenn wir einen akzeptablen Gott fänden, könnten wir ihn - nun, in die Zeit einschleusen. Oder *sie*. Die Erde konnte zur Abwechslung mal eine *Göttin* gebrauchen, wenn ihr mich fragt.«

Überseele Sieben lächelte Kypros strahlend an. »Siehst du, die Götter könnten gleich nach der Zeit von Lydias letztem Leben etabliert werden. Sie weiß alles über diese Epoche. Sogar ihre Vorurteile sind ihr noch frisch im Gedächtnis.«
»Ich nehme an, ihr betrachtet das als nützlichen Faktor?« fragte Kypros. »Wenn ich du wäre, dann würde ich die Finger davon lassen, irgendwelche neuen Götter in die Zeit zu setzen - *falls* du überhaupt welche findest, die bereit sind, sich auf ein derartiges Unterfangen einzulassen. Ich muß dir sagen, Sieben, es gibt da ein paar Dinge, die du wegen deiner Arbeit in diesem Semester absichtlich vergessen hast. Bei bestimmten Themen hast du nicht dein ganzes Wissen zur Verfügung, weil du sonst in die Versuchung kämst, deine Persönlichkeiten zu stark zu dirigieren.«

Etwas in Kypros' Rede brachte die Konturen von Siebens momentaner Selbstgefälligkeit zum Kräuseln. Er geriet fast in Panik, aber tapfer (wie er dachte) fuhr er unbeirrt fort: »Lydia weiß, was die Menschen von Göttern erwarten. Natürlich müssen wir erst mal die alten Götter überprüfen. Aber wenn wir irgendwelche neuen finden, dann müssen sie über die irdischen Gebräuche Bescheid wissen. Die Erdenmenschen halten ihr Geschlecht zum Beispiel getrennt, wie du weißt. Ein Leben lang halten sie an dem einen oder anderen Geschlecht fest.«

»Dem einen oder *anderen*! Es gibt also nur zwei?«
Kypros Worte hallten donnernd durch alle Erfahrungen Siebens und verstreuten überall Bilder. Millionen geschlechtlicher Variationen von pflanzlichem, mineralischem und tierischem Leben auf diesem Planeten blitzten vor seinem geistigen Auge auf. Die schier endlos

verknöteten und doch funkelnden Paarungen und Transpaarungen, durch die sich das Leben vervielfachte und erneuerte. Er wußte es. Er wußte all das, aber auf einer bestimmten Ebene hatte er es vergessen. Oder er hatte vorgegeben, es nicht zu wissen - aus einem bestimmten Grund. Für einen Moment trat Sieben aus seiner eigenen Vision in jene unermeßlich größere, und er hatte das Gefühl, tausend Köpfe zu haben, die sich alle drehten. Und irgendwo in einer Ecke seines Geistes fragte er sich mit Unbehagen, was er denn über die Götter vergessen hatte.

Kypros ungläubige Frage: »Nur zwei?« war immer noch zu hören, als Sieben sich wieder faßte. Diesmal nahm er die Gestalt eines vierzehnjährigen Jungen an, stand da mit gesenktem Kopf, plusterte die frisch geschaffenen Backen auf und sagte schmollend: »Kypros, das war nicht fair.« Kypros sah nun sehr viel älter aus als Lydia, ja, auf seltsamste Weise älter als irgend jemand, obgleich sich ihre Züge äußerlich nicht wirklich verändert hatten. Sie wollte Überseele Sieben und Lydia zulächeln, sie wollte sie beruhigen. Doch der Blick, mit dem sie die beiden durch ihr Wissen ansah, entfernte sie so weit von ihr, daß sie sie kaum noch wahrnehmen konnte. Sie durchstreifte Orte und Zeiten, manchmal schon müde, bis sie sie schließlich wiederfand. Überseele Sieben zuerst, angezogen von seiner ungestümen Energie, aus der nun eine tieferste Frage geworden war. »Wo warst du?« fragte er und sagte sich, daß er es eigentlich besser wissen müßte und diese Frage gar nicht stellen sollte.

»Ich weiß überhaupt nicht, was los ist«, protestierte Lydia. Sie ließ sich auf die halluzinatorische rote Couch fallen und blätterte nervös die Zeitschriften durch. »Ich habe den finsternen Verdacht, daß diese Suche nach den Göttern ganz anders enden wird, als wir denken.«

Sieben aber fühlte sich als vierzehnjähriger Junge zu einer uralten Kindheit hingezogen, fiel zurück in einen frischen Quell (der das Zentrum auch des winzigsten Lebensfunkens

war und ist). Und er wußte, daß das Erschaffen von Göttern ein Spiel für Kinder war - aber das einzige, das zu spielen sich lohnte.

Und als er *das* dachte, verschwanden Kypros und auch die Arztpraxis samt ihrer schönen Samtcouch. Er und Lydia waren sich selbst überlassen. Sieben war für einen Moment verärgert - er wollte Kypros noch nach so vielen Dingen fragen, doch es war zu spät. Dann sah er sich erwartungsvoll um. Die Umgebung veränderte sich, ganz zweifellos aufgrund von Lydias Überzeugungen, und Sieben wünschte sich sehnlichst, genauer darüber Bescheid zu wissen, was denn nun *wirklich* ihre Vorstellung von den Göttern war.

Kapitel 5

Die Suche beginnt, und ein Dämon am Fuße der Hügel

Lydia war schlecht gelaunt. »Ich dachte, nach dem Tod weiß der Mensch alles über Gott oder was auch immer. Und wenn ich auch, als ich noch physisch war, nicht glaubte, eine Seele zu haben, so ging ich doch davon aus, daß Seelen- sofern sie existieren — wenigstens die Antworten wüßten. Statt dessen bin ich hier und helfe meiner eigenen Überseele, die Götter ausfindig zu machen. Nach allem, was ich durchgemacht habe, bin ich mir nun über gar nichts mehr sicher.«

»Schscht. Willst du wohl still ein!« rief Sieben gereizt. »Wir sind im Territorium von jemand anderem. Das merke ich.« Lydia schnappte sich eine Zigarette aus der Tasche eines hastig halluzinierten Trenchcoats und sah sich unruhig um. »Was meinst du mit Territorium *von jemand anderem*?« Sie kniff die Augen zusammen. Die Dinge veränderten sich tatsächlich. Schattenwände um Schattenwände türmten sich auf, die zuvor nicht da gewesen waren. Und sie kamen auf sie zu. Lydia blieb stehen. Sie traute ihren Augen nicht. Keine Frage, die Wände schienen fast verstohlen auf sie zuzurücken.

»Auf der Erde wäre das hier wie ein fremdes Land, dessen Gesetze du nicht kennst, und das dir nicht zusagt«, erklärte Sieben. »Nimm meine Hand und sei still.«

Er klang sehr viel zuversichtlicher, als er sich fühlte. Die Gegend war durchtränkt von Persönlichkeitsmerkmalen, die er abstoßend fand. Furcht lagerte unsichtbar, doch deutlich wahrnehmbar über allem wie eine schwere, würgende Schlingpflanze, die jedem anderen Leben den Atem nahm. Und Wut kroch aus sämtlichen feinen Ritzen, die sich plötzlich vor ihren Füßen auftaten und sich fortsetzten wie bei einem Miniaturerdbeben, Sieben gefiel das gar nicht.

Aber noch waren die verschiedenen Elemente verstreut. Lydia an der Hand, schritt er vorsichtig voran, und so gelang es ihm, den wenigen klaren, noch offenen Flecken zu folgen. Zugleich spürte er, wie sich Furcht und Wut konzentrierten — als gehörten sie zu jemandem oder etwas.

Lydia hatte schon seit einem Jahrhundert, so schien es, keinen ihrer Sprüche losgelassen. Sie fing an zu zittern. Umgehend halluzinierte sie eine große braune Handtasche mit einem Revolver darin. Die Tasche schwang am Schulterriemen über ihrem Trenchcoat.

Das automatische Halluzinieren von Gegenständen war etwas, das Sieben ihr bislang erfolglos beizubringen versucht hatte. Doch sie war jetzt zu verängstigt, um ihren Erfolg überhaupt zu bemerken.

Irgend etwas oder irgendwer zog sich langsam um sie zusammen. Angst und Wut nahmen buchstäblich Gestalt an. Sieben fühlte eine immer stärkere Verdichtung, bevor er sie sah: eine gigantische, wirbelnde dämonengleiche Form mit einer schwarzen Mitte. Unwillkürlich wich er einen Schritt zurück. Der Dämon - oder was immer es war - *war* definitiv da, trat aus den Schattenwänden. Doch andererseits hatte er auch etwas an sich, ein *Nicht-da-sein*. Lydia öffnete ihre Tasche und griff nach dem Revolver.

Und in diesem Moment begann das Ding zu sprechen - jedenfalls kamen Worte von irgendwoher, obgleich Sieben wußte, daß die Zunge der Kreatur keine eigene Macht haben konnte. Und während dieses Etwas sprach, fuhr es wie ein riesiges bösesartiges Stachelschwein Pfeile des Terrors aus, die - quasi — in einer psychischen Haut staken, während ihm zugleich ein fauliger Geruch entströmte, der sich wie eine Natter um alles wand. Lydia ließ die Handtasche fallen. Der Boden unter ihnen wurde zu Treibsand, der die Handtasche, den Revolver und alles andere verschluckte.

»Tu was«, stammelte sie.

Sieben schloß die Augen und öffnete sie wieder. Nichts hatte sich verändert. »Wir sind unterwegs, die Götter zu besuchen«, sagte er höflich.

Irgendwo in der Nähe nahm ein gigantisches Kichern seinen Anfang. Und baute sich auf. Und schwoll an, bis es Siebens Gedanken und seine hart erkämpfte Fassung wegschwemmte. Riesige Zähne erschienen am Himmel, dem Boden unbehaglich nahe. Sie klappten mit jedem gottverlassenem Anfall von Gelächter auf und nieder, und das offene Maul zeigte einen Weg wie einen Schlund, der in Fernen führte, die selbst Siebens Vorstellungskraft überstiegen.

Lydia wimmerte.

Auch Sieben war ziemlich verängstigt und verwirrt. »Ich dachte, du glaubst nicht an Dämonen«, flüsterte er ihr zu. »Ich weiß nicht, ob ich wirklich an Götter glaube oder nicht, aber an Dämonen glaube ich«, bibberte Lydia und starrte auf die riesigen Zähne, die sich nun verflüchtigten, während die Monstergestalt näher rückte.

»Es gibt keine Dämonen«, sagte Sieben eindringlich. »Du mußt mir glauben.«

»Und was ist das?« schrie Lydia wütend.

»Auf die Knie, oder seid vernichtet!« dröhnte die Stimme, die aus der Kreatur zu kommen schien, doch ebenso aus dem Boden unter ihren Füßen und vom Himmel.

Sieben faßte schließlich wieder geistig Fuß. »Okay«, sagte er freundlich und bediente sich dabei absichtlich Lydias Ausdrucksweise.

Lydia packte Siebens Arm. »Wie *kannst* du? Du beugst dich dem Bösen!« rief sie.

»Willst du das hier gefälligst mir überlassen?« Sieben brüllte fast.

»Werft euch nieder, mit dem Bauch in den Staub«, beharrt das Monster nun zischend.

»Niemals«, kreischte Lydia zitternd. Sie schritt vor und sprach das Vaterunser, an das sie sich plötzlich erinnerte.

»Vater unser —«

»Lydia, das bringt nichts«, sagte Sieben. Doch Lydia war unfähig, darauf zu reagieren.

»Nieder mit euch und betet«, wütete das Monster.

»— der du bist im Himmel -«, betete Lydia.

Das läuft auf ein metaphysisches Brüllmatch hinaus, dachte Sieben, der nun selber allmählich wütend wurde. »Du glaubst doch gar nicht wirklich an einen Gottvater«, gemahnte er Lydia so sanft und rücksichtsvoll, wie es ihm unter den Umständen möglich war. »Aber du glaubst an *Dämonen*.«

»- geheiligt sei dein Name«, sagte Lydia mit zusammengebissenen Zähnen. Sie war nur noch einige Meter von der Kreatur entfernt, die nun rasch näher kam und dabei ständig ihre Form wechselte.

»Bete mich an«, befahl das Etwas, »oder sei vernichtet.«

»Vernichtet!« schrie Lydia verängstigt und vergaß fast zu beten.

Sieben wagte nicht, länger abzuwarten. Er ließ seinen eigenen Überzeugungen freien Raum, bis sie die gesamte Umgebung überfluteten. Das Monster verschwand, gerade als es sein riesiges, sich in diesem Moment materialisierendes Maul aufriß. Sieben zog Lydia weg, die noch immer das Vaterunser heraus schrie.

»Du hast Glück, daß du an *mich* glaubst«, sagte er angewidert. »Das alles haben wir nur dir zu verdanken. Und ich brauchte eine Weile, bis mir dämmerte, was da los war. Aber warst du etwa bereit, die Sache mir zu überlassen? Nein! Erst, als du vor Angst nicht mehr anders konntest.«

»Wie sind wir denn da rausgekommen?« fragte Lydia.

»Ich hab uns rausgeholt.«

»Du!« rief Lydia. »*Du* warst ein Feigling. Was für ein Benehmen für eine Überseele. Du warst doch bereit, alles zu tun, was dieses Monster da von dir wollte.«

Sieben seufzte. »Es ist einigermaßen schwierig, dir alles zu erklären, während wir noch mitten im Geschehen stecken. Schau dich um. Was siehst du?«

Lydia schaute - und schaute. Auf der Erde war eine Landschaft das geblieben, was sie gerade war. Hier aber schien man sich auf nichts verlassen zu können. Zunächst dachte sie, sie sähe eine Reihe von Bäumen, stachelige Formen im Raum. Und für einen Moment war sie ganz sicher, Piniennadeln zu riechen. Aber im nächsten Moment erbebt diese Formen und verdichteten sich auf seltsamste Weise und schienen auf Spitztürme und eine mittelalterliche Straße zu deuten. Doch *irgend etwas*, gleich, in was es sich verwandelte, schien immer da *draußen* zu sein.

»Es erinnert mich an ein impressionistisches Gemälde«, sagte Lydia. »Es sieht so aus, als hätte jemand sich bewegende Äste und Zweige gemalt und mit ein paar Farbtupfern Bäume angedeutet. Aber wenn man genau hinschaut, sind es gar keine Bäume.« Ihr gefiel der Effekt nicht besonders. Ihr aufs Konkrete gerichteter Verstand wollte eine eindeutige Umgebung, und das sagte sie auch. Überseele Sieben grinste. Er hatte sich mittlerweile in seine Version eines Malers verwandelt, eine ziemlich antiquierte Version in Lydias Augen. Denn er trug ein langes braunes Gewand mit einem dazu passenden Bart und fuchtelte mit einem Pinsel herum, der auch schon ein paar Jahrhunderte auf dem Buckel zu haben schien. »Dein Geist ist es, der diese Bilder malt oder die Umgebung gestaltet«, erklärte er. »Ich lasse im Moment absichtlich deinem Bewußtsein Vorrang. Vorhin hast du diesem Dämon Gestalt gegeben, weil deiner Überzeugung nach Götter und Dämonen eng miteinander verbunden sind. Suchst du nach den einen, findest du automatisch auch die anderen. Schlimmer noch, dein Glaube an Gottvater war weitaus schwächer als deine Gewißheit, daß es Dämonen gibt. Deshalb waren deine Gebete nichts weiter als eine Übung von Vergeblichkeit, und in gewisser Hinsicht haben sie nur deinen Glauben an das

Böse bestärkt. Du glaubst in Wirklichkeit, daß das Böse stärker ist als das Gute.«

»Na ja, auf der Erde scheint es ja wohl auch so zu sein«, antwortete Lydia säuerlich. »Ich sehe nicht, wie du dieses ganze Problem umgehen könntest. Wenigstens habe ich mich der Herausforderung dieser Begegnung gestellt.«

»Du kannst einfach nicht glauben, daß irgendwelche Götter existieren, wenn du unterwegs nicht auch auf ein paar Dämonen stößt, ist es nicht so? Wenn es so ist, hast du dir vielleicht mehr eingehandelt, als du wolltest. Und dann halte ich mich da lieber raus.«

»Heraushalten? Du meinst, du würdest mir nicht helfen?« Lydia konnte sich nur schwer konzentrieren. Die Umgebung verwandelte sich von einem schattigen Boulevard in eine düstere Seitengasse in irgendeiner Stadt in Ohio, in der sie in dem einen oder anderen Leben, wie sie sich erinnerte, einmal gewohnt hatte. Der Raum schien sich ständig vorzuschieben und wieder zurückzuweichen, wobei er immer neue Bilder mit sich brachte. Oder es war, als starrte sie in ein Schaufenster, dessen Spiegelungen nahezu lebendig wurden und so real wie die ausgestellten Gegenstände. Die Götter, dachte sie, sind wahrscheinlich auch nur Spiegelungen...

»Hör auf, hinzustarren«, rief Sieben. »Du verwischst die Ränder deiner Realität, und dafür sind wir noch nicht bereit.«

»Bereit wozu?« fragte sie verwirrt. Sie wünschte, er hätte den Mund gehalten, denn plötzlich wurden die Bilder sehr viel klarer, und fast konnte sie Stimmen hören.

»Lydia«, schrie Sieben, »laß dich nicht so treiben.« Aber es war schon zu spät.

Sie ist doch noch nicht bereit, dachte Sieben bekümmert, obwohl er sich dessen nicht sicher war. Aber ihm blieb nichts anderes übrig, als ihr zu folgen - und ihren tiefen Überzeugungen.

Die Reflexionen schimmerten, verdichteten sich zu einem funkelnden Kaleidoskop übereinandergeschichteter Würfel

und Kreise, die sich, von einem seltsam glimmernden Licht durchdrungen, gegen den dunkelvioletten Himmel abhoben. Dann festigte sich das Ganze binnen eines Augenblicks und gewann eine so vollendete Stabilität, daß die sich neu formenden Schlösser und Paläste eine Atmosphäre alter Noblesse ausstrahlten, einen Juwelenglanz, der gewiß schon gefunktelt hatte, als die Erde noch in ihren Anfängen stand.

»Das ist ja das Land der Götter... genauso wie ich es mir immer vorgestellt habe!« Lydia war so aufgeregt, daß es ihr fast die Sprache verschlug.

Sieben, der immer noch seinen Pinsel in der Hand hielt, seufzte. Er wußte oder glaubte zu wissen, wohin sie das alles führen würde. Aber er konnte sich nicht einfach einmischen und Lydia dirigieren - die Suche mußte *ihren* Wünschen und Glaubensvorstellungen folgen. Ihre Wünsche machten ihm keine Sorgen, ihre Glaubensvorstellungen waren eine andere Sache. Doch die Luft war so klar und funkelnd, daß sogar er sich belebt fühlte.

»Und es ist der phantastischste Sommertag, den man sich vorstellen kann«, schwärmte Lydia.

Genau das ist es ja, wollte Sieben sagen, aber er schwieg. Und während Lydia in Hochstimmung geriet, wurde aus ihren Hosen und ihrem Trenchcoat eine silberne Rüstung, wie sie Jeanne d'Arc auf einem Bild trug, das sie als Kind in ihrem letzten Leben einmal gesehen hatte. Und hier stand sie, Lydia, tapfer und jung, großartig in ihrem unbeirrbaren Entschluß, die Götter zu finden - und mehr. Und sie fand sie. Oder beinahe.

Und Sieben ächzte, als er ihre Bilder auffing: Sie war achtzehn gewesen, als sie diese Darstellung von Jeanne d'Arc gesehen und sich die gegenwärtige Szene vorgestellt hatte.

Die natürlich ziemlich real war.

»Nun«, sagte Lydia jetzt, »den Dämon sind wir ja wohl losgeworden, auf welche Weise auch immer. Er muß das Land der Götter bewacht haben.«

Sieben gab für den Moment auf. »Richtig«, sagte er pikiert. Die Szenerie nahm rasch alle Dimensionen von Wirklichkeit an. Berge erschienen in der Ferne, Straßen und Pfade schlängelten sich an ihnen hoch. Bäume materialisierten sich und wuchsen augenblicklich zu voller Größe auf. Seen flossen fast über von weichem Wasser. »Es ist so unglaublich«, sagte Lydia, »daß es einem glatt den Atem verschlägt. Ich muß mich mal einen Moment setzen.« »Tatsächlich? Wer hier wohl erschöpft ist«, murmelte Sieben, aber er war stolz auf Lydia. Die Szenerie *war* atemberaubend.

Jedenfalls, so lange sie Bestand hat, dachte er. Sein Gewand war zu dick. Er vertauschte es mit einem aus Seide, obwohl ihm klar war, daß nur sehr wenige Maler jeglicher Jahrhunderte Seidengewänder getragen haben konnten. Aber schließlich gibt es immer ein erstes Mal, dachte er, und blickte mit einigem Respekt auf Lydia. Niemand konnte bestreiten, daß sie ein unabhängiger Geist war. Sieben grinste. Da saß sie, zart, tapfer und aufrichtig. Ihre Unschuld und Intensität waren mehr, als er ertragen konnte. Er wollte sehen, wie weit diese Eigenschaften sie bringen konnten. Und wie als Antwort darauf wurde ein anderer Teil von ihm selbst geweckt, und alle seine eigenen Anfänge begannen sich zu mischen, aufzusteigen und aufzubranden. Er fügte seine Überschwenglichkeit, die nun in seine Erfahrung aller Zeiten und Orte, die er gekannt hatte, einfloß, der ihren hinzu, und die Szenerie gewann eine solch unglaubliche Klarheit, daß sie es mit jedweder Realität aufnehmen konnte, ja jede übertraf und doch auf glanzvolle Weise ganz sie selbst und nur sie selbst war.

Ein sommerlicher Pfad führte hinauf zu einem gigantischen Gebäude, das auf der Spitze eines Hügels stand. Und sie begannen ihren Aufstieg.

Kapitel 6

Josef in Schwierigkeiten

Zunächst kamen sie gut voran. Dann stellte Sieben fest, daß der Weg allmählich schlüpfrig wurde. Auch die klare Luft schien kälter zu werden. Und der Wind wehte plötzlich so eisig, daß er sich ein Malergewand aus Wolle und einen Schal zulegte.

»Ist dir nicht kalt, Lydia?« rief er, aber es kam keine Antwort. Er kniff die Augen zusammen und merkte, daß ein feines Schneetreiben eingesetzt hatte. Einen Augenblick lang konnte er so gut wie nichts erkennen. »Lydia?«

Er rief noch einmal nach ihr, als er sie in einiger Entfernung zu entdecken glaubte. Aber wo kam der Schnee her? Im nächsten Moment kam ihm die Antwort, und seine Freude schwand. Die Gestalt da vorn war nicht Lydia. Es war eine seiner anderen Persönlichkeiten - Josef, Lydias künftiger Vater. Sieben war so mit Lydias Erlebnissen beschäftigt gewesen, daß er darüber Josef fast völlig vergessen hatte. Na ja, nicht wirklich. Das wäre eine Übertreibung, sagte er sich rasch, mit schlechtem Gewissen. Aber er war ziemlich ungehalten, nun von Lydia weggerufen zu werden. Und die Erinnerung an seine letzte Begegnung mit Josef, der ihm wütend gesagt hatte, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und ihn in Ruhe lassen, machte die Sache auch nicht gerade besser.

Sieben mußte sich seine durchaus unfreundlichen Gedanken über Josef schon selber zuschreiben. Doch das war, wie er Kypros später erklärte, bevor er sich über dessen Situation klar wurde. Denn fast im selben Augenblick spürte er, wie niedergeschlagen Josef war, fühlte es, noch bevor er dessen halberfrorenen, am Berg kauern den Körper und eine Branntweinflasche etwas weiter unten am Abhang entdeckte. Eine trostlosere Szenerie ließ sich kaum vorstellen. Blitzartig

nahm Sieben alles in sich auf. Die mit Josefs Leben verbundenen Ereignisse sammelten sich, flossen wirbelnd in Siebens unmittelbare Erfahrung ein, prallten aufeinander, blitzten auf und verschwanden wieder, und Sieben fokussierte sich klar in der Gegenwart, die Josefs Erleben entsprach.

Unten im Bauernhaus des Siebzehnten Jahrhunderts, das von den Hügeln aus kaum zu sehen war, kam Josefs Frau Bianka in die Wehen. Sieben sah die Szene durch Josefs getrübtetes geistiges Auge. Josef war in einem Anfall von tiefer Angst und Besorgnis durch das Haus gestürmt, Gefühle, die er nicht auszudrücken vermochte. Alle vier Feuerstellen brannten hell, damit das Haus für die bevorstehende Geburt warm war. So war es überhitzt und (weil Josef den Kamin nicht ordentlich gereinigt hatte) verräuchert und voller Dampf vom Wasser, das in Eisentöpfen brodelte. Josef brüllte immer wieder, daß der Dampf seine Leinwände ruinierte - die allerdings schon seit Monaten unberührt standen und sich langsam mit einer dünnen Staubschicht überzogen hatten. Es schien, als sei er seit ewigen Zeiten nicht imstande gewesen, anständig zu malen. Der Geruch seiner Öligen Lappen in Verbindung mit dem Rauch und Wasserdampf verursachten ihm Übelkeit. Die Frauen schrien alle, und Bianka am lautesten. Sie lag im Bett und jammerte und sah so aufgequollen aus, daß ihm schien, sie würde im nächsten Moment bersten. Seine Schwiegermutter scheuchte ihn aus dem Haus in die Scheune.

Die plötzliche eisige Luft ließ ihn taumeln. Er starrte voller Abscheu und Liebe zugleich auf das Haus, zog seine Branntweinflasche aus dem Versteck im Heu und schnallte sich die Skier unter.

Die ersten Hänge hatte er leicht genommen. Er sang, um seine Stimmung etwas zu heben, und tat so, als sei er zwanzig und unverheiratet- ein herumziehender, fröhlicher Maler-, statt sechsundzwanzig und häuslich geworden. Er glitt ziemlich rasch durch den Schnee und trank noch mehr

und merkte nicht oder wollte es nicht merken, daß es dunkel wurde, und versuchte, Biankas starrende Augen zu vergessen. Er war entschlossen, diesen flehenden Schreien zu entkommen, die ihn aus Gründen in Angst und Schrecken versetzten, die er sich nicht erklären konnte. Wenn *das* Geburt bedeutete, dann, nun dann sollten die Götter verdammt sein, so es welche gab! Kein Wunder, daß Christus nicht Vater geworden war! Dieser Gedanke erschreckte ihn, er war frevlerisch. Nirgendwo steht geschrieben, daß Christus einen Penis hatte... »O Gott«, stöhnte er entsetzt auf. Sein Blick trübte sich. Wo war denn *dieser* Gedanke hergekommen?

Das Denken machte ihm ohnehin angst. Und um zu vergessen, versuchte er, geistig ein Bild zu entwerfen. Dann stürzte er, verletzte sich ein Bein, verlor einen Ski und merkte, daß beide Beine schon fast taub waren. Wie weit war er von zu Hause weg? Seine Kleider waren warm genug, um sich eine Zeitlang im Freien aufhalten zu können, aber er war schon so lange unterwegs. Oder doch nicht? Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Wie lange war es her, daß er so grob aus seinem eigenen Haus geworfen worden war? Nun, das würde ihnen noch leid tun. Seine Gefühle übermannten ihn. Er setzte sich auf, lehnte sich gegen einen Baum und starrte den Hügel hinunter. Die eisige Dämmerung setzte schon ein. Die kahlen, öden Hänge waren von einer Schneekruste überzogen, und es war beißend kalt. Er wußte, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte. Er mußte sich in Bewegung setzen, seinen zweiten Ski wieder einsammeln und sich auf den Rückweg machen, schneller, als er gekommen war. Er mußte sein Blut in den Adern wieder zum Strömen bringen. Doch er blieb störrisch sitzen und redete leise vor sich hin.

Es ist nicht recht, daß eine Geburt so tierisch ist, dachte er. Er konnte es nicht ertragen, sich vorzustellen, was Bianka durchmachte. Wie konnte aus ihren vergnügten Liebesspielen ein solcher... Schrecken werden? Gütiger

Gott! Und was nutzte es zu beten? Was wußte Gott schon vom Schrecken? Er, Josef, konnte mit dem christlichen Glauben nichts anfangen, und der nichts mit ihm. Was in Ordnung war. Aber jetzt brauchte er irgendeinen Trost... eine Versicherung.., daß die Geburt für Bianka nicht so schrecklich werden würde, wie er (und alle anderen) glaubten.

Wenn es einen Gott *gibt*, wenn es *Götter* gibt, dachte er... Aber das sind ja alles Kindermärchen. Und Biankas Christus, half er ihr etwa jetzt? Kurz bevor er das Bewußtsein verlor, stellte sich Josef vor, daß irgendwelche alten nordischen Götter in diesen Hügeln wohnten. Sie würden ihn aufwecken, ihn mit gigantischen Festen, glänzenden Schwertkämpfen und prahlerischem männlichen Gelächter willkommen heißen und ihm angekohlte süße Fleischbrocken reichen, Fleisch von Schweinen, die sie ihren Nachbarn gestohlen hatten. Götter, die ewig und männlich waren und keine runden, weichen Frauenkörper brauchten. Götter, die nicht auf so blutige Weise gebären mußten. Uralte Wikinger-Götter, die die langen Winternächte hindurch schmausten und zechten und feierten.

»Denkst du eigentlich auch mal an etwas anderes als an Essen?« fragte Überseele Sieben ziemlich gereizt. Josef hatte entschieden Fett um den Bauch herum angesetzt, seit er ihn sich das letzte Mal genauer angesehen hatte.

Josef öffnete seine geistigen Augen (seine physischen waren nahezu zugefroren).

Sieben nahm die Gestalt eines weisen alten Mannes an.

»Diesmal hast du es beinahe geschafft«, sagte er.

»Oh, du bist es«, stöhnte Josef. »Du mußt mich hier rausholen. Ich bin halb erfroren. Allein schaffe ich es nie nach Hause«, wimmerte er kläglich.

»Ich hoffe, du bist dir über den Ernst der Lage, in die du dich gebracht hast, gründlich im klaren.« Sieben sprach streng und sah so alt aus wie die Hügel, weise und verlässlich - und etwas wütend.

»Das ist nicht der richtige Moment für eine Predigt«, verteidigte sich Josef mit innerer Stimme. »Ich weiß nicht mal, ob ich dich wirklich sehe oder nicht. Aber wann immer ich dich sehe, träume ich entweder oder phantasie.«

»Du phantasierst immer«, erwiderte Sieben. »Hier.« Er halluzinierte eine Branntweinflasche. Josef setzte sich in seinem Geistkörper auf und trank so gierig, daß er sich verschluckte, während Sieben einen kurzen geistigen Ausflug zu Josefs Haus unternahm, um zu sehen, was sich dort tat. Ein Dampfbad! Die Wasserwolken stiegen an den Fenstern hoch und gefroren zu glitzerndem Eis, in dem das Kerzenlicht tanzte. Rauch lagerte wie eine tiefe dunkle Zimmerdecke im Raum, unter der die Familienmitglieder gebeugt und hustend und spuckend hin und her hasteten. Bianka lag im Zimmer der Eltern im ersten Stock. Sie sah aus wie eine verängstigte, große, blonde Puppe. Ihr für die Geburt zu Zöpfen geflochtenes Haar war naß von Schweiß und Dampf. Ihre hellblauen Augen blickten abwechselnd leer und zu Tode geängstigt. Frau Hosentauf, ihre Mutter, schrie drei anderen Frauen, ihren Basen, die aus für Sieben unersichtlichen Gründen fortwährend stöhnten und ächzten, immer wieder zu: »Es ist bald soweit!«

Ein großes, halbfertiges Gemälde stand auf einer massiven Staffelei am Dielenfenster, und die dort hängenden Lappen stanken nach der scharfen Flüssigkeit, mit der Josef täglich seine Pinsel reinigte, um Bianka glauben zu machen, er hätte gemalt. Weitere Tücher und Kleidungsstücke lagen in Haufen im Schlafzimmer herum, das für die Geburt vorbereitet worden war. Sieben, unsichtbar, kickte sie beiseite und ging hinüber zu Bianka.

Er hatte schon mehr Geburten miterlebt, als er sich entsinnen konnte, und sah sofort, daß Biankas Schmerzen im Moment von ihrer Angst und Furcht herrührten. Aber es war tatsächlich bald soweit, wie er mit einigem Unbehagen erkannte. Er würde für Lydia die Zeit beträchtlich beschleunigen müssen, denn wenn das Baby kam - mußte

Lydia da sein. Er versuchte, seine Sorgen hinsichtlich der anstehenden Geburt zu vergessen, um sich auf Biankas Gegenwart konzentrieren zu können.

Sie sah ihn nie. Kopfschüttelnd und leicht verärgert über Bianca, Josef und Lydia übermittelte Sieben: »Bianka, du bist noch nicht soweit. Deine Schmerzen kommen von deiner Angst. Atme tief ein. Laß los. Ja, genau so. Keine Sorge, so ist's richtig.«

Er schickte sanfte Energiewellen in ihren Bauch, sah, wie sie in ihre Gebärmutter und dann zu den Schenkeln hinunter wanderten, und wie Bianca allmählich eindöste. Sieben tätschelte freundlich ihren Bauch, und als sie ruhig war, ging er nach unten.

Die Männer, Elgren Hosentauf und seine Brüder, saßen in einem der Kuhställe, inmitten von Sägemehl und Heu, Tiergeruch und Mist und - wie Sieben sah — Branntwein. Die vier Männer hockten lachend beisammen, warm und gemütlich, die Mistgabeln neben sich, um im Fall, daß eine der Frauen hereinkam, behaupten zu können, sie hätten die ganze Zeit gearbeitet.

»Josef ist am Erfrieren und braucht eure Hilfe. Er ist seinen Lieblingsweg den Berg hinaufgestiegen«, sagte Sieben zu Elgren, Josefs Schwiegervater, und übermittelte ihm zugleich ein jammervolles Bild von Josefs Lage. Elgren fing plötzlich zu fluchen an, in seinem fetten Wanst grummelte es, er sprang auf. »Mir kam gerade der schreckliche Gedanke, daß Josef irgendwohin geflüchtet ist«, schrie er. »Wo ist er, mein dämlicher Schwiegersohn?«

Nachdem Sieben Bewegung in die Männer gebracht hatte und sah, wie sie erfolglos nach Josef fahndeten, verärgert die Pferde anspannten und sich aus der Wärme der Ställe in die Winternacht aufmachten, um ihn zu suchen, kehrte er zu Josef zurück. Das heißt, er holte den Teil von sich zurück, den er für seine Mission zum Haus ausgeschickt hatte. Für Josef war Sieben die ganze Zeit bei ihm geblieben.

Doch Sieben war besorgt. Josef glaubte, daß er am Erfrieren war (und er war am Erfrieren), und Sieben hatte Josefs Überzeugungen den Vorrang zu lassen. »Ich sterbe«, stöhnte Josef. »Meine Beine sind völlig taub. Nie werde ich meinen Erstgeborenen sehen, meinen Sohn, der ein feiner Herr werden wird.«

Sieben machte sich größere Sorgen, als er sich eingestehen wollte. Was, wenn nun die Retter nicht rechtzeitig eintrafen? *Eines* allerdings kann ich tun, Überzeugungen hin oder her, dachte er. »Schließ deine mentalen Augen«, wies er Josef an. »Und, übrigens, du wirst eine Tochter haben. Das heißt, wenn alles so läuft, wie geplant.«

»Ich phantasie doch wohl!« schrie Josef. »Ich habe beschlossen, daß es in jedem Fall ein Sohn werden wird.«
»Du und Bianka, ihr habt euch für ein Mädchen entschieden. Und wir werden hier draußen im Schnee nicht darüber streiten. Außerdem bist du betrunken!« rief Sieben.

»Ich will weder einen Jungen noch ein Mädchen«, seufzte Josef voller Selbstmitleid. »Ich will allein bleiben.«

»Schließ deine mentalen Augen und sei still!«

»Kommt nicht in Frage«, lehnte sich Josef auf. »Ich weiß immer noch nicht, ob ich wach bin oder träume.«

»Schau. Du regst dich immer auf, wenn du mit etwas konfrontiert wirst, das du nicht verstehst. Also schließ zu deinem eigenen Besten bitte die Augen.« Sieben sprach ganz ruhig.

»Ich weiß nicht, ob ich mich mehr vor dem Erfrieren oder vor deiner Hilfe fürchte«, ächzte Josef.

»Dir bleibt jetzt keine Zeit, das herauszufinden«, erwiderte Sieben und transportierte Josef blitzartig - physischer Körper, mentaler Körper, alles - an die fünf Kilometer weiter den Berg hinunter an eine gut sichtbare Stelle, wo ihn Elgren und seine Männer mit Pferden und Schlitten schneller finden würden. Josef kreischte: »Bei Gott, ich bin tot. Ich fliege durch die Luft, von Dämonen verschleppt.« Doch er kniff sich verstohlen ein paarmal in die Seiten seines mentalen

Körpers, um festzustellen, daß er doch noch ziemlich lebendig war.

Sein Traumkörper hatte sich jedoch von seinem physischen Körper gelöst, und plötzlich blickte Josef, buchstäblich neben sich stehend, auf seine zerknitterte, bläulich angelaufene, steife, durchnäßte und betrunkene Gestalt. Die Augenlider waren verklebt, weißer Frost lag auf den dichten dunklen Augenbrauen. Sein stolzer brauner Schnurrbart ähnelte den weißen Stacheln eines senilen Stachelschweins. Ihn überkam ein plötzliches, verlorenes Verlangen nach seinem Körper, mit dem er Liebe mit Bianka gemacht und seinen Samen gepflanzt hatte - nach seinen behaarten, normalerweise kräftigen Schenkeln, starken Armen, farbenbeschmierten Fingern. Und er schwor sich, daß er sich, sollte er je hier herauskommen, nie wieder beklagen wollte. Er würde Meisterwerke malen und zudem ein guter Ehemann und Familienvater sein.

Sieben wurde immer verlegen, wenn Josef sich erlaubte, seine Emotionen wirklich *zu fühlen*, statt nur mit ihnen zu spielen, wie er es normalerweise tat. Was würde passieren, wenn Josef sich tatsächlich darauf einließ? Wenn er sich seinen Gefühlen ehrlich überließ, statt den überkandidelten Künstler und Hanswurst zu spielen? Bequeme Sentimentalität war eine Sache - und Josef jammerte oft, laut, streitsüchtig und bombastisch. Aber seine Gefühle jetzt... gingen tiefer. Josefs plötzliches Mitgefühl für seinen Körper im Gegensatz zu seinem sonst üblichen Selbstmitleid brachte Sieben dazu, sanft zu sagen: »Dein Körper kommt in Ordnung. Wenn du mir glaubst, wird er auch rechtzeitig gefunden werden. Es wird ihm nichts Schlimmes passieren.« Josef starrte noch immer auf seinen Körper, und jetzt kehrte sein Selbstmitleid zurück. »Er wird erfrieren, das arme Ding«, schluchzte er.

»So könnte es kommen«, schrie Sieben gereizt. »Jetzt hör zu. Ich muß irgendwie deine Gedanken von deinem Körper abbringen. Vergiß ihn einfach!«

»Ihn vergessen?« schrie Josef, nun schon fast von Sinnen. Nichts würde Josefs Aufmerksamkeit von seinem Körper ablenken können, solange er ihn sah, erkannte Sieben. Aber der Körper war nicht in der Verfassung, daß Josef in ihn zurückkehren konnte.

»Ihr guten Götter da oben«, flehte Josef dramatisch. Was für eine glänzende Idee! dachte Überseele Sieben. Das könnte funktionieren - »Schau, hier drüben«, sagte er zu Josef. Josef drehte sich um und da er für einen Moment von seinem Körper abgelenkt war, konnte ihn Sieben rasch davon wegziehen. Josef überkam ein plötzliches Schwindelgefühl. Der Schnee um ihn herum wurde strahlend hell trotz der Dunkelheit, die noch vor einem Augenblick geherrscht hatte. Der Felsvorsprung über ihm erzitterte und verschob sich auf unbeschreibbare Weise, als er seinen Blick darauf richtete - und vor Josef erstreckte sich ein sommerlicher Pfad. Die Luft war im Gegensatz zur Eiseskälte gerade eben so warm und lieblich, daß er vor Freude und Erleichterung aufschrie. Und auch Sieben war erleichtert, denn Josefs Konzentration auf die Wärme würde helfen, seinen physischen Körper vor dem Erfrieren zu bewahren. Das heißt, so lange, wie er Josef beschäftigen konnte.

»Wo sind wir?« wollte Josef wissen. »Wie sind wir hierher gekommen?« Er sprach schnell und verhaspelte sich fast, denn er sah an seinem mentalen Körper herunter (in der Meinung, es sei sein physischer) und erblickte sonnengebräunte Arme, fühlte kleine Schweißperlen, die an seinen behaarten Schenkeln herunterliefen, und sah Füße, die aus einem braunen Gewand herausragten. »Und sieh mal!« schrie er. »Da ist noch jemand.«

Es war Lydia, die noch immer wie Jeanne d'Arc aussah, nur etwas müder als zuvor. Sie schnappte nach Luft, als sie Josef erkannte. »Was machst *du* denn hier?«

»Ich weiß nicht mal, wo dieses Hier ist«, entgegnete Josef freundlich. »Und dich kenne ich auch nicht.« Und dann verwirrt: »Oder doch?«

Lydia warf Sieben einen ungläubigen Blick zu. »Er entsinnt sich nicht, wer ich bin?«

»Nein. Und es wäre mir lieber, wenn du ihn im Moment auch nicht daran erinnerst«, antwortete Sieben rasch. »Ich habe einige ausgezeichnete und wichtige Gründe -«

»Welche?« fiel ihm Lydia ins Wort. »Ich glaube vor allem anderem an Ehrlichkeit. Und ich weiß nicht, ob du als Seele das Recht hast, wichtige Informationen vor Josef zurückzuhalten.«

Lydia gab ein faszinierendes Bild ab, und Josef starrte sie unverhohlen an. Er war nun bester Stimmung und ging völlig in diesem neuen Abenteuer auf, sein Elend und die Gefahr waren vergessen (und Sieben wollte, daß es für eine Weile so blieb).

Doch Lydia lehnte sich entrüstet auf ihr Schwert, das zu ihrer Aufmachung gehörte: »Ich denke doch, daß du Josef eine Erklärung schuldest.«

»Genau!« rief Josef. »Sag's ihm. Er schüchtert mich immer ein. Ich sehe ihn immer nur, wenn ich betrunken bin oder träume. Und im Moment weiß ich überhaupt nicht, was ich glauben soll.«

Lydia runzelte die Stirn. »Ich weiß nur eins. Ich bin es leid, wie Jeanne d'Arc daherzukommen, und ich habe es satt, ständig mein Aussehen zu wechseln. Ich möchte bei einer Gestalt und einer Umgebung bleiben. Warum können wir nicht hier übernachten und morgen das Land der Götter erkunden? Wenn es das Land der Götter ist.« Sie war müde und gereizt, und Sieben seufzte. Es wurde dunkler. Die Sonne sank. Violette Schatten füllten eine nahe Blumenwiese. Und in diesem Moment blitzten die Lichter in all den Palastbauten auf und strahlten von den Balkonen. Josef starrte: Nie in seinem Leben hatte er so viele Lichter gesehen.

Lydia lachte auf. »Die Straßenlaternen der Götter.« Sofort wurde sie wieder ernst. »Die Götter leben nicht wirklich auf irgendeinem Berg oder sonstwo. Das weiß ich. Ich muß die ganze Idee aus irgendeiner Legende aufgelesen haben.« Sie war nun wieder ihr zwanzigjähriges kritisches Selbst und sog nervös an einer Zigarette. »Du bist real«, sagte sie mit einem Blick auf Josef. »Ich habe dich schon früher getroffen, auch wenn du es vergessen hast. Und Überseele Sieben ist real, obgleich ich früher dachte, er wäre es nicht.«

»Na hör mal. Natürlich bin ich real«, schrie Josef. »Und irgendwie kommst auch du mir bekannt vor. Aber was tun wir hier? Ich muß träumen. Träumst du?«

»Wir sind auf einer Pilgerreise, um die Götter zu finden - wenn es wirklich welche gibt«, verkündete Lydia dramatisch und etwas sarkastisch, mit einem Blick auf Überseele Sieben, konnte aber eine gewisse schwebende Hoffnung in ihrer Stimme doch nicht verbergen. »Wie dem auch sei, du scheinst dich uns angeschlossen zu haben. Und mehr kann ich dir nicht sagen.«

Josef blickte finster. »Ich bin zwar nicht religiös, und die meisten Pfaffen sind für mich Halunken, aber es gibt nur einen Gott. Von Göttern zu sprechen ist Blasphemie.« Er war ehrlich und zutiefst entrüstet und hatte seine vormaligen eigenen Gedanken in dieser Angelegenheit völlig vergessen. Er blickte Sieben vorwurfsvoll an. »Ich wußte es«, jammerte er niedergeschlagen. »Warum kann ich nicht eine ganz gewöhnliche Seele haben wie jeder andere auch, eine, auf die man sich verlassen kann, statt irgend so einer verrückten, die sich auf heidnische Pilgerreisen begibt?« Aber dann hielt Josef nachdenklich inne. Alles, was er je über heidnische Götter gehört hatte, fiel ihm wieder ein. Orgien! Er erinnerte sich wieder an die nordischen Gottheiten und konnte fast das an Spießen brutzelnde Fleisch und das siedende Fett riechen. (Verdammt, bin ich hungrig!) Die Vielfalt sinnlicher Eindrücke überwältigte ihn und verbreitete

ihre verführerischen Düfte, so daß Lydia ausrief: »Irgend etwas riecht hier köstlich!«

»Schweinernes!« schrie Josef. »Ein gigantisches Festmahl -«

»Er phantasiert«, murmelte Elgren Hosentauf. »Schweiner- nes, so was auch.« Er und seine beiden Brüder knieten neben Josefs Körper und versuchten, ihn zum Schlitten zu schleppen. Es war eisig. Die Männer hatten das Gefühl, selbst am Erfrieren zu sein.

»Wach auf, Josef. Du mußt dich bewegen. Wach auf!« brüllte Elgren in Josefs Ohr. Er und seine Brüder packten Josefs Arme und bewegten sie auf und ab, dann seine Beine. Elgren zog Josefs steife Lippen auseinander und schüttete etwas Branntwein in seine Kehle. Josef würgte, spuckte, hustete - und öffnete seine physischen Augen. Und statt einer Sommernacht sah er Schnee und Elgrens besorgtes Gesicht dicht vor seiner Nase, große Poren und Mitesser, einige halb verhüllt von einem roten Wollschal. Aber vor allem sah Josef Elgrens zornige und doch erschrockene, von der Kälte verquollene Augen.

»Großer Gott«, schrie Elgren hin und her gerissen, ob er seinem Schwiegersohn nun einen Holzkopf schimpfen oder vor Dankbarkeit weinen sollte. »Er kommt zu sich. Helft mir.« Zu dritt zogen sie Josef auf den Schlitten, und Elgren setzte sich neben ihn, bewegte ohne Unterlaß seine Arme und Beine und zwang ihn, sich zu bewegen. »Laß mich schlafen«, murmelte Josef immer wieder. »Laß mich doch einfach schlafen.«

»Der Brand wird dich plagen«, murmelte Elgren. »Du verdammter Narr. Machst dich einfach aus dem Staub, während deine Frau niederkommt-« Doch schon spürten er und die anderen, wie sich ihre Stimmung hob. Auch sie waren froh, einmal der Luft im Haus entkommen zu sein. Die Suche und die erfolgreiche Rettung würden sie bei ihrer Rückkehr zu Helden machen. Trotzdem war Elgren besorgt. Er trieb die Pferde an: Josef hatte viel zu lange draußen in der Kälte

gelegen. Er runzelte die Stirn, fluchte vor sich hin, rieb Josefs Hände und nahm immer wieder einen Schluck aus der Brantweinflasche, um sich selbst warm zu halten. Ab und zu zwang er auch etwas davon Josefs Kehle hinunter. Der Schnaps, dachte Josef, ist exzellent. »Wo hast du ihn her?« Er hob einen schweren Krug hoch und grinste. »Gut genug für Götter«, sagte er, während Überseele Sieben besorgt drein blickte. Josef zuckte die Achseln. »Ich dachte, ich hatte einen kalten Luftzug gespürt, und das hier wärmt mich wirklich auf. Aber wie konnte ich Kälte fühlen? Es ist doch so warm wie im Sommer.«

»Nur deine Einbildung«, sagte Sieben.

»Ich dachte, ich hätte auch Stimmen gehört.« Etwas Brantwein rann seinen schönen braunen Schnurrbart hinunter. Er wischte ihn mit der Hand ab. »Hörst du Stimmen?« fragte er. »Es ist nur der Wind«, sagte Sieben rasch. Er wollte nicht, daß Josef in seinen Körper zurückkehrte, bevor er nicht wieder völlig aufgewärmt war, doch sogar er konnte die heiseren Schreie Hosentaufs hören, das Galoppieren der Pferde - die Hufeisen, die dann und wann in die Schneekruste einbrachen. Ein Pferd war an einem Vorderhuf wund. Sieben fing sich gerade noch rechtzeitig und blendete die Bilder aus, bevor sie alle drei auf dem Hosentauf-Schlitten landeten.

Lydia, die nun eine Bluse und Hosen trug, setzte sich bedrückt nieder. »Als ich diese Berge sah, war ich zuerst so aufgeregt. Ich dachte an den Olymp. Aber sehr wahrscheinlich ist da oben nichts, was real ist. Doch warum hat diese Szenerie etwas so Verführerisches?«

Sie starrte: Die warmen, hellen Lichter erstrahlten über den sommernächtlichen Hügeln. »Es *sind* die Berge des Olymp«, sagte sie verstimmt. »Mein Gott, ist das Universum riesig.« Ihr war nach Weinen zumute.

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, tröstete Josef sie. »All das kann sowieso nur ein Traum sein.« Ein sanfter Wind hüllte ihn ein. Er fühlte sich voller Lebenskraft und

betrachtete Lydia mit mehr als nur einem Anflug von Wohlgefallen. »Lassen wir uns da unter den Bäumen nieder«, schlug er in heiterer Zweideutigkeit vor, und sein Schnurrbart bebte.

Lydia begriff sofort seine Absicht. So kannst du dich nicht benehmen! wollte sie ihn schon anschreien. Ich werde als deine Tochter geboren, aber Sieben stoppte sie gerade noch rechtzeitig. Er wollte nicht, daß sich Josef an Bianka oder seinen Körper erinnerte, solange sich seine physische Lage nicht stabilisiert hatte. Wie Josef übertrieben auch die Hosentaufs oft die einfachsten Ereignisse ihres Lebens, und Sieben wußte, daß Bianka dort auf dem Bauernhof trotz allen Stöhnens und Ächzens noch nicht wirklich in den Wehen war - noch nicht. Er überprüfte Josefs halberfrorenen Körper, der zusammengesunken im Schlitten kauerte, und runzelte die Stirn. Es war nicht ausgeschlossen, daß Josef ein Bein verlor.

Einen Augenblick lang fühlte Sieben wirklich Verzweiflung: Er hatte mehr Probleme, als er brauchen konnte. Und was er *wirklich brauchte*, war eine starke Brise im Rücken des Schlittens und der Pferde. Die Pferde wurden allmählich müde. Was er wirklich brauchte, war - Sieben hielt inne. Plötzlich wurde die Szene in Dänemark leuchtend klar. Ein starker Wind kam hinter dem Schlitten auf und trieb ihn so schnell vorwärts, daß Elgren Hosentauf schrie: »Wo zum Teufel kommt denn plötzlich dieser Wind her?«

Und in einer Art naher Ferne hörte Überseele Sieben Kypros sagen: »Das ist die Hilfe, die du brauchtest. Und vergiß nicht deine Unterrichtspraxis in der Traumklasse.«

»Die hatte ich tatsächlich vergessen«, rief Sieben. »Ich -«, aber Kypros war nicht mehr präsent.

Josef sagte gerade: »Ich weiß, was ich gern täte«, und sah Lydia lüstern an.

»Kannst du nicht irgend etwas mit ihm unternehmen?« wandte sie sich ungeduldig an Sieben. Ihr schwarzes Haar bewegte sich sanft im Wind. Verunsichert strich sie die losen

Locken zurück und fragte sich, ob sie irgendein Verlangen nach Josef spürte. Um seine braunen Augen und auf seiner breiten Stirn lag ein warmer, feuchter Glanz. Sein Blick war gewiß einladend, aber sie konnte nicht vergessen, daß sie seine Tochter sein würde, jedenfalls vielleicht. Und darüber hinaus bezog sie sich auf ihn vom Standpunkt des wechselnden Alters eines ganzen Lebens. Blieb sie zwanzig, dann war Josef ein interessanter älterer Mann, galant und fast weltmännisch. Dann aber versetzte sie sich geistig in das Alter von fünfunddreißig, und von *da*. aus gesehen schien er auf belustigende Weise grob und tolpatschig. Sie verlor sich in diesen Gedanken, war fast quälend verwirrt, während sich Josef auf einer Felsbank niederließ, seine Beine übereinander schlug und sie mit Blicken bombardierte, die er für seine unfehlbar verführerischsten hielt.

In seinem Innern hörte Überseele Sieben eine unsichtbare Kypros sagen: »Schau zum Berg.« Und wieder verschwand ihre Präsenz, noch bevor er irgend etwas sagen konnte.

Sieben sah sich den Berg an.

Er hatte sich nicht verändert. Oder bewegte sich etwas dort oben an einem der fernen Palastfenster?

»Bei Zeus, entscheide dich, Weib!« donnerte Josef Lydia entgegen.

Kapitel 7

Versammelte Gottheiten

Zeus, der vom Berg herabblickte, sagte: »Sie sind schon wieder dabei. Ihre Energie und Ausdauer sind wirklich unglaublich.«

»Wahrlich so«, antwortete Christus.

»Aber sie verändern dauernd die Regeln«, klagte Zeus. Er lehnte sich auf seinem Samtdiwan zurück, beobachtete die Welten und Zeiten, die draußen vor den gigantischen Panoramafenstern aufflackerten, trank seinen Wein und befangerte müßig die göttliche Spinnen-Ragwurz auf dem Bronzetrichter neben dem Diwan.

Christus lächelte nur. »Ich weiß nicht, worüber *du* dich eigentlich beklagst.«

»Ach so, die Kreuzigung? Zugegeben, das war kein Spaß«, erwiderte Zeus.

»Aber die ganze Konzeption schon.« In Christi Stimme schwang Nostalgie. »Es gab großartige Momente, Momente, in denen ich dachte, schon fast zu ihnen durchgedrungen zu sein. Jerusalem war zwar nicht der Olymp - aber die Legende war da, die Erregung, die lehrreichen Kontraste.« Die beiden saßen für einen Moment (der Jahrhunderte währte) still da, hingen jeder seinen eigenen Gedanken nach und sahen zu, wie Nächte und Dämmerungen aufscheinend und verlöschend über die Erde hinwegzogen und über alle Erden darunter und darum herum, denn draußen vor den Fenstern des Ortes der Götter wehten Zeiten und Räume sanft vorbei, und die Pfade der üppigen Gärten verknüpften Welten.

Ein solcher Ort existiert natürlich nicht im gewöhnlichen, sondern - nun, im außergewöhnlichen Sinn, in den Palästen der Psyche. In einer inneren Welt, die so gesondert und personifiziert existiert wie Sie und ich und alle Leser dieses

Buches. In diesem Sinne sitzen Zeus und Christus und Mohammed und alle Götter beieinander und unterhalten sich. Und in diesem Sinne macht sich Überseele Sieben auf, die Götter zu suchen.

Palast hin oder her, nichts konnte jedoch über die Tatsache hinwegtäuschen, daß dies ein Zuhause alter Götter war. Zeus döste meist, Christus hatte ab und zu Alpträume von der Kreuzigung, und in einem der Höfe schwang Mohammed sein feuriges Schwert. Doch keiner seiner Gefolgsleute machte sich noch die Mühe, beiseitezuspringen oder Angst zu heucheln, und so hieb Mohammed weiter auf die Ungläubigen ein, zertrennte ihre Körper in zwei oder auch Millionen Stücke, die alle im nächsten Moment magisch wieder zusammengefügt waren. Bei Allah, das konnte einem glatt den Spaß am Töten verderben. Mohammed seufzte, und Allah, der am Rande stand und mechanisch in die Hände klatschte, war gelangweilt.

Im Grunde hat hier niemand mehr noch irgend etwas außer seinen Erinnerungen, dachte Zeus.

»Aber was für Erinnerungen!« echote Christus laut. »Irgendwie rührend. Sie kämpfen auf der Erde noch immer meinetwegen, sogar jetzt noch. Und warten auf das Zweite Kommen. Das soll der gesegnete Tag sein. Ich wäre *wirklich* verrückt, wenn ich da wieder hinginge.«

Zeus hob seine noch immer schwarzen Augenbrauen, die dichter waren als jeder Busch und sagte mit Donnergelächter: »Na komm. Du liebst es doch. Sie denken immer noch an dich, und das ist das einzige, was dich noch aufmuntert. Gib's zu.«

In Christi Augen blitzte für einen Moment der alte Elan auf, so daß Elektronenwelten in seinen Pupillen gefährlich aus der Bahn gerieten und auf vergessenen Inseln der Zeit kleine Vulkane ausbrachen. »Ich sollte tatsächlich zurückkehren und ihnen allen eine Lektion erteilen. Heuchler und Lügner! Absichtlich die Worte eines Gottes zu verfälschen. Heuchler und Lügner!«

Christus hämmerte mit seinem goldenen Stab auf die massiven Bodendielen ein, so daß scharfe Lichtsplitter überall herumflogen, und Zeus besänftigend sagte: »Vergiß es. Das ist jetzt alles vorbei. Und dreh bitte nicht durch. Du wirst es regnen lassen in - wo war es doch gleich? Ohio? Bei deinem letzten Wutanfall hatten sie eine Überschwemmung.«

»Das ist nichts im Vergleich zu dem, was du in Griechenland angerichtet hast und im ganzen Mittelmeerraum, was das betrifft«, erwiderte Christus und fing sich wieder. Aber dann schüttelte er sein großes Haupt, und verfilzte graue Locken fielen auf seine Schultern und sein etwas fleckiges himmelblaues Gewand. »Trotzdem ist es traurig. Dieser ganze Ort hier ist nur von alten Göttern bevölkert. Die Hälfte von ihnen hat vergessen, wer sie sind. Und niemand kommt zu Besuch außer diesen weinerlichen Bittstellern. Schlimm genug, daß sie mich mit meinem Vornamen anreden.«

»Du warst schon immer schnell deprimiert«, sagte Zeus. »Aber wir werden wiedererstehen. Du wirst schon sehen. Und wenn einer von uns es tut, dann tun wir es natürlich alle.«

In die glanzvoll ausgestattete Liegehalle trat die dunkle, gebeugte, wankende, aber doch gigantische Gestalt einer Göttin, das graue Haar verfilzt und starr von züngelnder Elektrizität; die Augen ein Furor herbstlicher Ekstase, gewaltig, aber doch so anrührend in ihrer Schwermut, daß sich der ganze Raum für einen Moment verdunkelte. Christus und Zeus warfen sich einen besorgten Blick zu. Zeus hüstelte entschuldigend, wie er es immer tat, wenn Hera, seine Frau, aus ihren Privatgemächern hervorkam. Sie war ziemlich verrückt. Sie dachte, sie sei gar keine Göttin. An schlechten Tagen (die natürlich Jahrhunderte dauerten) glaubte sie sogar, sie sei menschlich.

»Sie hat nicht einen einzigen, der noch an sie glaubt, das arme Ding«, sagte Zeus.

Hera ließ sich in dem thronähnlichen Schaukelstuhl mit den silbernen Kufen nieder. Ihr Gesicht war düsterer als tiefstes Zwielflicht. Eine Weile starrte sie aus den multidimensionalen Fenstern, dann sagte sie schließlich: »Ihr beide seid es, die verrückt sind. Wir sind keine Götter und Göttinnen. Sind es *nie* gewesen. Wir alle haben uns Illusionen hingegeben. Ich bin die einzige hier, die nicht verrückt ist. Ihr seid alle besessen: Christus von seiner Kreuzigung, du, mein lieber Gatte, von deinen Machtgelüsten, Mohammed von seinem magischen Schwert. Und Christus sieht ständig das Haupt von Johannes dem Täufer auf einem Tablett, das eine Tänzerin herumträgt. Göttliche Einbildungen!

Wahnvorstellungen! Traurig genug, daß ihr euch selbst etwas vorgegaukelt habt, aber dann auch noch einer Welt nach der anderen! Der Gedanke daran ist unerträglich. Wenn ich nicht Pegasus zur Gesellschaft hätte, würde ich tatsächlich den Rest meines Verstands verlieren.«

Bei der Erwähnung seines Namens erschien Pegasus, seine riesigen Flügel dekorativ über dem schmalen Pferderücken zusammengefaltet. Den größten Teil des Jahrhunderts war er herumgaloppiert, um in Form zu bleiben, und nun tänzelte er zu Hera hinüber und bleckte lächelnd sein prächtiges Pferdegebiss. »Redet ihr immer noch über diese alte Geschichte? Was ihr alle braucht, ist Bewegung. Das ist euer Problem, ihr braucht mal ordentlich Körperbewegung.« Er spreizte sich anmutig ein wenig und setzte hinzu: »Ich will ja nicht angeben, aber die Tatsache, daß ich Gott und Tier zugleich bin, scheint mir von gewissem Vorteil zu sein.« Hera strich geistesabwesend über Pegasus' Fell, während Zeus Christus nachdenklich ansah: »Angenommen, Hera hat recht? Ich meine, angenommen, ihre Verrücktheit läßt sie gewisse Dinge verstehen...?«

»Natürlich hat sie recht und zugleich völlig unrecht«, antwortete Christus.

Auf Zeus' Stirn erschien sein berühmtes Stirnrunzeln. »Jetzt hörst du dich wie Buddha an«, sagte er irritiert. »Der kann

auch nie mit einem klaren Ja oder Nein antworten. Er ist sich noch nicht mal darüber klar geworden, ob er die Existenz überhaupt mag.«

Pegasus göttliche Tiernatur gewann die Oberhand. Sanft befreite er seine Mähne aus Heras streichelnden Händen.

»Entschuldigt mich«, sagte er in herzlichem Ton. »Aber diese drückende Atmosphäre geht mir wirklich auf die Nerven. Und es ist mir schnurzegal, ob sich die Leute *meiner* entsinnen oder nicht, obgleich es nett ist, wenn es jemand tut. Ich kann immer rausgehen und unter den Sternen galoppieren und Gras zupfen. Und es tut mir nur leid, daß ihr das nicht auch könnt.«

»Wahrscheinlich galoppiert er überhaupt nicht, sondern benutzt seine Flügel, sobald er außer Sichtweite ist«, murmelte Christus sauertöpfisch.

Pegasus hörte seine Bemerkung, ignorierte sie aber. In seinen sarkastischeren Momenten dachte er, daß es weniger seine göttliche als vielmehr seine Tiernatur war, die ihn rettete, denn es war der kreatürliche Teil in ihm, der ihn so viel Gefallen am Detail finden ließ. Und dennoch sonnte auch er sich in einer Art allgemeinem diffusen Hochgefühl, das durchaus gewaltige Ausmaße annehmen konnte. So spürte er zum Beispiel jetzt, wenn er draußen war, mit Vergnügen das leichte Beben der Erde unter seinen Hufen, spürte, wie der Boden unter der Oberfläche in Bewegung geriet - kleine Erderschütterungen, die die schmalen Gänge um ein wenig verschoben, in denen die kühlen Würmer dahinglitten -, und erfreute sich am Sommermond, der sacht die Wurzeln des Grases erhellte, seine Strahlen hinunterschickte und die Erdwürmer in einen Hauch Silber hüllte.

Doch er konnte sich auch, wenn er wollte, seiner Flügel bedienen und in den Himmel aufschwingen und seinen Geist in Reiche schicken, die selbst für Götter außergewöhnlich waren. Jetzt knabberte er nachdenklich am Gras. Irgend etwas lag in der Luft — ein Hauch von Veränderung - ein

fremder Geruch. Er spitzte die Ohren. Wie ungewöhnlich! Da unten auf den Hängen waren... Besucher!

Die anderen Götter fühlten sich häufig einsam. Verschiedene Male hatten sie sich auf Pilgerreisen begeben, um Getreue zu finden, waren aber jedesmal durch irgendwelche unglücklichen Umstände gezwungen gewesen, ihre Reise abubrechen. Und auch hier wieder kommt es mir zugute, daß ich der Gott der Inspiration bin, dachte Pegasus, denn meine eigenen Gedanken stehen an Lebendigkeit jedweder Gesellschaft, ob nun sterblich oder unsterblich, in nichts nach. Tatsächlich dankte er oft seinen Gedanken für ihre lebhaftige und gesellige Art. Aber nun gab es vielleicht ein Festmahl, eine Aufmunterung, exzellente Gespräche und eine Abwechslung in der ewigen göttlichen Langeweile. Nein, Langeweile ist nicht das richtige Wort, dachte Pegasus. Götter sind nie *wirklich gelangweilt*. Es ist nur so, daß sie sich nicht mehr gebraucht oder erwünscht fühlen. Man hat sie sozusagen auf die Weide geschickt. Sie haben keine Pflichten mehr zu erfüllen.

Er an sich auch nicht, jedenfalls nicht auf herkömmliche Weise. Aber er hatte seine robuste Tiernatur, und zudem gab es immer wieder den einen oder anderen, der um Inspiration bat, auch wenn er nicht wußte, woher sie kam. Eigentlich, dachte Pegasus, während er dahintrabte, werde ich so oder so ziemlich oft angerufen, aber die Menschen vergessen häufig meine animalischen oder, schlimmer noch, meine spielerischen Eigenschaften. »Ach, was soll's!« Pegasus wieherte und galoppierte den Besuchern entgegen.

Überseele Sieben hörte den Hufschlag als erster und hielt sich die Ohren zu. Pegasus, noch in einiger Entfernung, wieherte ein Willkommen, um niemanden zu erschrecken. Er ergötzte sich am Klang der eigenen Stimme, denn dieser war die Quintessenz eines jeglichen und aller Pferde triumphierenden Begrüßungswieherns. Er scharrte und stampfte mit den Hufen, und die prächtigen Muskeln schwelgten noch in der kleinsten Bewegung. Und noch mal

wieherte er, sich seiner herrlichen Gestalt unter dem olympischen Himmel bewußt, während der volle Mond alle Gipfel und Felsen hell beschien.

»Was war denn *das?*«, keuchte Lydia.

»Es hörte sich an wie ein gigantisches Pferd oder wie hundert Pferde«, sagte Josef ein wenig verunsichert.

Pegasus trat langsam und majestätisch aus den Schatten.

Sein göttliches und animalisches Wesen verbanden sich so vollkommen, daß sogar Überseele Sieben für einen Moment staunend erstarrte. Vor Siebens, Lydias und Josefs Augen stiegen im Angesicht von Pegasus Gestalt Bilder von

unzähligen Ställen und Weiden und Kriegen und

Schlachtfeldern auf. Von Pferden, die tapfer Männer auf ihren Rücken trugen und ihren eigenen Schrecken vergaßen, während Schwerter aufblitzten und Kanonen donnerten. Von Pferden, vor den Pflug gespannt, die den Acker furchten.

Sieben, Lydia und Josef nahmen diese Empfindungen, vermischt mit den Gerüchen von Gras, Korn und Dung auf die eine oder andere Weise so tief in sich auf, bis für sie schon allein der animalische Teil Pegasus göttliche Dimensionen angenommen hatte. Aber daneben und daraus entstehend wurde seine Göttlichkeit zur Natur, wurde physisch - Natur, die sich in einem Pferd erkennt und in Kraft und Geschwindigkeit erstrahlt, bis zum Rand mit Kreatürlichkeit erfüllt.

Lydia, die mit Pferden nie viel hatte anfangen können, war zunächst verschreckt. Josef jedoch, der Pferde liebte, war voller Ehrfurcht und über seine eigenen Reaktionen zutiefst erstaunt. Er identifizierte sich mit Pegasus' Machtgefühl, stellte sich vor, wie das Tier dunkle Hügel hinabgaloppierte, und er erzitterte, fast schwindlig vor Hochgefühl. Sieben war nicht nur hochgestimmt; er fühlte sich stabilisiert und wiederhergestellt. Sein Erdenwesen schien seit Pegasus' Erscheinen in wenigen Augenblicken neue Wurzeln geschlagen zu haben, und er lächelte. Plötzlich verstand er Lydias Bedürfnis nach einem eigenen Platz im Universum,

und er selbst fühlte sich als erdverwurzelte Seele, aus der all seine Persönlichkeiten hervorgingen. Gleichzeitig durchfuhr ihn ein fast unerträglicher Schmerz. Er verschwand gleich wieder, hatte aber doch lange genug angehalten, um ihn die scharfe persönliche irdische Realität spüren zu lassen, in der jedes menschliche Wesen existierte -. Sieben war von Pegasus so fasziniert, daß seine Aufmerksamkeit von Josef abgelenkt wurde, der gerade Pegasus' Flügel entdeckt hatte und erschüttert vor sich hin murmelte: »Ein Pferd mit Flügeln... Wo gibt es denn so was...«

Elgren Hosentauf sagte besorgt: »Hört ihr das? Redet von einem Pferd mit Flügeln! Er ist wirklich fast hinüber.« Sie spannten die Pferde im Hof aus, wo die Pferdeäpfel in der eisigen Luft dampften, und rufend und lärmend bugsierten sie Josef in die Küche.

Seine Schwiegermutter schrie: »Rasch, setzt ihn hierher.« Sie riß die Herdtür auf, stützte Josefs Beine darauf, so daß seine Füße in die Öffnung hineinragten, nahm Backsteine, die sie erhitzt hatte, heraus, umwickelte sie mit Tüchern und schob sie zwischen Josefs Rücken und Stuhllehne. Das Feuer im Herd brannte hell. Sie warf noch mehr Späne hinein.

Josef indessen klappte die Augen auf und zu und brabbelte weiter von einem Pferd mit Flügeln. Einige Augenblicke lang fühlte er gar nichts. Dann begann es unter seinen Wollsocken zu brennen, zu kitzeln und zu stecken. Ein Geruch von nasser, dampfender Wolle stieg auf, und jemand packte seine Füße und zog mühselig die Socken ab, die an seinen Füßen nahezu festgefroren gewesen waren. Josef kam zu sich.

Er sah auf seine Füße, ferne, bläulich angeschwollene Gebilde, die jemand anderem zu gehören schienen. Seine Schwiegermutter versuchte ihm eine heiße Flüssigkeit einzuflößen. Eine Katze, die sich aus der Scheune hereingeschlichen hatte, sprang auf seinen Schoß und wurde ärgerlich von einer der Mägde weggescheucht. »Du

verdammter Holzkopf«, hob Elgren an. »So ein Narrenstreich in einem solchen Augenblick.« Josef stöhnte, schloß die Augen und tat, als sei er ohnmächtig geworden, um der bevorstehenden Strafpredigt zu entgehen.

Kapitel 8

Lydia begegnet Christus unter sehr unglücklichen Umständen

Als Josef verschwand, rief Lydia: »Jetzt hab ich ihm gar nicht gesagt, daß ich vermutlich als seine Tochter geboren werde. Daran hätte er sich wenigstens erinnern können.«

»Er ist ein wenig geistesabwesend«, murmelte Sieben. Er war damit beschäftigt herauszufinden, wie es Josef *zu* Hause erging und gleichzeitig Lydia zuzuhören.

»Du scheinst Probleme zu haben«, sagte Pegasus höflich.

»Kann ich irgendwie behilflich sein?«

Lydia runzelte die Stirn. »Du bist nur Teil eines lebendig gewordenen Mythos«, entgegnete sie streng. »Ich entsinne mich... Pegasus, der Gott der Inspiration -«

»Ja, ich habe dir oft geholfen, wenn auch nicht in dieser Gestalt«, antwortete Pegasus. »Du hast Glück, daß ich einer der Götter bin, an die du geglaubt hast, auch wenn deine Vorstellungen von mir ein wenig verworren waren.«

»Du wirst doch wohl hoffentlich nicht die Urheberschaft für all die Gedichte beanspruchen wollen, die ich in meinem letzten Leben geschrieben habe?« erkundigte sich Lydia säuerlich.

»Tust du es denn?« Pegasus lächelte.

»Natürlich. Was denn sonst?« erwiderte sie, aber dann fiel ihr ein, daß sie sehr oft das Gefühl gehabt hatte, es sei ihre Dichtung und auch wieder nicht.

»Du hast sie geschrieben«, sagte Pegasus ein wenig selbstgefällig, »aber ich habe dich hinauf in die lautere Sphäre getragen, in der Dichtung existiert.«

»Alles, was ich *damals* wirklich wollte, war Gedichte zu schreiben«, antwortete Lydia ein bißchen pikiert. »Und alles, was ich jetzt will, ist, die Götter zu finden, sofern es überhaupt welche gibt.«

»Nun, einen hast du gefunden.« Pegasus pochte in aller Bescheidenheit mit dem Vorderhuf auf das Gras.

Lydia war bemüht, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Ich habe tatsächlich, wie du sagtest, auf die eine oder andere Weise Inspiration erfahren. Aber, ohne deine Gefühle verletzen zu wollen, ich war doch nicht darauf gefaßt, ein Pferd als Gott vorzufinden. Göttlich oder nicht, ein Pferd ist ein Pferd, auch wenn es so eloquent ist wie du.«

Lydia erinnerte sich plötzlich, daß sie auch einmal Englischlehrerin gewesen war.

Überseele Sieben hatte daneben gestanden und Lydia den Gang der Dinge überlassen, aber nun unterbrach er sie nervös. »Ich schlage vor, daß du diese Unterhaltung beendest, Lydia. Womöglich könntest du es sonst bereuen. Inspiration *kann* sehr tickreich sein.«

»Nun, ich bin sicher, daß ich einen wirklichen Gott erkenne, wenn ich ihm begegne«, wandte sich Lydia an Pegasus.

»Aber auch ein Pferd mit Flügeln ist ein Pferd. Ich meine, Flügel bedeuten noch nicht unbedingt Göttlichkeit.«

Aus dem Nirgendwo hörte Sieben Kypros* Stimme. »Es wäre besser, du räumtest rasch mit einigen von Lydias irrigen Vorstellungen auf. Sie könnten *zu* unnötigen Komplikationen führen.«

»Du machst wohl Witze«, rief Sieben innerlich. »Sie ist furchtbar eigensinnig, und du weißt, das hier müssen wir auf *ihre* Weise handhaben -«

»Aber unter deiner Anleitung. Und vergiß nicht deine Unterrichtspraxis in der Traumklasse!«

Sieben blieb keine Gelegenheit mehr zu einer Antwort. Er fühlte, wie sich die Zeit zusammenfaltete, noch bevor sie es tatsächlich tat, und wußte, daß Lydia zu weit gegangen war. Er drehte sich zu ihr um. Sie sagte gerade: »Ich habe in meinen dunkelsten Augenblicken auf Erden um Hilfe gebeten, und kein Gott hat geantwortet.«

»Nicht, Lydia, nicht!« rief Sieben. »Wechsle das Thema, sofort!«

Doch sie blickte Pegasus trotzig an. »In meinen dunkelsten Augenblicken«, wiederholte sie. »Und nicht einer hat geantwortet.«

»Bist du sicher?« fragte Pegasus, und der Übergang ereignete sich so blitzartig, daß sogar Überseele Sieben überrascht war. Er hörte die Zeit knistern, und aus Lydias Pilgerreise wurde plötzlich ein Alptraum. Er sah sofort (in gesegneter später Einsicht, wie Kypros später bemerkte), was geschehen war: Lydia war in einen der schlimmsten und dunkelsten Augenblicke ihres letzten Lebens zurückgekehrt. Schon dem Tode nahe, saß sie in einem Rollstuhl im Aufenthaltsraum des Pflegeheims, in das sie ihre erwachsenen Kinder gesteckt hatten. Sie sah stirnrunzelnd aus den großen Fenstern den Hügel hinunter. Sie war festgeschnallt, von Medikamenten betäubt, aber sie fühlte sich wie betrunken, benebelt und innerlich so schwindlig, als hätte sie sich auf einer wilden Party tagelang vollaufen lassen. Doch sie wußte, daß sie nirgendwo gewesen war. Sie hatte dieses Pflegeheim nicht verlassen. Soviel war klar. Und es war auch klar, daß sie, Rollstuhl hin oder her, doch irgendwo gewesen war, auf einer Art Bewußtseinsreise, die sie nicht verstand. »Zeit für unsere Pillen, Süße.« Das war Mrs. Einzig, die Schwester.

Ich würd ihr gern was Süßes geben, dachte Lydia in einem Anfall von Wut. Ihr Zorn war kraftvoll, aber er trieb nicht mehr Arme oder Beine an, wie es früher gewesen wäre.

»Und jetzt machen wir den Mund auf«, sagte Mrs. Einzig, drohende Milde in der Stimme.

Den Teufel werd ich tun, sagte Lydia zu sich, aber zu ihrer großen Überraschung spürte sie ihren Kiefer schlaff nach unten sacken. Sie spürte die Pille diesen weichen, aber irgendwie fernen Tunnel hinuntergleiten, der überhaupt nichts mit *ihr* zu tun zu haben schien...

Sie starrte hinaus. Draußen vor den Fenstern hatte sich die Dämmerung ausgebreitet, und unterhalb des Hügel blinkten die Lichter einer Tankstelle. Wenigstens ist es immer eine

Tankstelle *gewesen*, dachte sie, und eine ganz normale dazu. Aber jetzt- in ihrem Blick lag sarkastische Neugier — hob das geflügelte rote Pferd auf der Neonreklame einen Vorderhuf und trat sacht hinaus auf den ersten schimmernden Luftsockel. Es schwang sich in die Luft, seine Flügelschläge rührten die frühnächtlichen Wölkchen auf, und es *wieherte*. Wie kam es, daß niemand sonst es zu hören schien? Lydia grinste, zumindest innerlich, sie wußte nicht, ob sich ihre Lippen überhaupt bewegten. In der Nähe waren Farmhäuser. Sie stellte sich vor, wie das fliegende Pferd allen Farmpferden da unten zuwieherte, sie befreite, ihnen ebenfalls Flügel verlieh, so daß Hunderte von Pferden plötzlich aus den Feldern aufflogen und ihre Herren ihnen verduzt und entsetzt nachstarrten.

All das sah sie vor ihrem geistigen Auge, und sie schüttelte den Kopf. Diese Pillen, sie machen mich verrückt. Als das magische Pferd die Tankstellenreklame verlassen hatte, hatte auch sie einen Moment lang gegen die eigenen Fesseln angekämpft, doch als die ganze Sache vorüber war, war sie niedergeschlagen in ihren Sitz zurückgesackt. Vage wurde sie sich ihrer Situation bewußt. Nicht nur, daß sie gefesselt war, ganz legal eingesperrt, so daß sie keinerlei Hilfe holen konnte, einen Anwalt vielleicht. Auch die Welt selbst veränderte sich. Nichts war mehr von Dauer. Entweder hatte auch das mit den verdammten Pillen zu tun, oder sie wußten Bescheid und wollten nicht, daß die Alten die Jungen darüber aufklärten. Das Geheimnis war, daß sich die Welt in Wirklichkeit dauernd änderte, und wenn man ausstieg, sah man die Wahrheit.

»O Lydia, so ist es und so ist es nicht«, rief Sieben. »Du mußt nicht die Erfahrung dieses Pflegeheims wiederholen.« Doch Lydia hörte ihn nicht, da sie in ihrem alten Leben nicht geglaubt hatte, eine Seele zu haben, und so wartete Sieben auf eine Gelegenheit, sie zu befreien.

Vielleicht werden die Dinge wieder klar, wenn man stirbt, dachte sie, doch sie zweifelte daran. Ihre Gedanken rollten

so rasch die Hügel ihres Bewußtseins hinunter, daß sie nur ein paar davon einfangen konnte. Der Rest verschwand. Wohin?

»Happahappazeit«, sagte Mrs. Einzig und baute sich mit einem Essenstablett vor ihr auf.

Lydia versuchte sich bequemer hinzusetzen.

»Vorsicht. Laß nicht das ganze schöne warme Essen fallen«, mahnte Mrs. Einzig mit schrecklicher Stimme.

Lydia betrachtete den Teller auf ihrem Schoß. Seine Wärme brachte wieder Leben in ihre Schenkel. Mrs. Einzig löste nun die Gurte, doch Lydia wollte nichts von diesem verdammten Essen. Sie nahm all ihre Willenskraft zusammen - denn Teile von ihr schienen sich an ihren eigenen, unbekanntenen Orten aufzuhalten -, konzentrierte sich präzise und klar, packte das Innere ihrer Muskeln, dirigierte sie ganz bewußt und schleuderte das Tablett von sich.

Dann lehnte sie sich befriedigt zurück und versuchte in aller Schärfe zu sagen: »Das halte ich von eurem verdammten vergifteten Essen«, aber Lippen und Mund schienen zu Watte zu werden und gaben weiche, weiße, flockige Laute von sich, die nichts besagten. »Lieber Gott«, schrie Lydia tonlos.

Mrs. Einzig sammelte Besteck und Teller auf, und Lydia bemerkte nun eine Veränderung an ihren Mitpatienten. Die alten Leute hatten schon die ganze Zeit in ihren Rollstühlen neben ihr gesessen, doch sie hatte sie ignoriert. Sie ignorierten sich immer gegenseitig, wenn die Schwestern im Raum waren, sie taten so, als seien sie verrückter, als sie waren. So hatte Lydia auch ihr Greinen und Quengeln im Hintergrund nicht zur Kenntnis genommen. Aber nun wisperten die Stimmen nicht mehr, sondern wurden laut und real und vital. Ja, sie dröhnten geradezu, fast lauter als jeder Donnerschlag, den sie je vernommen hatte.

»Was wir da gerade beobachtet haben, das ist wahre Auferstehung«, sagte Christus. In seinen Augen glomm es.

»Wer bist *du* denn?« Lydia schnappte nach Luft und merkte, daß sie zur Abwechslung normal sprach.

»Jesus Christus«, antwortete Christus herzlich.

»Und Zeus, zu deinen Diensten«, meldete sich Zeus.

Lydia, die die beiden für neue Patienten hielt, fragte sich, wie es kam, daß sie plötzlich ordentlich sprechen konnte. »Alle halten sich hier für einen Gott«, antwortete sie schließlich und bewunderte den ironischen Ton in ihrer Stimme. Und wie kam es, daß sie plötzlich auch so klar denken konnte?

»Natürlich«, erwiderte Zeus. »Das sind wir ja auch alle.«

»Du *denkst*, du bist einer«, bemerkte Hera, die in den Raum trat, sich setzte und ihren gewaltigen Samtrock über den goldenen Diwan breitete. »Sie sind... göttlich angehaucht«, wandte sie sich an Lydia. »Ziemlich verrückt, wenn auch, zugegebenermaßen, auf charmante Weise. Wer wären sie denn schließlich ohne ihre Wahnvorstellungen? Oder sind sie tatsächlich senile Götter?«

Lydia traute sich nicht, irgend etwas zu erwidern.

»Und du mußt doch nicht so schrecklich aussehen, oder?« fragte Hera. »Verwandle dich in jemand Erfreulicheres. Auch wenn Christus und Zeus nicht wirklich Götter sind, so glauben sie doch, daß sie es sind, und ich behandle sie entsprechend.«

Lydia sah an sich herunter und bemerkte die klebrigen Essensreste an ihrem Nachthemd.

»Hier, meine Liebe.« Hera reichte ihr einen silbernen Spiegel.

Lydia blickte hinein und erschrak, als sie ihr altes Gesicht sah -ein knochiges, faltiges, von Bitterkeit, Wut und Mißvergnügen erfülltes Gesicht. Und doch war sie damit einverstanden. Selbst in ihrer Verwirrung war ihr jedoch klar, daß *Unzufriedenheit* hier fehl am Platz war. »Was soll ich denn tun?« fragte sie. »So sehe ich eben aus. Das bin ich.«

»Das ist nur *eines* deiner Ichs, Liebes«, bemerkte Hera mit einem sanften Anflug von Mißfallen. »Jetzt komm, verändere dich. Wir essen gleich.«

»Fisch aus Galiläa«, sagte Christus.

»Die besten Gänse aus Rom, ein Festmahl, wie es Göttern zukommt«, sagte Zeus.

»Jetzt mach schon«, drängte Hera, und Lydia starrte in den Spiegel, denn jetzt sah sie sich als Siebenjährige, schmollend. Sofort erinnerte sie sich an den Vorfall. Erste Grundschulklasse. Sie hatte einen Wutanfall bekommen, und die Lehrerin hatte sie gezwungen, ihr wütendes Gesicht so lange im Spiegel zu betrachten, bis sie selbst lachen mußte. Nun blickten sie diese ernsten, selbstgerechten, wütenden jungen Augen an, so frisch, so unschuldig erzürnt, daß Lydia weinen wollte. Das Gesicht des Kindes war so... kosmisch komisch, so komisch auf eine Weise, die sie erfühlen, aber nicht verstehen konnte, daß Lydia plötzlich das Kind im Spiegel angrinste.

»Das ist schon viel besser«, kommentierte Hera (und die Lehrerin).

Und nun - Lydia schnappte wieder nach Luft - sah das Kind, das sie gewesen war, *sie* an, die alte Frau, die grinste. Und es war *dieses* Gesicht, faltig und doch sonnig, das das Kind sah und mochte, das Gesicht, das es zum Lachen gebracht und den eigenen Zorn hatte vergessen lassen.

Die Oberfläche des Spiegels kräuselte sich. Das Gesicht des Kindes verschwand. Lydia sah nun ein würdevolles, komisches, perfektes, altes, lächelndes Gesicht, das das ihre war.

»Na, das war doch gar nicht so schwer, oder?« fragte Hera (und die Lehrerin). »Du kannst auch diesen Rollstuhl verändern«, schlug sie wie nebenbei vor, während sie ihr Gewand neu ordnete und eine sommerliche Stola umlegte.

Lydia war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie tat. Sie bemerkte, daß sie nicht mehr im Rollstuhl festgeschnallt war. Aber das war doch, weil sie zum Essen die Gurte gelöst hatten. Oder?

»Hilf ihr, Christus«, sagte Hera.

Christus beugte sich anmutig vor. »Ist dir klar, wer ich bin?« fragte er.

Lydia blinzelte ihn verunsichert an. War er der alte Mann, der im Pflegeheim immer neben ihr saß, ein seniler, alter Tölpel wie sie selbst? Oder war er ein alter Christus, wie sie ihn nie auf einem Bild gesehen oder in der Bibel beschrieben gefunden hatte? Jedenfalls, entschied sie, ist er nett. Warum also sollte sie seine Gefühle verletzen? »Du bist Christus«, sagte sie mit einem Seufzer.

»Wahrlich«, antwortete Christus. »Und ich sage dir, daß du du bist, gleich ob du zu irgendeinem Zeitpunkt jung oder alt oder männlich oder weiblich bist. Du brauchst jetzt nicht alt und krank zu sein. Ganz gewiß nicht *hier*. Und auch nicht dort. Also nimm die Gestalt an, die du am liebsten hast.«

»Und dann können wir uns vielleicht endlich dem Essen zuwenden«, murmelte Zeus. Aber Lydia hörte ihn nicht. Sie starrte Christus an. Er klang so absurd *sicher*. Seine grau-weißen Locken bebten vor Überzeugung, als er mit dem Kopf nickte. Seine braunen Augen blickten still. Sie waren weit geöffnet und hatten diesen unschuldigen Ausdruck der ganz und gar Senilen. Er wollte so sehr, daß sie ihre Gestalt veränderte, und sie wollte ihm nicht das Herz brechen.

»Tochter«, sagte er.

Und plötzlich war sie tatsächlich eine Tochter, jung, strahlend und ungläubig!

»Das war hervorragend getan, Christus«, lobte Hera.

»Ja, ich habe immer noch ein Händchen dafür«, antwortete Christus und rieb sich mit sichtlicher Zufriedenheit die alten, faltigen Hände.

»Gut, dann laßt uns jetzt essen«, rief Zeus. Er klatschte in die Hände, und ein mit Delikatessen beladener Tisch erschien. »Und jetzt, da wir alle sitzen, sag uns doch, aus welchem Grund du gekommen bist«, bat er und langte nicht gerade anmutig nach einer Lammkeule.

Lydia sah auf, um ihm zu antworten, und hielt verwirrt inne. Plötzlich blickten seine Augen jung und herzlich - und sehr, sehr vertraut. Sie gehörten Überseele Sieben, und als ihr das klar wurde, verschwand die ganze Szene, und ihr fiel alles wieder ein. »Was ist passiert?« rief sie. »Oh, war das schrecklich. Ich habe noch einmal einen meiner dunkelsten Augenblicke durchlebt —«

»Und du hast um Hilfe gebeten und sie bekommen«, antwortete Sieben. »Das hast du bequemerweise vergessen. Ich hatte selber auch nicht gerade eine angenehme Zeit, bis ich zu dir durchdringen konnte. Ich bin ganz erschöpft.

Außerdem habe ich eine Verabredung, auf die ich alles andere als erpicht bin: eine Traumklasse mit einem ganz besonders schwierigen Studenten.«

Er wollte hinzufügen, »so wie du«, unterließ es aber. Zum einen waren Lydias Fehler wenigstens aufregend, und zum anderen war er zu klug, einen Streit vom Zaun zu brechen. Statt dessen sagte er: »Ich war so mit deinen Schwierigkeiten beschäftigt, daß ich jemand anderen ganz vergessen hatte, der mich dringend braucht. Nun, ich habe ihn *beinahe* vergessen«, verbesserte er sich für den Fall, daß Kypros zuhörte.

Sieben hatte Lydia in einen der endlosen Gänge geleitet, die die verschiedenen Bereiche des Alterssitzes der Götter miteinander verbanden. »Kann ich mich darauf verlassen, daß du hier wartest, bis ich zurückkomme?« fragte er. »Du brauchst ohnehin eine Weile Ruhe, um deine Erlebnisse zu verdauen.«

Lydia war so glücklich, wieder gesund und stark zu sein, daß sie nur nickte. Sieben wollte ihr noch einige andere Dinge sagen, aber jetzt begann sich die Umgebung zu verändern, oder vielmehr, er zog sich aus ihr zurück. »Lydia, vergiß nicht, daß —« begann er, aber Lydia hörte ihn natürlich nicht mehr.

Kapitel 9

Überseele Siebens Schüler Will möchte aus dem Lebenskurs aussteigen

»Was hast du gesagt«, fragte Siebens Schüler, Will, da Siebens an Lydia gerichtete Worte im Traumklassenzimmer gesprochen wurden, in das sich Sieben ganz unförmlich versetzt sah.

»Tut mir leid, daß ich spät dran bin, ich sprach mit jemand anderem«, murmelte Sieben etwas atemlos. »Laß uns jetzt die Weltprobleme nochmals durchgehen.« Er versuchte nicht auf die halluzinatorische Uhr zu schauen, die an der gleichermaßen unrealen wie entschieden vorhandenen Wand des Traumklassenzimmers hing. Das Unterrichten war nicht gerade »seine Tasse Tee«, wie die Engländer zu sagen pflegten, aber er war auch entschlossen, nicht ständig nach der Uhr zu sehen. Als er die Worte »Tasse Tee« *dachte*, stolz auf seine Vertrautheit mit irdischer Umgangssprache, erschien sofort eine Tasse Tee samt Porzellanuntertasse direkt neben dem Lehrbuch *Das Physische Universum als gedankliche Konstruktion*.

»Diese Teetasse sollte nicht da sein«, schrie Will sogleich. »Sie ist keine primäre Konstruktion.« Er war ein kräftiger junger Mann und lächelte (so schien es Sieben zumindest) mit unnötiger Befriedigung.

»Das war ein Test«, war Siebens prompte Antwort. »Du hast ganz recht. Diese Tasse Tee war das Resultat eines fehlgeleiteten Gedankens, dem ich absichtlich Vorrang einräumte. Nur um zu zeigen... welche unpassende Erscheinungsformen irdische Bedingungen *anscheinend* grundlos annehmen können.«

»Quatsch«, rief der junge Mann. »Entschuldige, aber du hast einfach einen Fehler gemacht, und nun versuchst du, ihn zu vertuschen!«

-»*Es gibt keine Fehler*«, sagte Sieben strenger als nötig.

»Wenn du dir das merken könntest, dann wärest du nicht mehr in diesem Kurs und brauchtest mich nicht als Nachhilfelehrer.«

»Ich wünschte, *du* würdest dir das merken, Sieben!« Die Stimme, die nur Sieben vernahm, gehörte Kypros. Sie überwachte unsichtbar Siebens Arbeit mit Will. Sieben seinerseits hatte nun die Gestalt eines Mannes angenommen, der vom Alter her gerade das College hinter sich gebracht haben konnte. »Vergiß bitte nicht, daß dies meine ersten Gehversuche im Unterrichten einer Traumklasse sind«, erwiderte Sieben im Geist. »Praktisches Leben: die Formierung persönlicher und globaler Bedingungen ist in jeder Hinsicht ein ganz schön umfangreiches Thema.«

Von Kypros kam keine Antwort.

»Noch einmal, es gibt keine Fehler«, wandte sich Sieben wieder Will zu. Er nahm geistesabwesend einen Schluck Tee und mußte wieder Willen grinsen: »Das hier ist also ein Beispiel dafür, wie ein *scheinbar* trivialer Fehler eine positive Erfahrung zur Folge haben kann, wenn du deine Gedanken nicht allzu rigide diszipliniert.«

»Das nennt man Selbstrechtfertigung, egal ob das, was du sagst, wahr ist oder nicht«, stöhnte Kypros auf.

Will hörte sie natürlich nicht. Er stand auf und lehnte sich ziemlich herausfordernd gegen sein Pult. Mit überheblichem Lächeln (so erschien es zumindest Sieben) sagte er: »Jetzt rechtfertigst du dich nur wieder. Ich glaube, ich könnte diese Klasse selber unterrichten, wenn mir das Thema nicht so zuwider wäre.«

Schweigen.

»Was für ein unfehlbarer junger Mann!« kommentierte Kypros und lächelte Sieben mitfühlend zu.

Sieben seufzte. »Will«, sagte er, »du wiederholst jetzt diesen Kurs zum dritten Mal, wie ich hörte. Du konntest ihn bisher

nicht bestehen, was redest du da also von Unterrichten?
Jetzt setz dich, bitte.«

Will zuckte wütend die Achseln und setzte sich. Er tat Sieben leid, und so schickte er ihm den Rest des Tees hinüber. Die Tasse segelte elegant durch die Luft und landete neben Wills rechter Hand. Sieben projizierte zusätzlich eine Zitronenscheibe auf die Untertasse und sagte: »Nimms nicht so tragisch. Die Konstruktion physischer Realität ist tatsächlich in vieler Hinsicht ein Kurs für Fortgeschrittene.«

»Wenn ich ihn diesmal nicht besteh, dann steig ich aus«, grummelte Will. »Das hab ich dir schon einmal gesagt.«

»Du brauchst eine Genehmigung, wenn du einen Kurs, für den du dich eingeschrieben hast, aufgeben willst, und ich hasse Papierkram, also vergiß es«, erwiderte Sieben.

»Dann gib mir eine Note, mit der ich bestehe, und werd mich los«, brüllte Will. In Reaktion auf Wills Wut wechselte Überseele Sieben automatisch die Gestalt. Was Will braucht, ist eine Vaterfigur, dachte er, und blitzartig verwandelte er sich in - einen alten Mann in Umhang, Sandalen und braunem Gewand.

»Letztlich ist es so, daß nicht dein Lehrer dich beurteilt, sondern du dich selbst«, sagte der alte Mann Sieben. »Komm schon, du bist sehr kreativ und sprühst vor Energie. Sei nicht so unduldsam mit dir selbst.«

Will beruhigte sich etwas, erhob sich aber stirnrunzelnd von neuem. »So was in der Art passiert dauernd in diesen Kursen. Der Lehrer verwandelt sich in dich oder umgekehrt. Dich find ich allerdings besser, das muß ich sagen. Der andere ist mir altersmäßig zu nah, um viel mehr als ich zu wissen.«

»Das ist es also«, sagte Sieben.

»Wenigstens bist du alt genug, um etwas gelernt zu haben«, erwiderte Will. Dann mißtrauisch: »Bin ich wach oder träum ich? Darüber bin ich mir nie sicher, wenn ich hier bin.«

»Beides«, erklärte Sieben. »Das solltest du inzwischen wis-

»Wissen? Ich *weiß* gar nichts«, platzte Will heraus. »Und überhaupt finde ich >Physische Realität< einen lausigen Kurs.«

»Warum hast du ihn dann belegt?« fragte Sieben. Er war schon drauf und dran, sich wieder in den jungen Lehrer zurückzuverwandeln, fing sich aber gerade noch rechtzeitig. »Um zu beweisen, daß ich es schaffe, deshalb«, brüllte Will. Konsterniert vergaß sich Sieben selbst und rief Kypros zu: »Hast du das gehört?« An Will gewandt erklärte er dann so ruhig wie möglich: »Das ist genau dein Problem. Du brauchst dich niemandem zu beweisen, dich selbst eingeschlossen!« Noch bevor Will antworten konnte, materialisierte sich Kypros, und diesmal stand Will nur schweigend da und starrte. Ihn überkam beim Anblick von Kypros' Gestalt ein undefinierbares Gefühl von Kraft und Sicherheit. Plötzlich *wußte* er, daß er trotz all seiner Schwierigkeiten irgendwie seiner sicher war; doch konnte er um seines Lebens willen nicht sagen, *wer* da vor ihm stand.

Zum einen erinnerte ihn Kypros an seine Mutter und seine Schwester, nicht unbedingt so, wie sie waren (denn er ärgerte sich oft über sie), sondern vielmehr so, wie er sie sich wünschte. Gleichzeitig schien Kypros aber jemand anders zu sein - die Frau, die zu treffen und in die sich zu verlieben er sich so oft erträumt hatte; alle diese Gestalten verbanden sich auf untrennbare Weise in jenem Wesen, das er vor sich sah. Und aus ihm unverständlichen Gründen wuchs und wuchs sein Gefühl der Sicherheit.

»Bist du das weibliche Prinzip oder eine Muse? Oder« - er schnippte mit den Fingern - »die Muttergöttin? Auf der Erde verfüge ich über eine beträchtliche Bildung«, fuhr er fort, als keine Antwort von ihr kam. »Ich bin nicht so dumm, wie ich manchmal zu sein scheine.«

Erstaunlich, dachte Sieben, denn nun wirkte Will gelassen und fast etwas frech. Er schlenderte zu Kypros hinüber. »Du bist verdammt attraktiv, wer immer du auch bist«, sagte er.

Und je näher er ihr kam, desto mächtiger und selbstsicherer fühlte er sich.

Doch plötzlich blieb er stehen. Er hatte das Gefühl, nicht weitergehen zu dürfen. Zugleich erschien vor seinem geistigen Auge ein Bild, und er *sah* sich selbst, wie er dümmlich und kleinkariert daher stolzierte und sich, wem denn eigentlich, näherte?

Die Gestalt der Frau verschwamm, wurde aber gleichzeitig größer, und er spürte, wie sich in ihr ein Kern von Intensität bewegte. »Du *bist* das weibliche Prinzip!« rief er, unfähig ansichzuhalten, obwohl er sofort wußte, daß er einen Fehler machte. Er war zu nahe gekommen. Plötzlich befand er sich inmitten einer unglaublichen Ruhe, die ihn ergriff- das heißt, er konnte spüren, wie die Konturen dieser Ruhe sein Bewußtsein festhielten oder den Versuch dazu unternahmen. Erregt sagte er sich, daß Träume oft vom Lächerlichen und Absurden ins Schreckliche umschlugen, während er sich zugleich fragte, was denn nun so furchtbar daran war, wenn er diese... schrecklich ruhige Sicherheit akzeptierte? Warum halte er Angst davor? Weil es seine eigene war, jenseits von Männlichem und Weiblichem, diese unermeßliche Sicherheit, in der sein Sein wurzelte? Aber sie ist zu gigantisch, dachte er verzweifelnd, und als er dies sagte oder vielmehr laut heraus schrie, war alles vorbei. Von kaltem Schweiß bedeckt setzte er sich in seinem Bett auf.

Eine seltsame Ruhe erfüllte das Zimmer, und er sah sich mißtrauisch um. War da ein merkwürdig weißlich-grauer Schleier, der sich gegen das gewohnte nächtliche Dunkel abhob? Oder kam das nur vom offenen Fenster und dem Nebel? Nervös griff er nach einem Joint.

»Er hat uns schon halb gesehen«, sagte Kypros. »Wenn er es zuläßt, daß er die Dimensionen zwischen Fakt und Fiktion erfühlt, dann wird er imstande sein, andere Realitäten zu spüren.«

»Du bist zu hart mit ihm gewesen«, sagte Sieben verstimmt.

»Er konnte sich nicht wirklich mit seiner eigenen Vitalität identifizieren. Er mußte sie wie einen Feind behandeln.«

»Oder sie das weibliche Prinzip nennen«, lächelte Kypros.

Noch verstimmter sagte Sieben: »Ich mag dieses Unterrichten einer Traumklasse auch nicht besonders.«

»Ist da irgend jemand?« fragte Will innerlich. Er war halb wach und starrte in die Dunkelheit.

»Niemand. Schlaf weiter«, antwortete Sieben.

»Das ist gut, denn ich hab mich gerade gewaltig erschrocken. Ein Alptraum.« Will stand auf, nackt, und ging zum Fenster.

»Er ist schön«, bemerkte Sieben zu Kypros. »Schau dir diesen gesunden Körper an, diese Haltung --«

Will *stand* in Positur, Ausdruck seines Weltüberdrusses, wie er sich bewußt war, die dunklen Brauen gedankenvoll zusammengezogen, während er die Pose des

Junger-Mann-allem-in-der-Welt genoß. Was für eine ungewöhnliche Erfahrung war das gerade gewesen!

Offensichtlich bin ich brillant und medial begabt, wenn sich solche Ereignisse zutragen, selbst wenn sie nur Träume gewesen sein sollten. Doch dann hatte er auch das Gefühl, daß seine Pose eine Pose war, oder daß *jegliches* Gefühl, das er empfand, mehr oder weniger... gekünstelt war. Oder bin ich vielleicht doch viel selbstsicherer und zuversichtlicher, als mir bewußt ist? Jedenfalls fühle ich mich jetzt besser als vor dem Zubettgehen. Er beschloß, philosophisch zu lächeln, und tat es.

»Wird er sich an irgend etwas Wesentliches erinnern?« fragte Sieben.

»An nicht allzu viele Details, aber ich hoffe, er wird anfangen, seine Vitalität stärker zu spüren. Es wird allerdings eine Weile dauern, bis er in dem, was er gelernt hat, Wechselbeziehungen erkennen wird, weil es sich nicht verbal ausdrücken läßt.«

»Hat er denn etwas gelernt?« fragte Sieben niedergeschlagen. »Manchmal frage ich mich -«
»Hast *du* etwas gelernt? Das ist hier eher die Frage«, unterbrach ihn Kypros. »Ich habe dir diesmal mit Will geholfen, aber von jetzt an bist du, was ihn betrifft, auf dich selbst gestellt. Denk daran, auch du hast dich für diese Erfahrung entschieden, selbst wenn es ein paar Dinge gibt, die du für eine Weile absichtlich vergessen hast. Sag dir also, daß du weißt, wie du Will helfen kannst — und du *wirst* es wissen!«
Sie und Sieben hatten sich beide in Lichtpunkte verwandelt. Will sah sie und dachte, es seien Lichtreflexe der Neonreklame des Tag und Nacht geöffneten Supermarkts von gegenüber. Die Lichter tanzten auf den Spitzen seiner Finger, mit denen er aufs Fensterbrett trommelte.

Kapitel 10

Jefferys Aufzeichnungen, und Fragen ohne Antwort

Ich hatte keine Zeit für meine Aufzeichnungen, weil ich mit »Die weitere Ausbildung von Überseele Sieben« so beschäftigt war, und mein Leben, abgesehen von meiner akademischen Arbeit, nun um dieses Buch herum organisiert zu sein scheint. Manchmal werde ich von Teilen eines Kapitels aus dem Schlaf geweckt, deshalb habe ich mir angewöhnt, einen Notizblock neben meinem Bett parat zu halten. Ansonsten »schreibe« ich jede Nacht etwa drei Stunden. Ich setze mich hin, die Worte kommen, und diese Erregung erfaßt mich. Ein Teil von mir wird vom Geschriebenen fortgerissen, und alles Zeitgefühl schwindet.

Natürlich habe ich niemandem erzählt, was ich tue. Tatsache ist, daß ich nicht weiß, auf welches seltsame Abenteuer ich mich da eingelassen habe. Ganz gewiß schreibe ich dieses »Buch« nicht auf herkömmliche Weise. Ich habe keine Ahnung, was mit den Charakteren als nächstes passiert. Und ich habe auch keine Ahnung, woher die Worte kommen. Die implizierten Theorien sind wohl kaum ernst zu nehmen, aber als Phantasie ist das Ganze akzeptabel, nehme ich an.

Jedenfalls beschäftigt es mich auf äußerst merkwürdige Weise, und deshalb habe ich beschlossen, alles, was passiert, sehr genau zu untersuchen.

Meine geistige Gesundheit scheint nicht angekratzt zu sein, wie ich zunächst vermutet hatte. In meinem Leben hat sich sonst nichts geändert (bisher, Jeffy-Boy, muß ich mir wohl sagen). Nun, um ehrlich zu sein, es hat sich nichts an meiner *äußeren* Situation geändert. Ich habe den Eindruck, daß sich meine Träume verändert haben, vielleicht auch häufiger geworden sind und lebhafter. Ich kann mich jedoch an keine Träume erinnern, obwohl ich, wie schon erwähnt,

gelegentlich mit Teilen des Manuskripts aufwache, so als kämen sie gerade frisch aus der Presse.

Ich versuche mir das Manuskript ganz objektiv anzusehen und mich von da aus zurückzutasten, versuche herauszufinden, was für eine Person wohl ein solches Buch schreiben würde. Und ich selbst bin weit von einer solchen Person entfernt, wie auch alle anderen Personen, die ich kenne. Oder ist das Unbewußte derart spielerisch und kreativ? Das heißt, könnte das Manuskript das Resultat meiner persönlichen unbewußten Produktivität sein? Eine solche Theorie kann ich im Grunde nicht akzeptieren, da ich nicht davon überzeugt bin, daß das Unbewußte in dieser Weise operiert. Ich bin immer davon ausgegangen, daß es die unterdrückten, primitiven, unheilvollen Aspekte des Selbst in sich birgt, die wir zurecht zu unterdrücken gelernt haben. Der Konditionierungsprozeß - darauf muß alles zurückgeführt werden. Und irgendwo innerhalb dieses Rahmens muß eine Antwort auf meine gegenwärtigen Erfahrungen zu finden sein. Doch in meiner Biographie findet sich nichts, das eine angemessene Erklärung liefern könnte. Ich unternehme ein kleines Experiment. Einige Tage, bevor das Manuskript »began«, fing ich an, Vitamin C einzunehmen. Ich sehe da natürlich keine Zusammenhänge. Trotzdem habe ich heute damit begonnen, die Vitamin-C-Dosis zu steigern, um festzustellen, ob dies eine Veränderung im Schreibprozeß dieses Buches zur Folge hat. Vielleicht bewirken Vitamine in für uns unverständlicher Weise eine Überstimulierung bestimmter Hormone, die dann ihrerseits unsere kreativen Fähigkeiten freisetzen. Ich glaube das zwar im Augenblick nicht, möchte die Hypothese aber auch nicht ganz von der Hand weisen.

Eine Sache beschäftigt mich ganz besonders. Warum kommt mir dieses Material schon fix und fertig, ohne daß ich irgendwie bewußt daran arbeite? Und warum habe ich das Gefühl, daß ich es von »jemandem« bekomme? Letztendlich habe ich es mir eingestanden: Ich werde mir mehr und mehr

bewußt, daß hinter diesem Manuskript eine personifizierbare Quelle steckt. Entsteht dieses Gefühl nur aus der Überraschung des Verstandes über die Produkte unbewußter Prozesse? Dies ist natürlich die naheliegendste Erklärung. Doch frage ich mich, vorausgesetzt, das Unbewußte verfügte über derartige Fähigkeiten - und ich bin mir gar nicht sicher, daß dem so ist-, warum sie sich jetzt so plötzlich - und nie zuvor in meinem Leben - zeigen? Ich bezweifle nicht, daß die Kreativität ihren Ursprung im Unbewußten hat, aber ich bin mir ziemlich sicher, daß ihre Aktivitäten konditioniert sind. Jede Handlung muß ihren Grund haben, aber dieser Grund mögen ganz einfach erlernte nervliche Reaktionsmuster sein. Meine Handlungen *müssen*, so will mir scheinen, das Resultat *irgendwelcher* auf Konditionierung beruhender Reaktionen sein. Das gefällt mir nicht. Als ich ein Junge war, hatten wir einen Kater. Er kam, ohne gerufen zu werden, sobald er das Geräusch des Dosenöffners hörte. Er war konditioniert. Er wußte, daß das Geräusch des Dosenöffners außerhalb der Essenszeit der Familie Futter für ihn bedeutete, denn wir fütterten ihn nie, während wir bei Tisch saßen. Was also »konditioniert« mich, daß ich mich hinsetze, und jeden Abend nach einem vollen Unterrichtstag dieses Buch »bekomme«? Welcher Aspekt aus meiner Vergangenheit schwenkt den Dosenöffner? Und was für Lernprozesse laufen hier ab? Lächerlicher Unsinn - dieser letzte Absatz. Doch wenn wir die Tatsache der Konditionierung und die dem Verhalten inhärenten Lernaspekte als gültige Prämissen annehmen, dann gibt es keine andere Möglichkeit, als in dieser Richtung eine Erklärung für meine Erfahrungen zu finden. Bislang habe ich den Inhalt des Manuskripts ignoriert, da ich von meinem Wesen her mehr an Prozessen als an Kunst interessiert bin. Die an dieser Buchproduktion beteiligten Vorgänge faszinieren mich, während sein Inhalt am besten von Geschichtenerzählern beurteilt werden kann. Doch

kamen mir einige beunruhigende Gedanken im Zusammenhang mit bestimmten Szenen oder Protagonisten dieses Buches, und so sehr ich auch versuche, sie zu verdrängen, sie lassen mich nicht los. So möchte ich der Vollständigkeit halber doch versuchen, diese unseligen Überlegungen irgendwie zu ordnen.

Zum einen erinnerte mich die Beschreibung des Götteralterssitzes sofort an Ram-Ram und seine Queen Alice in der Nervenheilanstalt. Sogar die »Götter« lassen mich an die Insassen denken, die mich bei meinem Besuch mit solch ärgerlicher Herablassung zu betrachten schienen. Ich weiß nicht einmal, warum ich diesen Zusammenhang herstelle, oder warum er mich stärker verunsichert, als ich zugeben möchte.

Die bisherige Beschreibung der Götter im Buch kratzt mich natürlich überhaupt nicht. Wie könnte man sich auch über die Handlungen oder Umstände mythischer Gestalten aufregen? Was das angeht, so weigere ich mich, meine persönliche Einstellung zu »Göttern« oder »Gott« in irgendwelchen religiösen Begriffen zu definieren. Das heißt, das Wort »Atheist« setzt die Existenz eines Gottes voraus, und sei es nur in den Köpfen der anderen. Ich persönlich glaube an ein aus Zufall entstandenes Universum und an Darwinsche Prinzipien. Und in diesem Rahmen hat die Vorstellung von einem Gott (oder von Göttern) keinen Platz, obwohl einige Evolutionisten versuchen, an beidem festzuhalten, und eine Gottheit postulieren, die das Universum und die Evolution in Gang gesetzt hätte. Jedenfalls kann mich aus all diesen Gründen die Beschreibung der Götter nicht beleidigen. Nur die merkwürdige Entsprechung zwischen ihrem Umfeld und Ram-Rams sehr realem Aufenthaltsort beunruhigt mich. Kürzlich zog ein neuer Punkt meine Aufmerksamkeit auf sich, oder fesselte sie, um genauer zu sein. Deshalb will ich hier meine etwas unbehaglichen Gefühle im Zusammenhang mit dem Kapitel, das diesen Aufzeichnungen vorausgeht, notieren. Als Will, der junge Mann, zum ersten Mal in der

Passage über das Traumklassenzimmer eingeführt wurde, identifizierte ich mich auf ziemlich unwillkommene Weise mit ihm. Zum einen schrieb ich diese einleitende Sequenz oder, besser gesagt, nahm sie auf, gleich nachdem ich einem besonders schwierigen Studenten Nachhilfeunterricht gegeben hatte. Als ich mit meinem nächtlichen Schreibpensum begann, war ich doch etwas schockiert zu entdecken, daß auch Überseele Sieben einem Studenten Nachhilfeunterricht gibt. Dann fügte ich mich in mein Schicksal und fuhr fort, so schnell, wie ich tippen konnte, die Worte niederzuschreiben, die mir kamen.

Es war ein feuchtwarmer Abend. Das Fenster stand offen, und die dunstige Luft des Vorfrühlings strömte herein. Unter meinem Fenster ging eine Gruppe von Studenten oder von Professoren mit ihren Frauen vorbei. Ihre Schritte klangen mit einer merkwürdigen Intensität herauf. Zweifellos eine Folge der Luftfeuchtigkeit, dachte ich. Jemand ging zu den Abfalltonnen und hob einen Deckel auf. Er fiel mit Donnergetöse zu Boden, so als stünde ich direkt daneben. Es schien, als schepperten meine eigenen Geistesinhalte. Wenn ich mich richtig entsinne, bekam ich eine Gänsehaut. Gleichzeitig tippte ich die Passage mit dem Traumklassenzimmer, und meine Identifikation mit Will wurde schleichend stärker. Ich nahm zum Beispiel keinen... Bewußtseinsübergang wahr, aber dann, in der Mitte des Kapitels, kam es mir zumindest so vor, als spräche *ich* beinahe Wills Sätze. Er sprach für mich oder ich für ihn, es ist mir nicht möglich, es genauer auszudrücken.

Nichts im Manuskript verweist explizit darauf, aber ich war mir irgendwie sicher, daß Wills Drohung, aus dem Kurs auszusteigen, in Wirklichkeit eine Selbstmorddrohung war. Doch die Hauptfigur, Überseele Sieben, schien kaum beunruhigt, warum also sollte ich es sein?

Eine andere Verbindung kam mir, als Will Kypros als weibliches Prinzip sah, denn als er es tat, sah *ich* meine Exfrau Sarah vor meinem geistigen Auge, so klar, als stünde sie

physisch vor mir. Mir fiel ein, daß ich Sarah ein Kind verweigert hatte - wie ich schon früher erwähnte, ist sie jetzt von einem anderen Mann schwanger-, weil ich keinen Grund dafür sah, noch so ein verletzliches menschliches Wesen in eine derart chaotische Existenz zu bringen. Und wenn ich, was Will angeht, recht habe, dann sieht er keinen Grund, sein *eigenes* Leben fortzusetzen. Vielleicht lese ich in all das zu viel hinein, und ich stelle nicht ohne Humor fest, daß Will in seiner Ablehnung eines von ihm als sinnlos begriffenen Lebens zumindest rational ist und keinen idiotischen Zwang verspürt, nach irgendwelchen Göttern oder Götterähnlichem zu suchen.

Jetzt, da ich intensiver darüber nachdenke, sehe ich auch einen — wenngleich auch nur geringfügigen - logischen Grund, warum ich das Gefühl habe, mich mit Will zu identifizieren. Er erinnert mich ein wenig an mich selbst in meinen frühen Studenten tagen, obwohl wahrscheinlich jeder junge Student gewisse Eigenschaften hat, die man als Erwachsener dann wiedererkennt. Mein Körper ist ziemlich stämmig und nicht unattraktiv, hat aber nicht die Anmut, über die Will zu verfügen scheint, und ich war auch nie so lässig oder charmant oder geringschätzig. Ich war mir meiner Großspurigkeit doch zu bewußt, wenn ich damals auch nichts daran ändern konnte. Oder heute. Wie dem auch sei, ich fühle mich durch diese Identifikation fast bedroht. Mir behagt meine emotionale Beteiligung an diesem Kapitel nicht. Und ich gebe zu, daß mich jener kleine Zufall, der mich auf diese Spur führte, ziemlich verlegen macht: Mein voller Name ist Jeffery *William* Blodgett.

Ich hege den Verdacht, daß mir dieses Buch einen Streich spielt, daß »jemand« wußte, welches Unbehagen mir diese Namensähnlichkeit bereiten würde. Darüber hinaus habe ich auch den Verdacht, daß möglicherweise »jemand« meine Reaktionen beobachtet.

So weigerte ich mich also zu reagieren, von diesen Aufzeichnungen abgesehen. Ich tippte das ganze Kapitel herunter,

als sei ich durch nichts beunruhigt, als wäre ich an den Szenen völlig unbeteiligt, als wären die von unten heraufdringenden Geräusche nicht unerklärlich laut und intensiv gewesen, als hätte mich nicht plötzlich das erschreckende Gefühl befallen, daß mein Wohnzimmer ebenso halluzinatorisch war wie Überseele Siebens Klassenzimmer. Und natürlich wurden meine Gedanken die ganze Zeit vom Klappern der Schreibmaschine begleitet, während meine Finger, als hätten sie ihre eigenen Gedanken, die Sätze mit erstaunlicher Geschwindigkeit herunter hämmerten. Ich brauche zum Beispiel sehr viel länger, wenn ich meine eigenen Aufzeichnungen tippe, und auch bin ich mir der Steifheit meines eigenen Stils unangenehm bewußt.

Ich wünschte, Will wäre nicht in das Manuskript eingeführt worden, weil das mit Sicherheit bedeutet, daß er in weiteren Kapiteln wieder auftauchen wird. Und jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, daß sich dieses Buch fortsetzen wird. Am Anfang redete ich mir ein, daß jedes Kapitel das letzte sein würde, und ich es nur mit einem zwar seltsamen, aber auch kurzen psychischen Abenteuer zu tun hatte und nicht mehr. Jetzt mache ich mir in dieser Hinsicht nichts mehr vor. Und während ich diese Sätze schreibe, beschließe ich, für heute Abend meine Aufzeichnungen zu beenden, etwas mißvergnügt, denn nun finde ich mich in der seltsamen Situation, daß ich mir Sorgen um eine fiktive Person mache und mich frage, ob sie Selbstmord begehen wird oder nicht. Kaum hatte ich diesen letzten Satz getippt, da »wußte« ich, daß ein weiteres Kapitel auf mich wartet. Aber woher wußte ich das? Woher *weiß* ich das? Ich versuche mir einen Augenblick zu gönnen, um meinen Gefühlen nachzugehen. Aber schon sehe ich vor meinem geistigen Auge mich diese Seite mit meinen Aufzeichnungen aus der Schreibmaschine ziehen und ein neues Blatt Papier einspannen, um mit dem nächsten Kapitel zu beginnen.

Ich kann natürlich beschließen, nicht darauf einzugehen. Ich weiß, daß Widerstand möglich ist. Was ist es also, das...

Kapitel 11

Überseele Sieben reist zur Unterseite des Universums

Sieben machte sich auf, im Universum herumzuwandern. Er wollte weg von allem, was er kannte und wußte, und da er immer mehr wußte, mußte er weiter weg, um wegzukommen. Und so ließ er einfach los, trieb mit eingeholtem Anker, ohne Verbindung mit irgendwelchen Vorstellungen von sich selbst, in jedweder gegebenen Realität dahin. Wie immer in diesem Fall setzte allmählich eine innere Bewegung ein, die ihn stützte, die ihn trug. Und wenn sie eintrat, war er für einen Moment ein wenig, aber nicht allzu besorgt, und dann begann die wirkliche Reise. Er fühlte sich wie ein Samenkorn im Wind, das durch Universen geweht wurde, ohne jemals zu landen.

Irgendwo unterwegs würden sich auch seine Gedanken verändern, wie er wußte, und er versuchte, diesen Moment einzufangen. Erst war es, wie wenn er rückwärts dächte, und sehr verwirrend. Dann, gerade, als er den Bogen raus zu haben schien, drehten sich seine Gedanken wieder um, und es war, als dächte er seitwärts. Er war an die Tatsache gewöhnt, daß es im Raum nicht wirklich ein Oben und Unten gab. Aber nun verschwanden auch das Oben und das Unten aus seinen Gedanken und sein subjektiver Richtungssinn.

Das heißt, die Gedanken kamen einfach—von hinten, von der Seite, von innen und außen -, und keiner schien speziell der seine oder der von irgend jemand anders zu sein.

Er versuchte, in all dem zu navigieren, denn ihm schien, daß es wenigstens einen von ihm stammenden Gedanken geben sollte, den er als eine Art Maßstab benutzen konnte. Doch er hatte sich schon völlig gelöst oder diesen Prozeß eingeleitet, und an diesem Punkt wußte er nicht, wie er das, was er da m Gang gesetzt hatte, wieder umdrehen konnte. Die Gedanken kamen alle zugleich, nicht einer nach dem anderen, und

Sieben bekam plötzlich Angst - oder der Teil von ihm, der noch an etwas hing, bekam Angst-, denn nun mischten sie sich untereinander.

Ein Gedanke sagte zum Beispiel: »Dies ist der Anfang.« Der ihm nächstbefindliche Gedanke sagte: »Dies ist das Ende.« Und beide Sätze kamen zugleich. Dann vermengten sich die Buchstaben des einen Satzes mit denen des anderen, und ein Teil von Siebens Bewußtsein versuchte, immer wieder darin ein- und von neuem auftauchend, die Spur zu verfolgen. Doch gleichzeitig taten alle anderen Gedanken, die er vernahm, dasselbe. Und Teile von Sieben verließen ihn, um auch jenen nachzufolgen, die sich wirbelnd und mischend zu völlig anderen Mustern formten.

So hatte sich Sieben seinen Urlaub nicht vorgestellt. Und noch etwas geschah, das noch nie zuvor geschehen war. Die Sätze, die er vernahm, kamen nun in verschiedenen Sprachen, so daß »Dies ist der Anfang« in allen Sprachen zugleich zu hören war, und dasselbe ereignete sich mit allen anderen Sätzen. Auch sah er im Geist ihre Buchstaben. Noch bevor er sich daran gewöhnt hatte— sowohl an die Buchstaben wie an die Sätze in all ihren Sprachversionen —, begannen die Buchstaben zu verschwimmen, sich zu verschieben und auseinanderzubrechen und sich in Lichtwellen und -partikel zu verwandeln. Ab und zu explodierte eins davon, und das Licht aus diesem Fragment ließ alle anderen Partikel zu Wellen werden. Aber im nächsten Moment waren sie wieder Partikel, wie Mosaik, die im Universum glommen, allseits umgeben von Dunkelheit.

Sieben blinzelte: Auch die Dunkelheit war durchaus nicht statisch, sondern spaltete sich auf und fiel in diese Bewegung von Partikel und Welle, bis einige der Buchstaben aus glühender, leuchtender Dunkelheit bestanden .

»Da war Licht, und da war Dunkelheit«, dachte Sieben, oder dachte, daß er es dachte. Wie konnte da Licht-Dunkelheit oder Dunkelheit, die Licht war, sein? Das würde bedeuten -

Doch bevor er mit diesem Gedanken zu Ende kam, wechselten die lichten Fragmente und die dunkelleuchtenden Fragmente die Positionen oder wurden jeweils das andere. Sieben schrie auf vor Entsetzen und zugleich tiefer Überraschung. Denn plötzlich war er auf der anderen Seite von... was? Mein Bewußtsein (oder das, was davon übrig war), dachte er (oder versuchte er zu denken), ist ein anderes.

Er war weitaus schneller gereist als das Licht (so wie Lichtgeschwindigkeit herkömmlich verstanden wurde), aber nun entdeckte er, daß da, was dies einmal eingetreten, ein Gefühl von absoluter Stille war, die innerhalb dieser unglaublichen Bewegung existierte. Er beruhigte sich. Er driftete.

Wurde eine derartige Geschwindigkeit, der kaum mehr zu folgen war, erreicht, dann war da ein neues Plateau der Stille und Ruhe innerhalb oder über der Geschwindigkeit - wenn das das richtige Wort dafür war. Denn nun drifteten auch alle Buchstaben und Sätze, die er zuvor gehört hatte, so wie Wolken dahin, nur daß sie jetzt weite Wellen waren, schimmernd, vereinzelt, sorglos aneinander vorbeitreibend. Wer dachte diesen letzten Satz, fragte sich Sieben. Und aus welcher Welt kam er? Er konnte sie nicht als die seine erkennen oder die von irgend jemand anderem, was das anging. Er war fasziniert, beobachtete einfach diese sanfte Bewegung, die auch einen feinen Klang hatte, wie er entdeckte, so wie Licht, das in Musik ausbricht, oder die Töne, aus denen Musik entsteht - und plötzlich hatte er das Gefühl, genau das zu tun.

Ein winziger Teil von ihm ritt huckepack auf dem Rest seiner selbst, der nun zerbrach oder auseinanderfiel. Nicht, daß er eine physische Gestalt hatte, die hatte er nicht, aber sein Sein besaß eine nicht greifbare Gestalt, die nun sacht auseinanderbröckelte, taumelnd in lange Wellen fiel, welche sich ab und an zu Partikeln bündelten. Und all das schob und streckte sich immer weiter hinaus in das - nun, was immer da

war. Und Siebens Bewußtsein durchströmte dies alles, hob und senkte sich in den Wellen, hüpfte auf, fiel sacht zurück, ganz und vergnügt.

Die Wellen und Partikel, die die seinen waren, durchströmten andere, die nicht die seinen waren, obgleich er nicht wußte, wem oder was sie angehörten. Nur eine Fremdheit durchfloß ihn, wenn es geschah. Erst »etwas später« merkte er, daß jedesmal, wenn es sich ereignete, sich auch ein bißchen von seinem Bewußtsein mit diesen Wellen vermischte, während ein wenig von diesen anderen Strömungen in ihn einfloß.

Wie viele andere war er denn? Oder wie viele andere waren er?

Wie auf Erden ist das zu sagen?

Wie auf *was*?

Ist das mein Gedanke?

Wessen?

Er hatte sich auf die andere Seite des Universums begeben, oder zur anderen Seite des Inneren des Universums, was immer das bedeutete oder was immer er war.

War. Das war der seltsamste Gedanke, den er je gehabt hatte. Nichts, so wußte er, *war.* Alles *ist.* Aber wo war er in dieser Allheit? Und wie kam ein Irgendwo aus dem Nirgendwo, so wie er da hindriftete, ausgebreitet in all diesen Wellen und Partikeln, die alle sowohl Licht wie Ton ausstreuten? Der Ton verschwand, war aber stets gegenwärtig. Und Sieben wurde klar, daß er so ziemlich verschwunden war. Selbst Kypros würde ihn kaum finden. Er war ... aufgelöst.

Er spielte Tempelhüpfen über das Universum hinweg. Oder der Raum wurde überall zu dem, was er war. Oder er wurde überall zu dem, was Raum war — er konnte keinen Unterschied erkennen.

Was würde passieren, wenn -

Er schrie: »Ich bin Überseele Sieben!« Und meinte er es auch?

Er meinte es.

Und sofort, oder vor dem Sofort, blieben Wellen und Partikel stehen, wo immer sie waren, denn einige waren schon den Dimensionen seines Wissens oder seiner Aufmerksamkeit entkommen, waren über Horizonte eines Seins gefallen, das er nicht ausloten konnte. Doch dieses plötzliche Halten war so schnell und von so starker Bewegung, daß sich die Partikel und Wellen wie ein zurückschnappendes Gummiband ineinander schoben, zusammenzogen, implodierten, schrumpften, sich schneller als das Licht in ein andersartiges Licht bewegten - und Sieben zurückwarfen auf jene Seite des Universums, welche er vorher verlassen hatte.

»Wenn ich sagen würde, ich sei von einem multidimensionalen Schwindelgefühl erfaßt gewesen, dann wäre das eine Untertreibung«, sagte er später zu Kypros, und in diesem Moment kam ihm die Bedeutung des Wortes »Untertreibung«, Untertreiben, darunter. Er hatte sich, zumindest kurz, aus dem Fixierten und Begrifflichen gelöst, und stolz sagte er zu Kypros: »Ich muß mich dann doch wieder ganz gut in den Griff gekriegt haben, denn hier bin ich.«

»Bist du das?« fragte Kypros sanft.

Sieben schüttelte den Kopf: »Ich habe eben schon genug durchgemacht, mußt du mich noch zusätzlich in Verwirrung bringen?«

»Also gut«, erwiderte Kypros. »Ich werde Mitleid mit dir haben und dir aushelfen. Wenn du >ich bin hier« statt >hier bin ich< sagst und dir klar ist, daß *hier* und *ich* Synonyme sind, dann hast du tatsächlich etwas gelernt.«

Sieben wußte, daß er wirklich etwas Entscheidendes bei seinem Auf-der-anderen-Seite-des-Universums-Abenteuer gelernt hatte. Er wußte, daß er es wußte, wußte aber nicht, wie er sich dieses Wissen zugänglich machen konnte. Doch er versuchte es. »Du willst mir sagen, daß da, wo ich bin, immer hier ist«, sagte er, »Nein, das ist es nicht. Du willst mir

sagen, daß das Hier ist, wo ich bin, gleich, wo immer das ist.« Seine Stimme verlor sich. »Gleich, was es ist?«

»Nein«, antwortete Kypros. »Du machst die Sache hoffnungslos kompliziert.« Sie hielt inne, wartend. Sieben hatte ein Gefühl, als ob sie das Wissen aus ihm herauszöge, als ob sie hinunterreichte in eine unsichtbare Kammer der Weisheit, von der er nicht einmal wußte, daß er sie besaß, und diesen Wissenssamen nach oben zog. Ein merkwürdiges Gefühl überkam ihn, so als sollte er dort hinunter- (?) gehen und ihr helfen. Und das tat er. Alles, was er bei dieser Erfahrung auf der anderen Seite des Universums gefühlt und gespürt hatte, wiederholte sich noch einmal, nur daß die Wellen und Partikel, die sich an unerkennbare Horizonte erstreckten... *sein* Bewußtsein formten, und seine Gedanken erwachsen daraus und tauchten auf als seine Worte, an Kypros gerichtet,

»Ich bin hier«, schrie Sieben triumphierend. »Das Hier ereignet sich immer für mich, wo ich bin. Oder Hier und ich sind eins.«

»Sollte Will also beschließen, Selbstmord zu begehen, dann nimmt er sein Hier mit sich«, sagte Kypros sanft. »Er wird zu einem neuen Hier, das dann sich selbst erkennt.«

»Und wenn Lydia sich doch nicht dafür entscheidet, als Twiety wiedergeboren zu werden? Oder wenn sie ihre Meinung ändert?« fragte Sieben, um sogleich hinzuzufügen:

»Selbstverständlich würde sie so etwas nie tun!«

»Das sind jetzt genug Fragen«, erwiderte Kypros. »Was das angeht, so würde ich, wenn ich du wäre, nachsehen, was Lydia macht. Und Josef. Und...«

»Ich geh ja schon«, rief Sieben.

Kapitel 12

Mitternächtliche Überraschung für eine werdende Mutter

Niedergeschlagen wanderte Lydia durch die riesigen Hallen und endlosen Gänge des Alterssitzes der Götter, ihre Schritte hallten auf dem Marmorboden wider. Sie strich mit den Fingern über die Mosaik an den Wänden und runzelte leicht die Stirn über die Fabelwesen und Büsten und Statuen von Göttern und Göttinnen, die die Flure säumten. Nie in ihrem Leben habe ich mich so allein gefühlt, dachte sie. Wenigstens nicht in meinem letzten Leben, an das ich mich so deutlich erinnere, und wahrscheinlich auch nicht in irgendeinem meiner anderen Leben, von denen ich bislang noch nichts erinnere.

Schlimmer noch, sie konnte sich für nichts entscheiden, weder für ein Alter, noch für ein Geschlecht, noch eine Kleidung. Jetzt, da sie ein paar Tricks von Überseele Sieben gelernt hatte, machten sie viel weniger Spaß, als sie gedacht hatte. Sie verwandelte sich in einen Pagen, der aussah wie eine Illustration in einem Geschichtsbuch, das sie einmal gelesen hatte. Dann nahm sie die Gestalt einer jungen Tänzerin in orientalischen Schleiern an, dann, gelangweilt, wieder ihre eigene Gestalt. Aber selbst in dieser hatte sie sich mit all diesen verschiedenen Altern herumzuschlagen, und keines stellte sie zufrieden oder schien zu passen: Zum Beispiel war sie kein junges Mädchen ohne das Wissen einer alten Frau, auch wenn sie so aussehen konnte. Und sie war auch keine alte Frau, deren Jugend auf immer vorbei war. Sie war offensichtlich beides, und je länger sie darüber nachsann, desto konfuser wurde sie. Sie nahm an, daß es nicht ganz nach Plan war, wenn sie dieser Göttergeschichte nachging, aber andererseits würde sie, wenn sie erst einmal wiedergeboren war, keine Zeit mehr dazu haben. Oder vielleicht auch keine Lust. Doch sie wurde dieser Pilgerreise

müde, vor allem seit Überseele Sieben sie allein gelassen hatte. Plötzlich wurde ihr bewußt, wie wichtig seine Gesellschaft für sie geworden war. Seit er sie verlassen hatte, war sie niemandem begegnet, obwohl sie wußte, daß irgendwelche Leute oder Bewohner unsichtbar anwesend waren. Ihre Gegenwart schien peinsam nahe und sehr anziehend. Ab und zu schien sie Gelächter zu hören. Einmal sah sie beinahe Gesichter. Doch sie fühlte auch eine seltsame psychische Undurchlässigkeit, die sie von ihnen trennte... wer immer sie waren.

Nachdenklich trat Lydia an ein großes Fenster, das erste, das sie in diesem langen Gang bemerkt hatte. Sie blickte hinaus, so »hinaus« das richtige Wort war, und was sie sah, erfüllte sie mit nostalgischen Empfindungen. Dort, nur durch die Fensterscheibe von ihr getrennt, erstreckte sich vor ihren Augen eine schneefunkelnde Landschaft... wie auf Weihnachtskarten. Eine altmodische, lieb vertraute Szenerie: Acker- und Weideland und Berge mit weißen Gipfeln. Ein Ort, an dem Menschen immer nur ausschließlich in einer Altersphase lebten und es nur mit einer Gestalt zu tun hatten, geordnet eingebettet zwischen Nacht und Morgengrauen, Geburt und Tod.

Sie preßte ihre Nase gegen die Fensterscheibe und wollte weinen, fühlte sich aber gleichzeitig feige wegen ihrer Sehnsucht - wie sie sie jetzt gerade spürte - nach einer neuen Geburt in Zeit und Raum. Ihre Augen weiteten sich. Natürlich, dachte sie, das muß Josefs und Biankas Hof sein! Warum sonst sollte ich mich so stark davon angezogen fühlen?

Mehr noch, sie hatte das - wieder nostalgische - Gefühl, bereits jeden Baum und jeden Strauch im Hof zu kennen, jedes Pferd im Stall, als hätte sie in einer nicht zu beschreibenden Vergangenheit dieses Leben, das sie noch nicht einmal begonnen hatte, bereits gelebt. Zugleich war sie von Erwartung und Neugier erfüllt und von einer solchen

Spannung, daß sie den Atem anhielt. Und als sie den Atem wieder entließ, gefror er plötzlich an der Fensterscheibe. Die Luft war kalt.

Lydia fröstelte und blickte sich ängstlich um. Sofort war ihr klar, daß sie sich in dem Bauernhaus befand. Eine junge Frau lag zwischen Decken und Kissen auf dem Bett. Offensichtlich war es schon spät in der Nacht. Das Feuer im Ofen in der Ecke war erloschen, nur ab und zu glommen ein paar Funken in der Dunkelheit auf. Trotzdem schwitzte die Frau. Sie redete im Schlaf und warf ihren Kopf mit den blonden Zöpfen und der bebänderten blauen Nachthaube hin und her.

Lydia schlich sich auf Zehenspitzen näher heran. Konnte das ihre künftige Mutter sein? Die Frau lag auf dem Rücken, ihr gewaltiger Bauch wölbte sich unter den Decken. Auf dem Boden lagen wollene Teppiche und ein paar kleinere am Fußende des Bettes. Auf dem Nachtkästchen stand ein Krug mit Wasser. Lydia halluzinierte sich nervös eine Zigarette, zündete sie an und goß sich ein Glas Wasser ein. Selbstvergessen trank sie das echte Zeug, statt sich ihr eigenes zu halluzinieren, aber Bianka, die immer noch schlief, kriegte nichts davon mit.

»Verdammt«, murmelte Lydia. Bianka war reizend, aber ihre tiefere Beziehung hatte sie zu Josef. In dieser Hinsicht würde sie eher die Tochter ihres Vaters als die ihrer Mutter sein. Mit schmalen Augen wanderte sie nachdenklich im Zimmer herum. Biankas echte Wehen, im Gegensatz zu den falschen, die sie gerade hinter sich hatte, konnten nicht ewig hinausgezögert werden.

In diesem Moment nahm sie eine Bewegung wahr. Sie sprang zurück. Biankas Traumkörper erhob sich mühelos vom Bett, schwanger und doch leichtfüßig und anmutig.

»Wer ist da?« fragte die träumende Bianka.

Lydia erstarrte. Sie hatte nur wenig Erfahrung im Umgang mit dem Traumselbst von Leuten. Außerdem war sie plötzlich verwirrt, weil, aus der Perspektive ihres letzten Lebens im

zwanzigsten Jahrhundert gesehen, Bianka schon einige Jahrhunderte tot war. Das gilt natürlich auch für Josef, und den treffe ich immerhin ziemlich oft, dachte sie. Außerdem ist es nur die sehr begrenzte Perspektive »der Lebenden«, aus der ich in die Vergangenheit zurückgeboren werde.

Sanft sagte sie: »Es ist Lydia. Vielmehr... Twiety. Ich soll als deine Tochter geboren werden.«

»Nein, nein, nein«, rief Überseele Sieben, der plötzlich erschien. »Du mußt *jünger* aussehen. Man kommt doch nicht als Erwachsener zur Welt!«

Alarmiert verwandelte sich Lydia in ein dreijähriges, blondes, pummeliges Mädchen mit rundem Gesicht und ernsten Augen.

»Oh«, rief Bianka und beugte sich lächelnd hinunter.

Aber Lydia bekam plötzlich Angst.

»Oh, du wirst mein Baby sein!« rief Bianka aus. »Und bis jetzt war ich mir noch nicht einmal sicher, ob ich überhaupt ein Baby will! Aber wenn ich dich so sehe —«

Lydia wurde rasch wieder sie selbst und ging hinüber zu Überseele Sieben. »Irgendwie hast du das eingefädelt... irgendwie -«

»Sie hatte auch so ihre Hintergedanken, aber jetzt nicht mehr«, grinste Sieben und deutete auf Bianka, die im Nachthemd dastand, eine halluzinatorische Kerze in der Hand, und vor sich hinstarrte.

»Aber ich habe *immer noch* Hintergedanken«, zischte Lydia ärgerlich.

»Und ich dachte, ich hätte mein künftiges Baby gesehen«, rief Bianka. Ihre Traumgestalt erzitterte, verschwamm, wurde von ihrem Körper auf dem Bett angezogen, und mit dem Ruf »Ich habe mein Baby gesehen!« wachte Bianka auf.

»Was? Was?« brabbelte Josef, der auf einer Pritsche im Flur lag, die ihm seine Schwiegermutter für die Nacht zurechtgemacht hatte. Er hatte Biankas Ruf durch die Tür gehört und bemühte sich, wach zu werden. Er runzelte die Stirn und rieb sich die Augen. Die heißen Backsteine, die seine Füße

wärmen sollten, waren nun erkaltet. Dies war ein fensterloser Teil des Flurs, und Josef haßte geschlossene, lichtlose Räume. Wieder hörte er Bianka rufen. Er fluchte, nicht gerade leise, setzte sich auf und hielt sich den Kopf.

Abgesehen von allem hatte er einen Kater.

Und er vermißte sein eigenes Bett. Man hatte ihn hinausgeworfen, um Platz für die Verwandten zu schaffen. Sogar seine Frau schien ihnen zu gehören oder dem Haus, oder dem Baby, das da kommen sollte - kurz, jedem, nur nicht ihm.

Er schwang sich von seiner Pritsche, streifte sich den Morgenmantel übers Nachtgewand und öffnete die Tür zu Biankas Zimmer. Das Mondlicht, das durch die mit Vorhängen versehenen Fenster hereindrang, ließ einen weißgoldenen Pfad aufscheinen und spiegelte sich in den Kesseln und Töpfen, in denen tagsüber das Wasser gebrodelt hatte. Funkelnd standen sie nun auf dem Boden neben dem erkalteten Ofen. Decken und Tücher waren ordentlich und bereit auf dem Stuhl gestapelt. Josef runzelte die Stirn. Er selbst hatte den Stuhl nach Biankas Wünschen mit einem Blumenmuster bemalt, und da stand er nun - blau und rosa für das Kinderzimmer - falls das Kind je kam. Der Stuhl erinnerte ihn an seine Bilder, und an die Zeit, die er mit den Rosenknospen vergeudet hatte, und an die noch bevorstehenden Stunden, in denen es ihm auf die eine oder andere Weise wieder nicht gelingen würde zu tun, was er doch entschlossen war zu tun - nämlich ein guter Maler zu werden.

»Josef?« rief Bianka mit kleiner Stimme. Sie lag auf der Seite des Bettes, die nicht vom Mondlicht beschienen war, und er konnte sie kaum sehen. Sein Kopf pochte und seine Füße schmerzten, aber beim Klang ihrer Stimme wurde er im Dunkeln rot, aus Scham über seinen Anteil an ihrer Situation, aus Ärger - schließlich sollten Frauen wissen, wie mit solchen Dingen problemloser umzugehen war- und wegen seiner eigenen unerwarteten Reaktion auf ihre jammervolle

Stimme: Er war sexuell erregt. Es war schon so lange her, seit sie richtig miteinander geschlafen hatten, und noch bevor er es verhindern konnte, sah er sie vor seinem geistigen Auge, so wie sie gewesen war: nackt, und wenn auch nicht gerade ganz schlank, so doch auch nicht so fett wie eine trüchtige Kuh. Der Vergleich beschämte ihn noch mehr. Er setzte sich aufs Bett.

»Hier bin ich«, sagte er verdrossen.

»Ich hab im Traum unser Kind gesehen. Sie war schon drei.« stotterte Josef, einmal, weil er immer gesagt hatte, daß er einen Jungen wollte, und dann auch, weil ihm kalt war. Außerdem irritierte ihn jede Unterhaltung über das Baby. Er wurde das Gefühl nicht los, daß er mehr über diese Geschichte wußte, als gut für ihn war. Schnappschüsse aus seinen Traumbegegnungen mit Lydia blitzten vor seinem inneren Auge auf.

»Sie sah aus wie du«, sagte Bianka. »Außer, daß sie so blond war wie ich.«

»Gott helfe ihr, wenn sie so aussieht wie ich«, schnaubte Josef,

»Vielleicht war es ein Wahrtraum. Vielleicht habe ich sie wirklich gesehen —*

»Altweiberzeug. Es war einfach ein ganz normaler Traum«, erwiderte Josef ruppiger, als er wollte, denn Biankas Traum verunsicherte ihn auf eine Weise, die er nicht ergründen konnte. Sein Schnurrbart sträubte sich. Mißtrauisch blickte er sich um.

»Was suchst du? Den Storch?« kicherte Bianka. »Du siehst so komisch aus, so mürrisch. Und verängstigt.«

»Ich bin nicht verängstigt. Wovor sollte ich Angst haben?«

»Vor dem Vatersein«, sagte sie und fügte kokett hinzu:

»Daran hättest du vorher denken sollen.«

»Vorher vor was?« grinste er, aber ihm war immer noch unbehaglich zumute, hier am großen Bett, wo er sie behandeln mußte, als sei sie eine Jungfrau und nicht seine Ehefrau. Die weiche Daunenunderlage paßte sich ihren

Körperformen an. Er stellte sich vor, wie sie beide in inniger Ekstase schrien und stöhnten. Er streckte die Hand nach ihr aus, besann sich aber und zündete statt dessen die Kerze auf dem Nachttisch an. »Ich werde froh sein, wenn wir es wieder tun können«, murmelte er.

»Es? Es? Was tun?« fragte sie weich. Sie wurde schläfrig. Sie überlegte, ob das Kind in ihr jetzt wohl schlief. »Es wird bald alles vorbei sein«, sagte sie.

Er antwortete nicht, obwohl er es wollte, denn sie würde, so brütete er, nie wieder dieselbe sein. Zum einen würde sie monatelang ihr Baby stillen. Er errötete, als er daran dachte, und sah ihre prallen nackten Brüste vor sich. Sie würden sich schon wieder miteinander vergnügen, aber, dessen war er sich sicher, nicht mehr so wie *vorher*, nicht wie verdammte fröhliche junge Hunde, ganz und gar unbekümmert. Jetzt, mit sechsundzwanzig, war seine Jugend dahin, und die ihre mit dreiundzwanzig. Und sie hatten noch Glück. Aber bei Gott, das Problem war, daß ihre Jugend eben *nicht* vorbei war. Sie war noch da, noch lebendig, und würde nicht lockerlassen.

»Du würdest es sofort tun, wenn du könntest, oder?« fragte er und fühlte sich für den Augenblick etwas besser.

Schließlich war er ja noch nicht tot!

»Ich bin doch die geborene Dirne«, sagte sie schläfrig. Sie lächelte, weil ihn dieser Ausdruck immer aufmunterte. Er kam sich dann eher wie ein Künstler mit seiner Mätresse vor, statt wie ein Bauer mit seinem Ehefrau. Auch sie fühlte eine gewisse Erregung. Das Wort hatte auf sie dieselbe Wirkung.

»Laß uns von hier verschwinden«, sagte Lydia nervös. »Ich kriege Platzangst.« Sie und Sieben hatten still und unsichtbar im Zimmer gestanden.

Josef brachte ein aufgesetztes Lächeln zustande. »Deine Mutter hat mir ein Strohlager zum Schlafen gegeben. Sie behandelt mich wie eine Magd.«

»Tut sie nicht!«

»Schöner war's aber, jetzt zu dir unter das Federbett zu kriechen«, scherzte Josef, weil er es für angebracht hielt, eigentlich aber wurde er müde.

»Ich glaube nicht, daß ich es tun kann«, sagte Lydia.

»Was tun?« fragte Sieben arglos.

»Du weißt, was. Wiedergeboren werden. Warum können die Menschen nicht mit zehn auf die Welt kommen? Schon etwas ausgereift.«

»Du solltest jetzt besser von hier verschwinden«, sagte Bianka. »Wenn dich meine Mutter erwischt, wird sie anfangen zu brüllen, und dann brüllst du zurück. Du hast hier eigentlich gar nichts zu suchen, solange nicht alles vorbei ist.«

»Wenn es je vorbei ist«, rief Josef. »Kannst du das Baby jetzt spüren? Strampelt es oder so was?«

»Ich weiß nicht, aber ich habe es gespürt. Bei Gott, ich habe es gespürt! Ich glaube, es schläft jetzt.«

»Vielleicht verschwindet es einfach«, murmelte Josef.

»Das wird ein Vater werden«, sagte Lydia. »Da treffen wir all diese Vereinbarungen, wenn er im Traumzustand ist, aber wenn er wach ist, erinnert er sich an nichts mehr. Und wenn er träumt auch nicht immer an alles.«

Der Morgen dämmerte herauf. Graues Licht erfüllte das Zimmer. Von unten drangen Geräusche herauf. Ein Hahn krächte.

»Du kehrest jetzt besser zu deinem Lager zurück«, rief Bianka.

Lydia blickte Sieben verzweifelt an, sah dann auf das frostbeschlagene Fenster und auf die schneebedeckten Hügel draußen. Das Haus erwachte. Durchs Fenster sah Lydia Jonathan Hosentauf, Biankas Bruder, zum Stall gehen. Er rieb sich die behandschuhten Hände und blies die Backen auf. Rauch stieg aus einem der Schornsteine auf, und Lydia merkte plötzlich, daß sie die ganze Szenerie von oben betrachtete, und daß sich der Ort von ihr zurückzog - oder sie sich von ihm.

Im nächsten Moment fand sie sich wieder in dem langen Gang stehen, das Gesicht gegen das riesige, schillernde Fenster gepreßt, Marmorboden unter ihren Füßen, und die ganze schneebedeckte Landschaft ihrem Blick so fern, daß sie sie kaum mehr erkennen konnte.

Fast gereizt blickte sie sich um. Zürn einen war Überseele Sieben verschwunden, was sie wütend machte, zum anderen fühlte sie sich noch unentschlossener als zuvor. Wollte sie wirklich wiedergeboren werden oder wollte sie es nicht? Sie wußte es nicht, aber die gegenwärtige Situation gefiel ihr auch nicht. Der Gedanke daran machte sie noch wütender, doch gleichzeitig fühlte sie sich plötzlich ungebärdig, wild, unabhängig. Sie war es leid, wohl oder übel herumstrolchen zu müssen. Sie wollte einen eigenen Platz, einen Ort der Vertrautheit, auf den sie immer zählen, zu dem sie immer zurückkehren konnte, einen Ort, wo selbst Überseele Sieben anklopfen sollte, bevor er eintrat. Sie wollte...

Und voller atemloser Freude beobachtete sie die Verwandlung. Sie hatte sich einen Wohnwagen am Ozean vorgestellt. Sie selbst, noch ziemlich jung, dort allein, Gedichte schreibend (nicht wie im letzten Leben, in dem sie geheiratet und Kinder bekommen hatte, und das Dichten erst an zweiter Stelle gekommen war), vollkommen unabhängig, so wie - merkwürdig, dachte sie - sich Josef manchmal wünschte, zu leben.

»Oh«, rief sie, denn der Wohnwagen formte sich um sie herum. Ein mit Kunststoff beschichteter Tisch vor den großen Fenstern, eine verblichene Plastikgeranie, aber so heimelig, Notizbücher, die sich auf den lederbezogenen Einbaubänken stapelten. Sie lugte aus dem Fenster: Der Wohnwagen war nur wenige Meter vom Wasser entfernt. »Jesus!« Sie rannte hinaus, zwanzig und barfüßig und so entzückt, daß sie dachte, sie sei - nun ja, lebendig, und es würden zumindest gelegentlich Besucher an den Strand kommen, gerade, wenn ihr nach Gesellschaft war. Und sie würde so tun, als gäbe es

für sie nur einen Raum und eine Zeit... Und ich werde nicht nachgeben, sagte sie sich, bis ich nicht eindeutig bereit bin.

Kapitel 13

Zwischen den Altern: Lydia trifft Twiety und eine alte Liebe

Der Ozean funkelte im Sonnenlicht. Lydia saß mit finsterem Blick in ihrem Wohnwagen. In der Ferne waren ein paar Palmen zu sehen. Sie trank Kaffee und *roch* seinen Duft. Sie war herrlich und triumphierend jung. Sie hatte beschlossen, dreiundzwanzig zu sein, nachdem sie Stunden damit verbracht hatte, die feinen Unterschiede der Jahre zwischen zwanzig und dreißig zu studieren. An Inspiration fehlte es ihr nicht, zumindest hatte sie ein-paar Gedichte verfaßt. Die Szenerie, ihre Gestalt - alles war perfekt, der Gipfel all dessen, was sie sich immer gewünscht hatte. Und doch war sie nicht glücklich.

Wer zum Beispiel würde ihre Gedichte lesen? Sie fühlte sich einsam. Zwischen den Welten. Sie war irgendwie mit sich unzufrieden, so als ginge ihr noch immer ein gewisses Verstehen ab, als wäre sie sich der sie umgebenden Realitäten eigentlich nur halb bewußt. Ab und zu spürte sie Aktivitäten und Geschäftigkeit um sich herum, aber sie geschahen außerhalb ihres Wahrnehmungsbereichs.

Wiedergeboren zu werden scheint mehr Mut zu erfordern, als ich aufbringen kann, dachte sie, und meine Pilgerreise zu den Göttern hängt von Überseele Siebens Hilfe ab, ohne ihn scheine ich bei meiner Suche auf keinen grünen Zweig zu kommen, und Sieben ist wieder einmal verschwunden. Sie hatte den Verdacht, daß er sie in ihrem eigenen Saft schmoren ließ.

Sie hatte einen Sohn und eine Tochter, die noch immer am Leben waren, aber das war jetzt schwierig zu verstehen. Für sie waren diese Leute eher so etwas wie Romanfiguren. Das ist so, weil ich eine bessere Beziehung zur Dichtung und Natur als zu meiner eigenen Familie gehabt habe, dachte

Lydia. Es ist mir schon immer schwer gefallen, Menschen ernst zu nehmen.

»Du solltest dich lieber beeilen«, sagte eine kindliche Stimme.

»Was?« Lydia starrte aus dem Fenster ihres Wohnwagens und sah zunächst niemanden. Dann wurde ein kleines Kind am Horizont sichtbar, das mit unglaublicher Geschwindigkeit auf sie zukam. Bevor sich Lydia von ihrer Überraschung erholt hatte und von ihrer Verwunderung darüber, daß sie die Stimme gehört hatte, obgleich das Kind doch noch so weit entfernt war, bemerkte sie noch etwas. Es war ein kleines Mädchen, das einen Skianzug trug. Die Stranddünen glitzerten. Dann stand das Kind vor ihr.

»Du solltest dich wirklich lieber beeilen«, sagte es vorwurfsvoll. Es war pummelig, hatte große, ernste hellblaue Augen und ein energisches Kinn, obwohl sein Gesicht sonst ziemlich rund war.

»Wozu beeilen?« fragte Lydia.

»Du bist nicht die einzige Person im Universum, weißt du«, antwortete das Mädchen, immer noch in vorwurfsvollem Ton.

»Wie heißt du? Und was willst du? Und Warum um Himmels willen hast du einen Skianzug an?«

»Ich will jetzt nach Hause«, erklärte das Mädchen ernst.

»Und du solltest jetzt auch mitkommen.«

Lydia wollte schon antworten, hielt dann aber nachdenklich inne. Das kleine Mädchen war ungefähr sechs Jahre alt und sah sehr vertraut aus und zugleich sehr... fremd oder exotisch oder *irgendwie*.

»Komm schon«, mahnte die Kleine sehr ernst. Doch in ihrer klaren, hohen Stimme schwang auch ein fröhlicher Ton mit.

»Du *kommst* doch, oder? Ich muß jetzt zurück, und wenn du nicht mitkommst, dann weiß ich nicht, was passiert.«

»Twiety, Twiety«, hörte sie nun eine andere Stimme.

»Ich bin hier«, rief das kleine Mädchen, und Lydia starrte sie an. *Twiety?* Ihr eigenes künftiges Selbst? Natürlich vorausgesetzt, sie wurde wiedergeboren! »Wer bist du

denn?« rief sie ärgerlich. Sie war fast versucht, das Mädchen bei den Schultern zu packen und zu schütteln, als ein anderes Kind, ein Junge, plötzlich in der Ferne auftauchte. Er war etwa acht Jahre alt und im Moment etwas außer Atem.

»Es ist Abendessenszeit. Wo bist du gewesen. Wenn du dich nicht beeilst, wirst du Dresche kriegen.« Er hielt inne, weil er Lydia entdeckte und fragte unsicher: »Wer ist das?«

Er starrte sie an.

Lydia starrte ihn an. Es war - Lawrence. Es war -

»Sag's ihm nicht!« rief Twiety.

Überrascht trat Lydia einen Schritt zurück und nahm nun zum erstenmal den Bauernhof wahr. Plötzlich wurde ihr klar, daß sich im Verlauf ihres Gesprächs der helle Strand allmählich verwandelt hatte, daß aus den Sandkörnern eine dicke Schneedecke geworden war. Auch war es dunkler geworden, und über der Winterlandschaft lagen nun Dämmerlicht und blaue Schatten. Ängstlich sah sie sich nach dem Wohnwagen um und nach der Sonne -

Der kleine Junge wiederholte seine Frage: »Wer ist das? Wer ist die Dame?« Und sie vergaß alles andere, als nun plötzlich begrabene Erinnerungen aus ihrem letzten Leben in ihr aufstiegen. Sie und Lawrence als junge Leute an einsamen Plätzen - sie und Lawrence, alt und eigensinnig, dem Establishment trotzend. Und dieser kleine Junge war Lawrence. Das wußte sie. Was denn, Lawrence wiedergeboren? Wie hatte sie ihn vergessen können? Und was hatte sie sonst noch vergessen? Und warum?

»Der Junge ist mein Vetter«, erklärte Twiety Lydia sanft. Für ein Kind schwang zu viel Bedeutung in ihrer Stimme.

Lydia starrte weiter auf den Jungen. Seine Augen waren so unschuldig und arglos und klar, und er war, während er ihren Blick erwiderte, so offensichtlich ahnungslos, wer sie war, daß sie hätte weinen mögen. Aber nun drehte sich der Junge um, formte einen Schneeball in seinen von Schnee überkrusteten Fäustlingen und rannte zum Haus. Die Tür des Hintereingangs öffnete sich und ein breiter Lichtstrahl

erhellte den dunklen Hof. »Ich *muß* gehen«, sagte Twiety. »Du *mußt* kommen -« Und auch sie rannte zum Haus. Lydia schnappte nach Luft und ging mechanisch auf das Haus zu, angezogen von Twiety, aber mehr noch von der Erinnerung an Lawrence. Wie kam es überhaupt, daß die Kinder sie gefunden hatten? Warum wußte der Junge nicht, daß er Lawrence war, und warum erkannte er sie nicht? Warum?

Die Kinder waren im Haus verschwunden, und Lydia, die sich ihm näherte, rang wieder nach Luft. Wie habe ich je meine Liebe zu Lawrence vergessen können, fragte sie sich voller Verzweiflung. Denn nun stürzten plötzlich alle Erinnerungen und Gefühle mit voller Wucht auf sie ein, waren lebendiger als alles, was sie sich vorstellen konnte, wichtiger als die Suche nach dem Sinn des Lebens oder den Göttern. Die Gefühle entbrannten - welche? Das Verlangen nach Leben, gleich ob sie es verstand oder nicht.

Sie lugte durch die Fenster. Von außen waren sie mit Eis überzogen, von innen beschlagen, und sie kratzte ein paar Löcher frei, um besser sehen zu können. Was sie sah, erfüllte sie mit seltsamer Nostalgie. Die Familie saß in der Küche um den Tisch versammelt, im Schein eines hell brennenden Herdfeuers und zweier dicker Kerzen. Auf dem massiven Holztisch eine riesige Platte mit geräuchertem Fisch und braungebackenen, knusprigen Broten, von denen sich Josef ordentliche Stücke herunterschnitt. Elgren Hosentauf und sein ältester Sohn Jonathan saßen am Kopfende, während Avona, Elgrens Frau, geschäftig hin und herhuschte. Die beiden Kinder warfen sich verstohlene Blicke zu. Sie bekamen nur Suppe, keinen Fisch, und Bianka, Twietys Mutter, inzwischen etwas korpulent geworden, sagte gerade: »Lars geht morgen nach Hause. Seine Eltern holen ihn ab, und damit genug.« Twiety murmelte etwas vor sich hin, und Lars, der Junge, senkte den Kopf.

Lydia war dem Weinen nahe: Lawrence würde also Lars heißen und ihr Cousin sein - das heißt, wenn sie als Twiety geboren würde. Sie sehnte sich danach, es dem kleinen Jungen zu sagen, ihn verstehen zu lassen. Innerlich rief sie ihm zu: »Erinnerst du dich denn nicht? Wir waren ein Liebespaar. Du starbst, als wir diese Reise mit dem Wohnmobil unternahmen.«

»Ich bin schon ein großer Mann«, sagte Lars und warf sich in die Brust, um Twiety zu imponieren.

»Kinder halten beim Essen den Mund«, polterte der alte Hosenauf.

»Ich gehöre auch zu den Erwachsenen«, brüstete sich Lars herumhampelnd und verschüttete seine Suppe. Twiety kicherte und duckte sich, um dem Brotkanten auszuweichen, den ihr Großvater nach ihr warf. Er landete platschend in der Suppe ihrer Mutter, und alle lachten.

»Du bringst ihn nur in Schwierigkeiten. Und Twiety auch«, sagte eine schrecklich vertraute Stimme.

Lydia wirbelte herum. Da stand Lawrence, genau so wie sie ihn in Erinnerung hatte - Ende zwanzig, so alt, wie er gewesen war, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren.

»Solange du dich nicht erinnern wolltest, konnte ich auch nicht mit dir sprechen«, sagte Lawrence. Er sah Lydia nicht an, sondern blickte durchs Fenster auf die häusliche Szene.

»Faszinierend, uns zu sehen, wie wir sein werden, nicht wahr?«

»Vergiß *sie*. Wir sind wir«, rief Lydia. »Willst du damit sagen, du hast mich nie vergessen? Ich werde nie begreifen, wie ich dich vergessen konnte.«

Er trug ein schwarzes Operncape und hatte einen frischen Rosenstrauß in der Hand, der sich im Licht, das aus dem Fenster fiel, leuchtend gegen den Schnee abhob.

»O Lawrence — Larry«, rief sie. Für einen Moment hatte sie das Gefühl, daß Lawrence noch ihr Liebhaber war und sie noch verheiratet war mit -

»Roger. Du warst mit Roger verheiratet«, sagte Lawrence.

»Aber jetzt bin ich nicht verheiratet«, rief Lydia. »Und wir sind wieder jung.«

»Tatsächlich? Oder befinden wir uns nur zwischen den Altern?« lächelte Lawrence. Er überreichte ihr die Blumen.

»Was willst du mit ihnen tun? Sie in einer Vase auf den Wohnzimmertisch stellen? Verstehst du denn nicht? Wir sind alterslos. Und um *wirklich* jung zu sein, müssen wir in die Dimension der Zeit zurückkehren. Wir müssen wiedergeboren werden.«

»Wir können so bleiben, wie wir sind«, sagte sie.

»Es würde dir weniger und weniger gefallen. Wir wissen im Grunde noch nicht genug, um hier bleiben zu können, ohne physisches Leben. Dazu kommt noch etwas. Du hast in deiner eigenen geistigen Welt gelebt. Selbst ich konnte bis jetzt nicht deine Aufmerksamkeit auf mich ziehen -« Er schwieg, verlegen, besorgt um sie und selbst unsicher. Er kannte den Blick in ihren Augen nur allzu gut, und sie wurde mit jeder Minute begehrenswerter und schöner.

»Ach, ich hab da diesen reizenden kleinen Wohnwagen am Strand...« sagte sie mit einem Achselzucken und zog gespielt übertrieben die dunklen, geschwungenen Augenbrauen hoch -eine humorvolle, durchaus wirkungsvolle Einladung.

»Lydia, um Gottes willen, hör zu«, sagte er. »Schau durch dieses Fenster! Schau dir dieses Kind an, Twiety. Sie existiert in einer bestimmten Realität, eine, die sich ereignen mag oder auch nicht. Dasselbe gilt für Lars. Bedeutet dir das gar nichts?«

»Als du am Leben warst, war mit dir leichter auszukommen«, funkelte sie ihn an. »Abgesehen davon werde ich *in der Vergangenheit* als Twiety wiedergeboren, jedenfalls von unserem Standpunkt aus gesehen. Das heißt, irgendwie *wurde* Twiety geboren, ganz gleich, was *ich jetzt* beschließe. Soviel hab ich schon herausbekommen.

»Du irrst«, sagte Lawrence beunruhigt, »Alle Zeit ist simultan. Es gibt nicht wirklich eine Vergangenheit oder

Zukunft, deshalb ...« Aber sie war von ihrem Ärger weggetragen worden, irgendwohin, wo seine Liebe sie nicht erreichen konnte. Sie war verschwunden, ebenso der Bauernhof und die winterliche Landschaft. Und Lawrence wußte, daß er sie so schnell wie möglich wiederfinden mußte.

Für Lydia hingegen war Lawrence verschwunden. »Larry? Wo bist du?« rief sie.

Er, direkt neben ihr, stellte dieselbe Frage. Aber keiner sah oder hörte den anderen, und beide waren untröstlich. Lydia war noch verzweifelter, denn nach wie vor umwirbelten sie ihre Erinnerungen an Lawrence, lebhaft Szenen, die auftauchten und wieder verschwanden. Es ist unbegreiflich, dachte sie immer wieder, daß ich ihn vergessen habe. Aber offensichtlich war es ihre Liebe gewesen, die ihn hatte zurückkehren lassen, und weil er ihr helfen wollte. Sie vielleicht auch warnen. Aber wovor? Und wiederum, wenn sie Lawrence vergessen hatte, was hatte sie dann noch vergessen? Und warum?

Anscheinend ohne Grund dachte sie nun an die Stimmen und Präsenzen, die sie verschiedene Male um sich herum gefühlt hatte - die Gestalten, die sich fast, aber dann doch nicht materialisierten, die Stimmen, die beinahe sprachen. Sie hatte oft den Verdacht, daß sie von einer völlig anderen Wirklichkeitsdimension umgeben war. Die Laute zum Beispiel waren zu schnell, um ihnen folgen, die Gestalten verwandelten sich zu rasch, um sie wahrnehmen zu können. Sie merkte, daß sie nun wieder dieselbe Empfindung hatte, daß sie sich bemühte, irgendein undefinierbares Geschehen zu hören oder zu sehen. Sie spürte Bewegung, auch Menschen - eine Welt, die jetzt existierte, außerhalb ihrer Reichweite, doch eine Welt, in der sie sich zu materialisieren versuchte. Aber was für eine Welt? Und wer war dort? Würde sie auch Lawrence dort finden?

Beim Gedanken an Lawrence fiel ihr plötzlich der Name Roger ein. Und sie dachte: Natürlich, Roger war mein Mann.

Aber das schien nicht die richtige Antwort zu sein. Der Name hallte in ihr wider, bis sie an nichts anderes mehr denken konnte. Und um sie herum begannen sich flackernd und bebend Gestalten zu formieren.

Kapitel 14

Lydia wohnt einer Seance bei, schockiert die Anwesenden und löst ein Versprechen ein

»Hier ist Roger. Roger. Kannst du mich hören?«

Lydia wirbelte herum. Sie hörte die Stimme, sah aber niemanden.

»Wenn du uns hören kannst, dann gib uns ein Zeichen.« Die Stimme, wenn es denn eine ist, dachte Lydia, kam aus dem Nirgendwo. Sie hörte sie und horte sie auch nicht. Das heißt, die Stimme schien ein kleiner Berg aus Lauten in vager Ferne zu sein, und wenn sie ihre Aufmerksamkeit in seine Richtung lenkte, dann fühlte sie die dort aufgeschichteten Laute, die dann in Tonlosigkeit hinunterfielen oder sich wieder aufbauten - sie konnte nicht sagen, was -, und sie fühlte die Worte.

Sie hatte gerade an Roger, ihren Ehemann, gedacht und versucht, sich ihr gemeinsames Leben in Erinnerung zu rufen. Vielleicht war das ja eine Botschaft von ihm. Doch wiederum, Name und Stimme schienen nicht zusammenzupassen.

»Hier ist Roger Junior«, sagte Lydias noch lebender Sohn schon zum zehnten Mal. Er folgte den Anweisungen des Mediums und kam sich wie ein Idiot vor.

Das Kerzenlicht flackerte auf der mit Fransen verzierten Tischdecke, huschte über das Christusbild im vergoldeten Rahmen auf der mit Nippes beladenen nahen Vitrine, tanzte auf dem riesigen Diamantring an Annas, seiner Schwester, Finger und auf dem kleinen goldenen Glöckchen vor den Fingerspitzen des Mediums. Rogers Blick folgte diesem flackernden Schein, der von Gegenstand zu Gegenstand zu hüpfen schien. Er saß in einem unbequemen Lehnstuhl und verlagerte nun sein Gewicht. Er war die ganze Sache leid. Er hatte sich überhaupt nur darauf eingelassen, weil er es Anna versprochen hatte.

»Die Schwingungen verändern sich«, sagte das Medium Mrs. Immerfort. Sie schwankte sacht. Ihre Stimme wechselte den Tonfall. Roger sah wieder auf die Reflexionen des Kerzenlichts. So könnte man glauben, daß Christus schielt, dachte er nervös.

»Ruf sie nochmal«, flüsterte Anna mit dünner, geisterhafter Stimme. Sie erinnerte sich daran, wie sie einmal als Kind mit dem Ouija-Brett herumgespielt habe und der Zeiger plötzlich wie von ganz allein über das Brett geschossen war. Ob das nun alles Humbug war, wie Roger sagte, oder nicht- man konnte nie wissen. »Man kann nie wissen«, wisperte sie. »Konzentriere dich auf sie«, sagte das Medium. »Schließ die Augen und versuche deine Mutter so deutlich wie möglich vor dir zu sehen.«

Roger tat es. Er sah ihre knochige Hand, ihre jungenhafte Gestalt im Alter von etwa siebzig, ihre intensiven, ironischen Augen, den maßgeschneiderten Hosenanzug, den sie bei ihren Lesungen trug. Er sah sie in den bequemen Hosen, die sie sonst meist anhatte, und er sah sie mit diesem Mann davonlaufen - wie hatte er doch geheißen? Lawrence irgendwas - als sie schon über siebzig war. Jesus, Er versuchte das Bild, das in ihm aufstieg, zu unterdrücken. Diese beiden alten, knochigen Körper, die in einem Wohnmobil Liebe machten. Die ganze Geschichte schockierte ihn noch immer.

»Sie ist hier! Eure Mutter ist hier. Ich kann es fühlen«, sagte Mrs. Immerfort. Es war ihr Ernst. Sie log nicht. Ihre Gedanken entrollten sich wie rosafarbene, mädchenhafte Bänder, übersät mit sich kringelnden Ornamenten der Sentimentalität. Sie glaubte von ganzem Herzen und mit grimmiger Entschlossenheit an Mutterliebe als die stärkste Macht auf Erden oder sonstwo. Und nun war sie überzeugt, daß sie diese Kraft sich materialisieren fühlte. Sie lauschte nach innen. Sie schwitzte. Eine Ungehörigkeit, die sie um eines so würdigen Unterfangens willen gern auf sich nahm. Und schließlich sah sie ein geistiges Bild.

»Ich sehe sie. Eure Mutter. In einem reizenden blauen Kleid. Sie steht links da drüben. Sie sagt: >Übermittle meinem lieben Sohn Roger meine Liebe, ich bin immer noch bei ihnen.<«

Mrs. Immerfons verschleierte, halb geschlossene Augen hafteten sich auf Rogers Gesicht, und er bemühte sich, eine der Situation angemessene Miene aufzusetzen.

»Eure Mutter sagt, daß euer Vater auch hier ist«, fuhr Mrs. Immerfort fort. »Und so seht ihr wahre Liebende wieder vereint.«

»Sie und Vater haben sich nie verstanden«, murmelte Roger. Er wollte fragen: Was ist mit diesem alten Halunken, mit dem sie in einem Alter durchgebrannt ist, in dem sie es hätte besser wissen müssen? Ist er auch da?

Aber seine Schwester Anna sagte mit dünner, mädchenhafter Stimme: »Mama? Bist du es wirklich?« Roger errötete verlegen. Seine Schwester war über fünfzig, verdammt nochmal, und hatte Lydia seit Ende ihrer Kindheit nie mehr mit »Mama« angedet.

»Bist du es *wirklich*?« fragte Anna. Sie wußte, daß es nicht so war, wie sie sich einzureden versuchte. Aber plötzlich fühlte sie sich trotz Übergewicht und gefärbtem roten Haar sehr verloren und kindlich, und der Raum schien deprimierend und trostlos zu sein, ganz im Gegensatz zum Gesicht des Mediums, das eine geradezu fromme Unschuld ausstrahlte, die gewiß nicht geheuchelt war. Oder doch?

»Eure Mutter sagt, daß sie und euer Vater glücklich sind«, sagte Mrs. Immerfort. »Eure Mutter steht jetzt neben mir. Ein Mann ist bei ihr. Er ist mittelgroß, hat weiße Haare und blaue Augen. Ist das euer Vater?«

»Nein. Er ist ziemlich jung gestorben«, sagte Roger hinterhältig.

»Oh, na gut, vielleicht ist er der Vater eurer Mutter. Auch ein Medium kann sich nicht immer ganz sicher sein. Er starb an einer schweren Krankheit.«

Gott, wie die meisten Leute, dachte Roger. Er war drauf und dran aufzustehen und zu gehen.

»Er hatte etwas mit — Leder zu tun. Ja, das ist es«, sagte Mrs. Immerfort. Roger und Anna schnappten beide nach Luft. Anna griff sich ihr Spitzentaschentuch und verbarg ihr Gesicht darin. Es war mit Parfüm getränkt, und der starke Duft ließ Roger heftig niesen.

»Oh, oh! Sei still«, rief Mrs. Immerfort. »Du ruinierst die Schwingungen.« Roger war weiß im Gesicht und Übelkeit stieg in ihm auf. »Sag uns mehr über den Mann«, bat er und warf Anna einen bedeutungsvollen Blick zu. Anna war entsetzt. Ein doppelter Skandal, dachte sie, wenn der ältliche Liebhaber meiner toten Mutter auch noch in einer Seance auftaucht. Aber er hatte tatsächlich mit Leder zu tun gehabt. Sie erinnerte sich sehr gut daran, daß er dieses Wohnmobilliebesnest mit Leder ausgepolstert hatte, bevor er und Lydia sich davonmachten.

»Oh, er kann es nicht sein«, flüsterte sie.

Mrs. Immerfort war klar, daß sie einen Treffer gelandet hatte, sie wußte aber nicht, worum es ging. Das Wort »Leder« war ihr einfach zugeflogen. Allerdings schien keiner der beiden Geschwister über diese Verbindung sehr beglückt zu sein. Der Mann blickte finster, und die Frau sah zu Tode erschrocken aus. »Ich spüre eine große Liebe, eine Liebe, die über das Grab hinausreicht«, sagte sie scharfsinnig, wie sie hoffte.

»Oh«, rief Anna.

»Noch etwas?« fragte Roger. Er faßte sich allmählich wieder.

»Eine lange Reise«, sagte Mrs. Immerfort. Sie wurde allmählich müde. Sie wußte nie genau, woher ihre Eindrücke kamen. Einige waren ganz bewußt Mutmaßungen, aber andere... kamen eindeutig aus einer anderen Quelle.

Roger schnaubte. Hatte sie nur glücklich geraten oder bezog sich das wirklich auf die Überlandreise dieser beiden alten Leute, die schon nicht mehr ganz bei Verstand gewesen waren, auf diese ihre letzte, ruchlose Sauf tour?

»Sie verläßt uns. Alles wird verschwommen«, erklärte Mrs. Immerfort. »Leben Sie wohl, liebe Dame, Ihre beiden Kinder bitten Sie, sie im Herzen zu bewahren«, sagte sie zur Zimmerdecke.

Kinder, dachte Lydia. Das war es. Aus Neugier war sie den Stimmen gefolgt, die als Treppen zu fungieren schienen und sie innere Korridore mit endlosen Spiegeln hinunterführten, bis sie sie in diesem Zimmer wiederfand. Überrascht stellte sie fest, daß sie tatsächlich auf Erden war, offensichtlich nach ihrem Tod, aber der Rest des Geschehens war ihr zunächst unverständlich.

Zwei der anwesenden Personen sahen sehr vertraut aus, und aus dem Gespräch, das sie mitverfolgte, konnte sie schließen, daß es sich um ihre Kinder Anna und Roger handeln mußte. Aber sie sahen älter aus, als sie sie in Erinnerung hatte. Da stand sie, unsichtbar, neben ihnen, flote fünfundzwanzig oder auch fünfunddreißig, und fragte sich, ob sie als Baby wiedergeboren werden wollte oder nicht. Lydia starrte auf die Szene und versuchte, sich stärker hineinzusetzen.

»Da drüben ist etwas«, rief Anna. »Ich schwöre es.«

»Beweg dich nicht«, wisperte Mrs. Immerfort. Tatsächlich war sie drauf und dran, aufzuspringen, denn in einem Aufblitzen sah sie Lydia ganz deutlich - eine der wenigen authentischen medialen Erfahrungen ihres Lebens.

Seancen funktionieren also tatsächlich, dachte Lydia, die allmählich begriff. Als sie noch am Leben war, hätte man sie nicht mal über ihre Leiche zu so etwas gebracht! Mrs. Immerfort deutete mit verzerrem Gesicht auf sie. Roger schrie irgend etwas, und Anna schluchzte in ihr Taschentuch. Die Verbindungen und Beziehungen waren so komplex, daß Lydia zugleich lachen und weinen wollte. Doch sie ging von ihrer eigenen Gegenwart aus. Es war ihr fast unmöglich, den Teil von ihr zu finden, der diesen beiden nun doch schon älteren Menschen so viel bedeutete. Sie hatten sich nie wirklich nahegestanden. Hatten sie das vergessen?

»Da drüben. Ich sehe etwas da drüben«, schrie Anna Roger zu.

»Du hast die physische Ebene verlassen«, schrie Mrs. Immerfort. »Du bist tot. Ruhe in Frieden, liebe Seele.«

»Ich weiß, daß ich tot bin«, brüllte Lydia, aber niemand hörte sie.

»Dort ist nichts. Oder irgend jemand. Das ist alles eure Einbildung«, sagte Roger. »Ich höre oder sehe nichts.«

»Das paßt«, murmelte Lydia angewidert.

»O Mama«, schluchzte Anna. Und nun, als Lydia Annas Stimme hörte, war ein Schimmern im Zimmer. Wände und Tische und Menschen wurden zu herumschwirrenden Fragmenten farbiger, glasähnlicher Puzzlebilder, die sich so lange umordneten, bis ein neues Bild entstanden war. Nun war Anna fünf und Roger zwölf, und sie spielten an irgendeinem vergessenen Frühlingsabend im Wohnzimmer. Die weißen Vorhänge blähten sich im Wind. Draußen heulte ein Hund, und der süße, feuchte Nachtgeruch drang durch die offenen Fenster.

»Wo gehen die Toten hin, Mama?« fragte Anna.

Und Lydia sah sich, die junge Mutter, die Kinder zu ihren Füßen, und sie fühlte eine stechende Zärtlichkeit. »Die Toten gehen überall hin, Schätzchen«, antwortete Lydia, die junge Mutter.

Aber Roger stand plötzlich auf, sein ernstes Gesicht wutentbrannt, voll der tiefen, unerklärlichen Leidenschaft eines Kindes. »Das sagst du nur so«, schrie er, »aber es ist nicht wahr. Wenn du tot bist, dann bist du kein Mensch mehr. Tote Menschen kommen nicht zurück, so wie manchmal im Kino. Es ist unheimlich!«

Dann schien es - Lydia, der jungen Mutter-, als ob die Nacht selbst wartete, als ob alles auf die Antwort wartete, die sie dem Kind gab, als ob die Frage selbst Implikationen beinhaltete, die sie fühlte, aber nicht verstand. Und sie sagte klar und heiter und lächelnd: »Ich werde in vielen Jahren,

wenn ich tot bin, zurückkommen und dir alles erzählen, wenn ich mehr darüber weiß. Okay?«

Und als sie das sagte, fröstelte Lydia, die junge Mutter, und bückte auf ihren Sohn. Lächelte er durchtrieben? Hatte der Sohn die Mutter vor der Zeit dort hingeschickt, wohin zu gehen er selbst sich fürchten würde? Schreckliche Gedanken, sagte sie sich als junge Mutter - die Mutter, an die die erwachsenen Kinder sich noch immer erinnerten. Und diese Kinder waren es wohl, die noch immer in den Erwachsenen steckten, noch immer dieselben Fragen stellten, und um derentwillen sie für einen Moment zurückgekehrt war.

»Versprochen?« fragte Roger, der geängstigt war und sich auf die Lippen biß, seine frische Jugend fühlend, die in der Vorstadtnacht aufsproß.

»Versprochen«, sagte Lydia, die junge Mutter.

»Ich glaub's erst, wenn ich es sehe«, antwortete der kleine Roger, ganz genau wie in diesem Moment der ältere Roger. Lydia sah genauer hin. Sie war wieder im Seancezimmer. Das Medium reichte Anna und Roger ein kleines Glas Wein, während sie alle aufgeregt über die Ereignisse des Abends debattierten. Diesmal spürte niemand ihre Gegenwart. Tief nachdenklich nahm Lydia jene Gestalt an, in der sie gestorben war, als alte Frau. Sie bemühte sich sehr, ihre Erinnerungen zurechtzuzupfen. Es war, als ob sie sich die Gedanken von jemand anderem anzog, aber schließlich gelang es ihr, aus all ihren anderen Erfahrungen die Lydia herauszuschälen, über die die Anwesenden zu sprechen schienen, und von diesem Standpunkt aus reagierte sie auf die Unterhaltung.

Sie sah sie nun wie durch einen Nebel. Roger und Anna nippten an ihrem Wein und blickten in das nervöse Gesicht von Mrs. Immerfort, die erschütterter war, als sie zugeben mochte. »Eure Mutter muß eine außergewöhnliche Persönlichkeit gewesen sein. Nie habe ich eine derartige Präsenz gespürt. Oh, ich bin noch immer durcheinander. Ich

sah sie so deutlich.« Sie fächelte sich mit der Hand Luft zu. »Ich habe viele, viele Erscheinungen gesehen -« Ihre Stimme verlor sich. Mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend wurde ihr klar, daß all diese anderen Erscheinungen ... imaginierte Gestalten gewesen waren, weil sie unbedingt hatte *sehen* wollen. »Ich hoffe, sie findet Frieden«, sagte sie rasch.

»Sie war nie besonders auf Frieden aus, als sie noch lebte.« Rogers Stimme war verdrießlich. »Sie war unkonventionell, eine Rebellin bis zuletzt. Ich glaube, es machte ihr Spaß, uns zu zeigen, wie langweilig wir dagegen waren.«

»Das ist nicht nett, was du da über sie sagst«, rief Anna und blickte sich nervös um.

Lydia betrachtete ihre Gesichter. Sie hatte sie geliebt, aber sie war zu hart mit ihnen ins Gericht gegangen. Das Dichten und später Lawrence waren ihr Lebensinhalt gewesen. Und bei diesem Gedanken sah sie plötzlich Josefs Gesicht vor sich. Als *seine* Tochter würde sie sich emotional auf ihn beziehen müssen. Sie stellte sich selbst als Kind inmitten seines quirligen Haushalts vor.

»Glaubst du, sie ist immer noch da?« fragte Anna, und Lydia sagte im Geist: »Lebt wohl, liebe Anna, lieber Roger. Ich habe mein Versprechen gehalten. Vergebt mir, daß ich euch als Kinder lieber mochte...« Warum hatte Anna so gar kein Flair? Warum konnte Roger nicht ein bißchen galanter sein? Warum — sie unterbrach ihren Gedankengang, da ihr plötzlich etwas anderes einfiel. Die Unterhaltung mit den Kindern über das Leben nach dem Tod hatte an einem Frühlingsabend nach einem Treffen mit Lawrence stattgefunden, und sie war nach dieser heimlichen Begegnung mit ziemlich schlechtem Gewissen nach Hause zurückgekehrt. Sie hatte ihn in der Stadt getroffen, angeblich zufällig, aber in Wirklichkeit arrangiert.

Und plötzlich *war* sie im Stadtzentrum. Das Seancezimmer war verschwunden. Niemand sah sie. Die Rathausuhr zeigte sechs Uhr abends. Lydia brauchte einen Moment, um sich zu

orientieren, und noch länger, um herauszufinden, ob sie wirklich diese irdischen Straßen entlangspazierte oder nicht. Es war windig. Die Menschen gingen in Schals und Mantel gemummelt an ihr vorüber, und es war kalt. Lydia zitterte, obwohl sie die kühle Luft oder den Wind nicht spürte. Der Verkehr rauschte an ihr vorbei. Abfall lag im Rinnstein, und vergilbtes Zeitungspapier segelte durch die Lüfte. Sie sah ihm nach und fühlte sich sehr einsam. Sie sah alles sehr klar, roch aber nichts und hörte auch den Verkehrslärm nur schwach, obwohl die Autos ziemlich nah an ihr vorbeisausten.

Sie fühlte auch keinen besonderen Kontakt mit dem Boden, wengleich sie sich wehmütig daran erinnerte, wie das Klack, Klack ihrer hohen Absätze sie überallhin zu begleiten pflegte oder das weiche Federn ihrer Turnschuhe oder - Zum erstenmal seit ihrem Tod fühlte sie sich wirklich wie... nun... wie ein Gespenst. War das Überseele Siebens Methode, sie sich so unbehaglich fühlen zu lassen, daß sie wiedergeboren werden *wolltet* Zwar spürte sie im Moment seine Gegenwart nicht, aber sie war sich nie sicher, welche ihrer Erfahrungen das natürliche Resultat ihrer eigenen Gedanken waren - und welche von Sieben gelenkt wurden. Sie seufzte verdrießlich. Ihre Suche nach den Göttern war unterbrochen worden, da gab es nichts zu deuteln. Denn hier war sie nun, ganz schön erdgebunden.

Um sie herum wimmelte es von Leuten, geschäftig, ganz und gar konzentriert auf ihre heimelige Zeit und ihren traulichen Ort, mit ihren Terminen, die sie einhalten mußten, mit den so ordentlichen wie einfachen Arrangements von Ereignissen! Sie mußte widerwillig grinsen. Ohne es bemerkt zu haben, hatte sie sich wieder in eine Frau Ende dreißig verwandelt. Damals war ihr nie bewußt geworden, wie wenig man im irdischen Leben von sich selbst zur Verfügung hatte. Da mußte man sich nicht darum kümmern, wie Energie und Unschuld der Jugend mit Weisheit und Erfahrung des Alters auszubalancieren waren, weil man im Alter den Kontakt zur

eigenen Jugend verloren hatte. Jetzt konnte sie, wie sie wollte, hin- und herwechseln. Ein etwas ambivalenter Segen, dachte sie, denn sie kam an einem Schaufenster vorbei und merkte, daß sie kein Spiegelbild hatte.

Doch störrisch weigerte sie sich, ihre Energie auf den Ort zu konzentrieren, an dem sie sich befand. Nur so wäre sie imstande gewesen, wirklich zu riechen und zu fühlen und zu hören. Aber wäre das nicht eine Farce? Eine Farce von was? Zwischen den Altern, hatte Lawrence gesagt. Wieder seufzte sie, um plötzlich zu merken, daß ihr jemand folgte. Folgte? Sie brach in Gelächter aus, und ihre unsichtbare Gestalt flackerte unruhig und wechselte die Farben im Verein mit ihrer Heiterkeit. Wer konnte ihr wohl *hier* nachgehen? Sie drehte sich um und entdeckte Lawrence, der ein paar Meter von ihr entfernt so tat, als betrachte er eine Schaufensterauslage (lieber Gott, samt Operncape und allem), für alle anderen so unsichtbar wie sie. Bevor sie seiner ansichtig geworden war, hatte sie nur gespürt, daß sie einsam war. Nun merkte sie, daß sie sich völlig abgeschnitten fühlte. Und im Moment, da sie ihn sah, war die ganze Szenerie so blitzartig von so greller Intensität erfüllt, daß sie überrascht zurücksprang. Das Gekreische und Gequietsche der Autos, der schneidend kalte Wind und die Gerüche und Laute der Straße wurden mit Macht lebendig, wie es schien, eine aggressive Lebendigkeit. Mechanisch halluzinierte Lydia einen Hut, einen Mantel und einen Schal. Lawrence stand lächelnd vor ihr.

»Du bist wirklich ein schwer ausfindig zu machendes Biest«, sagte er und sah aus wie etwa fünfundzwanzig - so alt, wie er gewesen war, als sie sich kennen gelernt hatten.

Fünfzehnjahre jünger als sie, das dunkle Haar vom Wind verwuschelt, mit flatterndem Operncape.

»Larry, dieser Umhang«, lachte sie, und die Zeit kollabierte oder ihre Ränder fügten sich zusammen, und sie beide *waren* lebendig und trafen sich heimlich. Er war schon für seine Rolle in einem Theaterstück gekleidet und auf dem

Weg zu den Proben, und sie - angeblich - unterwegs zur Bibliothek.

Er küßte sie rasch und aufgeregt. »Wie gefällt dir meine Aufmachung? Ich soll in meiner Rolle Selbstmord begehen. Siehst du nicht schon meinen flatternden Umhang vor dir, wenn ich springe? Was für eine Rolle! Vielleicht sollte ich mich doch besser auf meine Ledersachen konzentrieren, einen Laden aufmachen und diese unsinnige Schauspielerei vergessen.«

»Du siehst absolut phantastisch aus«, rief sie. Ihr war schwindlig vor Überschwang. Da standen sie beide, so vollkommen aufeinander konzentriert, daß nichts anderes mehr zählte. In diesem Moment hatte Lydia Zugang zu allem, was im Bewußtsein jener früheren Lydia gewesen war, und fand sich von der rasenden Geschwindigkeit der Emotionen und Bilde geradezu überwältigt. Erst fühlte sie ihre Liebe zu Lawrence, so wie er vor ihr stand, dann sah sie den Abend, den sie miteinander verbringen würden - das kleine Restaurant, das rot-weiße Tischtuch, das Abendessen, Kerzen und Wein. Sie hörte ihr aufgeregtes Plaudern und fühlte ihre Sorgen um die beiden Kinder, die sie in die Obhut eines Babysitters gegeben hatte. Schließlich packte sie für einen Moment das schlechte Gewissen wegen Roger, ihrem Mann, der auf einer kurzen Geschäftsreise war und sie zu Hause wähnte. Und mit dem Schuldgefühl kam die sofortige Explosion. Da standen sie und Lawrence, zwei immaterielle Gestalten, und sahen einander an auf dieser geschäftigen, dämmrigen Straße, und Leute gingen an ihnen vorüber und sahen sie nicht.

»Oh«, hauchte Lydia.

»Wir wollten nach der Absetzung des Theaterstücks zusammen weggehen«, sagte Lawrence. »Du kannst dich an alles erinnern, wenn du willst.«

»Erinnerst *du* dich?« fragte sie.

Er nickte. »Ich bin hier, um deine Erinnerungen zu wecken, wenn du möchtest. Du schienst sie abblocken zu wollen.«

»Als Schauspieler hattest du nie Erfolg«, sagte sie langsam,
»und schließlich hast du doch diesen Lederladen
aufgemacht -«

»Da ist noch etwas«, antwortete er. »Diese Begegnung, die
wir gerade noch einmal durchlebt haben... war unsere letzte
für lange Zeit. Danach haben wir uns mehr als zwanzig Jahre
nicht gesehen.«

Sie starrte ihn an.

»Du dachtest sogar einmal an Selbstmord«, sagte er, ohne
sie anzusehen.

»Selbstmord? Warum? Ich doch nicht, nicht in einer Million
Jahre!« rief sie. »Sag's mir. Was hab ich vergessen?«
Aber Lawrence war verschwunden, und die ganze Szenerie
verflüchtigte sich.

Kapitel 15

Überseele Sieben hat seine Probleme, und Will versucht auszusteigen

»Ich sag's dir jetzt schon zum xtenmal, Selbstmord ist nicht angesagt. Das geht wohl nicht in deinen Schädel, was?« Sieben seufzte und versuchte nicht einmal, seine Enttäuschung zu verbergen. Er hatte die Gestalt des mitfühlenden, doch klugen jungen Lehrers wie auch die des mitfühlenden, doch weisen alten Mannes angenommen, aber Will war in so miserabler Stimmung, daß anscheinend nichts zu ihm durchdringen konnte. »Ich soll deine Seele sein«, sagte Sieben, »aber wir scheinen nicht sehr viel gemeinsam zu haben. Ich frage mich, ob hier jemand irgendwo einen Fehler gemacht hat.« Fast geistesabwesend zündete er sich einen Joint an (Haschisch, Heber Leser) und paffte ihn in angemessen andächtiger Manier.

»Was glaubt du denn, was du da tust?« fragte Will. »Das ist doch alles fauler Zauber. Ich weiß es. Du rauchst doch nur Hasch, damit ich mich zu Hause fühle oder um die Generationenkluft zu überbrücken oder irgend so was. Und dieses Klassenzimmer ist auch nur eine Traumhalluzination. Und das Leben im Wachzustand genauso. Und sogar das Träumen. Bei Gott, bin ich etwa blöd?«

Sieben, in Gestalt des alten Mannes, senkte den Blick und marschierte im Klassenzimmer auf und ab. Der schöne, perfekte Boden aus massivem Holz, Sonnenlicht darauf, gerade richtig verteilt - verlorene Liebesmüh. Er fing an, sich selbst leid zu tun.

»Du bist vielleicht ein Guru«, sprach Will anklagend weiter.

»Du kannst mich sowieso nichts lehren, weil alles Lernen sinnlos ist. Alles ist sinnlos. Ich weiß, daß ich im Bett liege und schlafe und zugleich wach und hier bin. Und was weiter? Dieser Ort ist so sinnlos wie die Erde. Oder das Leben. Ich

gehöre nirgendwo hin. Und wenn dich deine eigene Seele nicht mag, dann kannst du ebensogut Schluß machen.« Will endete seine Rede und blickte Sieben brütend an, die dunklen Augenbrauen hochmütig nach oben gezogen - ein Bild jugendlicher, gleichgültiger, bewanderter, geringschätziger Arroganz. Dann sagte er gleichmütig: »Das Leben ist sinnlos, und ich hab nicht vor, ihm die Ehre zu erweisen, noch länger hier zu verweilen.«

»Du *mußt* bleiben«, schrie Sieben, krampfhaft bemüht, sich was einfallen zu lassen. »Du kannst ohnehin nicht Selbstmord begehen, ohne dich vorher sachkundig zu machen. Wenn du dich schon unbedingt umbringen willst, dann mach es wenigstens richtig. Abgesehen davon ist so ein Selbstmord ziemlich schwer durchzuziehen.«

Diesmal kam Will drohend und mit erhobenen Fäusten auf Sieben zu. »Es geht hier nicht um irgendeine Technik«, brüllte er in voller Lautstärke. »Du verstehst immer noch nicht. Ich will der Sache ein Ende machen. Ich will, daß es mit *mir* ein Ende hat.«

»Aber warum?« fragte Sieben zum hundertsten Mal und trat weise etwas zurück. »Du hast Jugend, Gesundheit, Geld, Intelligenz -«

»Dies Leben bringt's nicht, das ist alles«, erwiderte Will mit so unbewußtem Hochmut, daß Sieben nur den Kopf schüttelte, jedoch eigensinnig stehen blieb, plötzlich von ungeheurer Energie erfüllt: Will, der das Leben so ablehnte, war so *voller* Leben, daß Sieben beschloß, es noch mal zu versuchen und Will mit seiner (Wills) eigenen Stärke und seinem eigenen Wert zu konfrontieren. Sieben beschwor Will, wie Will war und sein konnte, und als er schließlich aufhörte, die Gestalt zu wechseln, stand Will nach Luft schnappend da, denn er erblickte - sich selbst. Nur war dieses Selbst so erfüllt und vollkommen und liebevoll, daß Will einerseits seinen Blick nicht abwenden, andererseits es aber kaum ansehen konnte. Alle Sehnsucht, die er je im Leben gefühlt hatte, war an dieser Gestalt festgemacht. Diese

Person *zu* sein! Wenn jemand so Wunderbares überhaupt ein menschliches Wesen zu nennen war. Und diese Superversion von Will lächelte ihn an, und obgleich Will keine Worte hörte, wußte er doch, daß dieses Selbst seinen eigenen Wurzeln entstammte - daß seine, Wills, Zweifel und Herausforderungen irgendwie zu dieser Superversion, in der er selbst existierte, geführt hauen.

Doch gleichzeitig und paradoxerweise, wie ihm schien, fühlte Will mit seiner Bewunderung auch seinen Arger wachsen. Denn dieser Super-Will war nicht einfach ein besserer Will, den er verstehen konnte, sondern eine Art olympisches Selbst, das er spürte, doch nicht begriff, im Sinne von Macht und emotionaler Realität ein geradezu gigantisches Selbst. In der Tat paßten seine Vorstellungen von einem guten Selbst überhaupt nicht in diese olympische Version. Sie ist zu mächtig, um gut sein zu können, dachte er verunsichert. Aber sie war auch nicht böse, wie er wußte. Und wenn sie nicht gut oder böse ist, dann weiß ich überhaupt nicht, wie ich damit umgehen soll, dachte er wütend.

»Du existierst auch nicht wirklich«, brüllte er schließlich. Die Superversion von ihm selbst verschwand.

Überseele Sieben räusperte sich.

Will war zu erschüttert, um so zu tun, als sei er unbeeindruckt.¹ Und jetzt, nachdem die Gestalt verschwunden war, spürte er ihre Wärme und Vitalität. Vielleicht, weil er nicht mehr so verängstigt war? Einen Moment lang fühlte er, daß er darauf reagierte, und den Bruchteil einer Sekunde lang wurde er zu seiner eigenen Superversion, die sein übliches Selbst mit der verrücktesten Art von Liebe und Zuneigung betrachtete. An dieser Liebe war nichts herkömmlich Frommes oder Gutes, sie war gefühlvoll und persönlich und doch von einer objektiven, gigantischen, unterstützenden Art. Und in dieser Zuneigung und in diesem Mitgefühl schwang zuviel Humor, um heilig, und zuviel Verständnis, um herablassend zu sein. Will war so beschäftigt, das alles auf die Reihe zu bringen, daß er weder

das Verschwinden der Klassenzimmerwände noch den grinsenden Sieben bemerkte, der ihm vom Fenster her zuwinkte, bevor er sich verflüchtigte.

Aber Siebens Grinsen verflüchtigte sich auch zur gleichen Zeit, relativ gesehen, denn Will hatte einen Punkt angesprochen, der ihm beträchtlich zu schaffen machte, jedenfalls in der Rückschau. Mochte er Will? Oder, genauer: Mochte er ihn nicht? Ganz sicher wünschte er Will aus vollem Herzen alles Gute. Nur fand er ihn ermüdend, weil er sich so viel beklagte, und weil er im Innern so unliebenswürdig war, während er doch physisch so anmutig und attraktiv wirkte.

»Du magst ihn nicht besonders«, sagte Kypros, die aus dem Nirgendwo auftauchte. »Versuch nicht, dich da herauszuwinden. Wie dem auch sei, ich möchte mit dir reden.«

»Ah, ich wollte gerade nach Bianka sehen«, erwiderte Sieben nervös.

»Aber ja. Ich komme mit dir«, sagte Kypros. »Nun, was Will angeht...«

»Na, *er* mag *mich* auch nicht besonders, oder irgend jemand anders, was das betrifft«, brummelte Sieben. »Er interessiert sich für niemanden außer sich selbst, und natürlich schätzt er sich selbst auch nicht besonders. Und er hat diesen Groll auf das Leben, den ich einfach nicht verstehe. Lydia ist zuweilen in sich selbst versunken, aber sie *nimmt Anteil*. Ich meine, sie möchte Twiety wirklich ein spirituelles Erbe und etwas Wissen über *die Götter* mitbringen. Ich weiß, daß sie aus diesem Grund noch nicht entschieden hat, ob sie wiedergeboren werden will! Sie möchte, daß das Universum in Ordnung ist für ein neues Leben. Was es natürlich ist. Du und ich wissen das, aber...«

Überseele Sieben und Kypros hielten sich nun unsichtbar und gestaltlos im Zimmer auf, das - hoffentlich - Twiety's Kinderzimmer werden würde, Josefs altes Atelier. Sie waren im Ruhezustand, doch ein Teil ihrer Essenz driftete träge

zwischen den Bettpfosten hindurch, in die Josef in väterlicher Stimmung Tierköpfe geschnitzt hatte, und durch die überaus elegante Kommode aus Rosenholz, ein Erbstück aus Biankas Familie, und durch alles andere, was da stand. Sieben betrachtete die dicken Eiszapfen, die nicht einmal tropften. Es war so kalt draußen, daß die Fenster fast gänzlich zugefroren waren. »Mit Lydia kann ich mich jetzt verständigen«, sagte er niedergeschlagen. »Aber Will macht mich ungeduldig.«

Kypros wurde sehr still und sagte dann, augenscheinlich überrascht: »Sieben, ich war der Meinung, Lydia hätte sich bereits endgültig entschlossen, wiedergeboren zu werden, und daß sie sich mit ihrer Suche nach den Göttern vor der Geburt nur noch einmal austoben wollte.«

»Das wollte ich damit sagen«, murmelte Sieben errötend.

»Ich bin sicher, sie *hat* beschlossen...«

»Wenn ich das, was du so angestrengt bemüht bist, mir nicht zu sagen, richtig verstehe«, sagte Kypros streng, »dann ist Lydia immer noch - mindestens - äußerst zögerlich. Und Will, der tatsächlich ein sehr bequemes Leben führt, hat beschlossen, daß ihm das Leben so wenig gefällt, daß er Selbstmord in Betracht zieht, und...«

»Du brauchst nichts weiter zu sagen«, rief Sieben. »Also gut, ich weiß nicht mehr aus noch ein vor Sorgen. Und ich versuche, mit diesen menschlichen Vorstellungen von den Göttern klarzukommen, obwohl es *sehr* anstrengend ist. Abgesehen davon identifiziert sich dein Jeffery so stark mit Will, daß ich nicht weiß, was er tun wird, wenn Will sich tatsächlich umbringen sollte - obwohl ich sicher bin, daß er es nicht tut. Und da Jeffery nicht einmal eine meiner Persönlichkeiten ist, verstehe ich seine Rolle in der ganzen Geschichte schon gar nicht.«

Kypros lächelte eines der zufriedensten Lächeln, die Sieben je gesehen hatte, und nahm wieder die Gestalt der Lehrerin an, in der sie so oft derartige Diskussionen führte. »Jeffery

wird sich jetzt nicht umbringen«, sagte sie. »Er muß das Buch beenden.«

»Aber wenn es fertig ist?« schrie Sieben. »Jetzt reg ich mich noch mehr auf! Er schreibt diese Unterhaltung auf, für das Buch. Also weiß er, daß wir über ihn reden. Ich weiß sowieso nicht, wie du ihn dazu gebracht hast, das Buch zu schreiben!«

»Ach Sieben, *ich* habe ihn nicht dazu gebracht, >das Buch zu Schreiben.« Kypros fing an zu lachen, aber so vergnügt und voller Zuneigung, daß Sieben einfach nicht wütend werden konnte, obwohl er es versuchte. »Ach, *das* ist es, was du denkst?« rief sie. »Dann erinnere dich daran, daß du beschlossen hast, ein paar Dinge, die du weißt, zu vergessen, damit du dich besser auf deine Persönlichkeiten beziehen kannst.«

»Na gut, aber Jeffery schreibt nun mal dieses Buch«, hob Sieben an, nunmehr etwas verunsichert.

»Und du hast recht. Er wird über diese Passage, wenn er liest, was er da geschrieben hat, nicht besonders beglückt sein.«

»Aber er weiß, was wir über ihn reden!« Voller Verlegenheit und Ärger warf Sieben seine halluzinatorischen Arme eines Vierzehnjährigen in die Luft. »Dabei glaubt Jeffery nicht einmal an unsere Existenz!«

Und mit geradezu olympischem Gelächter antwortete Kypros : »Dessen ist er sich nicht mehr so sicher, wie er es einmal war. Wie dem auch sei, wir haben ihn sehr beschäftigt gehalten, und Material über Will regt ihn tatsächlich immer auf, deshalb werden wir ihm bald etwas Zeit für seine eigenen Aufzeichnungen gönnen müssen.«

»Das könnte alles zuviel für Jeffery werden«, erwiderte Sieben fast vorwurfsvoll. »Wie ich dir schon sagte, gefällt mir seine Identifikation mit Will oder mit der Selbstmordfrage gar nicht.«

»Sieben, das Problem mit dir ist, daß du dir zu viele Sorgen machst. Du hast immer Angst, daß die Leute die >falsche<

Entscheidung treffen könnten. Du manipulierst Will oder versuchst es zumindest, und das mag er nicht. Manipulation führt zu gar nichts. Wills Lebensziel scheint gegenwärtig darin zu bestehen, sein Leben zu beenden.«

Sieben nickte düster.

»*Du* hast die Antwort, du weißt, wie du ihm helfen kannst«, fuhr Kypros mit sanfter Stimme fort. »Aber *er* muß seine Entscheidungen treffen. Und Jeffery natürlich auch.«

»Und was wird nun mit Jeffery, wenn das Buch fertig ist?« fragte Sieben.

»Sieben, das Buch wird *nie* beendet sein.« In Kypros' Stimme schwang ein ganz bestimmter Ton, und plötzlich sah Sieben tausend Bücher oder mehr. Jede Seite eines jeden Buches hatte ihre eigene Abfolge und ihre eigenen wahrscheinlichen Variationen, und jede wurde von einem anderen wahrscheinlichen Jeffery niedergeschrieben. Er zuckte zusammen. »Ich spreche über den *einen* Jeffery. Über den, den wir kennen.«

»Genau«, sagte Kypros.

Sieben wollte schon antworten, aber der Eiszapfen, auf den er blickte, begann plötzlich zu schmelzen, tropfte am Fensterbrett vorbei, das, wie Sieben erkannte, zu Wills und nicht zu Josefs Fenster gehörte. »Will muß in Schwierigkeiten sein«, rief er Kypros zu. »Da reden wir hier und...« Sieben vergaß, was er sagen wollte. Der Eiszapfen war fast weggeschmolzen. Das Sonnenlicht blinkte für einen Moment auf seinem verschwindenden Rest, und Will, der darauf starrte, dachte, daß er so leicht aus dem Leben verschwinden würde, wie der Eiszapfen in der Sonne dahinschmolz. Er würde Schlaftabletten nehmen.

Will besaß eine Cheshire Katze (jene Katze aus »Alice im Wunderland«) aus Plastik, die er in einem Trödelladen entdeckt hatte. Sieben, der es sich gern darin bequem machte, wenn Will in mieser Stimmung war, konnte in relativer Sicherheit von dort aus alles überblicken. Und da befand sich Sieben auch jetzt und hatte Will voll im Blick, der

seinerseits starr auf der Kante seines zerwühlten Bettes saß und mit harten Augen aus dem Fenster auf die Stelle blickte, an der sich der Eiszapfen gerade aufgelöst hatte.

»Scheiße«, murmelte Will. Er war mit der Erinnerung an einen Traum aufgewacht, die ihn zornig machte, und obgleich er sich nur noch schwach erinnerte, wuchs seine Wut. Er entsann sich nur noch des Gefühls, von sich selbst geträumt zu haben, allerdings von einem so vollkommenen Selbst, daß er, verglichen damit, nichtswürdig war. Oder nahezu nichtswürdig. Tot. Wenigstens sein armer, leerer Körper würde etwas Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Tot. Das würde sie dazu bringen, sich ein paar Fragen zu stellen - seine Freunde und sogenannten Freunde, seine ewig herumreisenden Eltern und seine pedantischen Professoren. Wie konntet ihr einen so jungen Mann sterben lassen? Will fluchte. Da saß er schon wieder, voller Selbstmitleid! Schlaftabletten würden auch das abstellen.

»Du kriegst ja nicht mal ein Aspirin runter«, sagte Sieben auf geistigem Wege.

Nein, Pillen bringen es nicht, überlegte Will, Siebens Gedanken akzeptierend, ohne sich zu fragen, woher er gekommen war. Drogen auch nicht. Wenn ich schon sterbe, dann muß es Eindruck machen. Er grinste clever, theatralisch. Wenn ich es schon mache, dann richtig.

Und als Will *diesen* Gedanken dachte, überkam ihn plötzlich eine wahrhaft schwarze Verzweiflung, die sich um die Ränder seines Bewußtseins krallte. Er versuchte nicht einmal, dagegen anzukämpfen, denn er fand das Leben so... beschissen, daß im Grunde alles egal war. Und während diese Schwärze seine Gedanken vernebelte, gewannen zugleich seine Gefühle auf ganz bestimmte dunkle Weise an Geschwindigkeit und Klarheit. Seine Verzweiflung beschleunigte sich und besaß ihre eigene schwindelnde Aufregung, pulsierte vor Energie und Tatendrang. Und während all das ablief, dachte Will - fast leichten Sinnes, so als wollte er sich nicht selbst allzu sehr verängstigen -, daß

er keine Entscheidung treffen würde. Zur Hölle damit. Er würde alles dem Schicksal überlassen. Spannung bis zum letzten Moment. Und noch während er beschloß, alles offen zu lassen, verließ er das Zimmer, ging die Treppen hinunter, vor das Haus, wo in der Auffahrt sein Motorrad wartete. Es wartet — dachte er - wie ein schwarzes Monster oder das rettende Schlachtross eines Ritters. Wie werden die Würfel fallen?

Er fühlte sich ungebärdig und frei und verwegen. Doch innerlich lächle ich wie der Tod, dachte er, und da ihm diese Redewendung gefiel, dachte er es noch einmal.

Auf den Straßen lag nicht viel Matsch, doch immerhin noch etwas, naß und im hellen Sonnenlicht fast schwarz glänzend. Und die Läden sahen aus wie aus Pappkarton zurechtgeschnitten. Sie würden wie durchweichte Kartenhäuser zusammenfallen. Alles falscher Zauber. Ich bin sowieso tot, egal was ich tue, sagte er sich. Er fühlte nicht wie andere Menschen. Ihn berührte nichts, an ihn kam nichts heran.

Der Motor brüllte auf, schreckte die ganze Nachbarschaft auf, wie er hoffte, riß die Leute aus ihrem Nachmittagsschläfchen. Der zornige Tumult von Will, der seine Todesmaschine anwarf. Sie war so laut, und er fuhr so schnell und lachte und schrie in einem und trug keinen Helm, daß der kalte Märzwind Löcher in seinen Kopf fressen konnte. Ein großartiges Bild! Warum fühle ich mich in einem Moment wie diesem so verdammt kreativ? Ich wünschte, ich könnte verdammt noch mal aufhören, meine gottverdammten Gedanken zu kommentieren.

Er hielt an einer Ampel und beschloß, langsamer zu fahren, um nicht wegen Übertretung irgendeiner blöden Verkehrsregel von den Bullen angehalten zu werden. Mit kaltem Grinsen bog er in den stadtauswärts führenden Highway ein und vergaß, daß er langsam fahren wollte. Der Tachometer zeigte 120. Da war eine Brücke mit einem Gittergeländer, ziemlich gefährlich, wenn sie naß war. Die

sollte es sein. Es würde kein Selbstmord sein, sondern ein Test. Eine Prüfung. Er würde mit größtmöglicher Geschwindigkeit über diese Brücke rasen. Wenn er verunglückte und starb - na, dann hatte er keine Probleme mehr. Wenn nicht, dann würde er es als Zeichen nehmen, daß irgend jemand oder irgend etwas wollte, daß er lebte, und daß er einen Platz im Universum hatte, auch wenn er ihn noch nicht gefunden hatte.

Scheiße. Seine Wut wurde stumpfer, und er wollte sie sich erhalten.

Auf dem Soziussitz stöhnte ein unsichtbarer Sieben, der Wills Gedanken überwachte und herauszufinden versuchte, wie gefährlich Wills Kurs tatsächlich war. Er bemühte sich ohne Unterlaß, Wills Lieblingserinnerungen in seinen Gedankenstrom einzuschleusen, aber der blockte ab und konzentrierte sich eigensinnig auf die ferne Brücke. Sieben verschaffte sich rasch einen geistigen Eindruck von diesem Gebilde. Da war sie, an die fünfzehn Meilen entfernt und genauso glatt, wie Will es hoffte. Sie überspannte eine Schlucht, natürlich, durch die tief unten ein Fluß dahinströmte. Eine Kurve am anderen Ende. Und zwei Häuser nahe an der Straße. Sieben zog eine Grimasse. Das Problem war, daß er Will seinen freien Willen lassen mußte. Und ein freier Will konnte bald ein toter Will sein.

Die Tachonadel näherte sich hundertvierzig. Das Motorrad war eine leichte B. S. A., Will bezeichnete es euphemistisch als Maschine für den Gentleman, und es - »Paß auf«, schrie Sieben Will zu, der gerade noch einen Frontalzusammenstoß mit einem Auto vermeiden konnte, das ihm an einer unübersichtlichen Stelle entgegenkam. Doch weder Will noch der andere Fahrer waren darauf aus, jemand anderen umzubringen, wie Sieben sah. Jeder wollte nur auf seine *persönliche* Weise zum Teufel gehen. Sieben schickte der Überseele des anderen Fahrers einen mitfühlenden und verständnisvollen Seufzer zu, während Will etwas zittrig die Brücke ins Visier nahm, die nun in sein Blickfeld geriet.

Tief verzweifelt überprüfte Sieben die nähere Umgebung und dachte über diesen neuen Anhaltspunkt nach: Will wollte niemanden mitnehmen, wenn er starb. Dann (hatte ihm Kypros diese Inspiration gerade noch rechtzeitig geschickt?) erinnerte er sich daran, daß Will kleine Kätzchen liebte. Wie lange dauerte es, bis ein Motorrad zum Stehen kam? Was war der Sicherheitsfaktor? Blitzschnell halluzinierte Sieben ein Kätzchen, ein getigertes, denn die schien Will am liebsten zu haben. Es hockte — offensichtlich mit verletzter Pfote - miauend mitten auf der Brücke.

Dann lag alles bei Will. Er sah das Kätzchen und fluchte. Er würde das verdammte Ding von seinem Leid erlösen und mit sich nehmen. Zur Hölle damit. Dem Universum war ein Kätzchen scheißegal. Er kniff die Augen zusammen. Irgend etwas stimmte mit der Katze nicht, sonst würde sie weglaufen. Will sah jetzt nur noch die Katze, die, während er näher kam, immer größer und größer wurde. Vielleicht wollte sie Selbstmord begehen ... Sie konnte doch wegkriechen, oder? Was war los mit dem dummen Vieh? Selbst wenn er versuchte auszuweichen, konnte er sie noch anfahren. Wahrscheinlich würde sie dann tagelang am Brückenrand liegen, weil es niemanden kümmerte. Wer würde schon ein totes Kätzchen begraben?

Das Kätzchen versuchte jämmerlich sich hochzurappeln. Sieben, der Triumph witterte, machte es zum kläglichsten, mitleiderregendsten aller Kätzchen. Es miaute, stand, wankte, taumelte.

»O doppelte und dreifache Scheiße!« Will schrie und schrie und schrie, während ihn heißes, wildes Mitleid durchschloß und er fühlte, wie er in sich die Geschwindigkeit drosselte, seinen eigenen Tod stoppte, weil er das allgemeine Leid in diesem ganzen grausamen Universum nicht noch vermehren wollte, indem er ein dummes, blödes Tier tötete. Das Motorrad geriet ins Schleudern, schleuderte stärker, als Will versuchte, abzubremesen, fast blind vor Wut und Mitleid. Er hatte die Geschwindigkeit gedrosselt, aber nicht genug. Er

scherte aus, um dem Kätzchen auszuweichen, und wurde vom Motorrad geschleudert, knapp bevor es ins Brückengeländer krachte.

Alles schien unwirklich still. Will landete auf Händen und Knien. Alle Knochen taten ihm weh, aber er war nicht ernsthaft verletzt. Und er war ganz eindeutig nicht tot. Er drehte sich um, um nach dem Kätzchen zu sehen, und schrie: »Du blöde Katze. Das war eins deiner neun Leben.« Und eine erschöpfte Überseele Sieben seufzte: »Schau, wer da spricht.«

Kapitel 16

Jeffy-Boys Verunsicherung nimmt zu, und Ram-Ram läßt sich verschwinden

Als ich durchgelesen hatte, was Sie gerade gelesen haben, starrte ich völlig fassungslos und entsetzt auf das Manuskript. Seine Protagonisten sprachen über mich, und das ganz objektiv und mit einer Art merkwürdigem Mitgefühl für meine Lage. Ihre Anteilnahme steigerte meine Beklemmung und Verängstigung ins Maßlose. Ihr ständiger Gebrauch der dritten Person im Zusammenhang mit mir, »er« dieses und »er« jenes, ließen mich geradezu in Panik geraten. Ware ihre Analyse meines Charakters nicht so zutreffend gewesen, hätte es mich vielleicht weniger bekümmert, aber einige Passagen, die ich wieder durchlas, beschrieben mich mit einer... liebevollen Objektivität, die ich äußerst beunruhigend fand.

All das bedeutete eine wesentliche Veränderung der bisherigen Handlungsstruktur, was ich in dem Moment nur vage erkannte. Wahrscheinlich fürchtete ich mich, die Sache zu Ende zu denken, aus Angst, wohin dies führen könnte. Aber der Schock ging tiefer, ging über mein Realisieren dessen, daß sich die Beziehung zwischen dem Manuskript und mir verändert hatte, hinaus. Überseele Sieben und Kypros sind, ganz gleich was sie sind oder wie das Buch geschrieben wird, nun mal fiktive Charaktere. Ihre Kritik, ja, allein die Tatsache, daß sie sich meiner Existenz bewußt waren, erschüttert irgendwie die Fundamente all meiner Überzeugungen. »Sie haben kein Recht dazu, absolut kein Recht«, hörte ich mich sagen, bevor mir die Implikationen und die Ironie dieser Bemerkung klar wurden.

Es stellt an sich schon eine ziemliche Einmischung in mein Leben dar - dieses verrückte Buch und die Art, wie es zustande kommt -, aber ich hatte doch bereits daran

gedacht, daß es möglicherweise gut genug war, um es zu veröffentlichen, natürlich ohne Hinweis darauf, wie es produziert wurde. Und das brachte mich zu der Frage, wie viele andere Manuskripte eigentlich auf diese Weise entstanden sind, wobei die »Autoren« intelligenterweise ihren Mund gehalten und alle Passagen gestrichen haben, die sie hätten verraten können.

Diese neue Entwicklung aber (die ich fast als Beleidigung empfand) bedeutete eine noch tiefergreifende Einmischung: Die Unrealität wagte es doch tatsächlich, das Leben zu kommentieren. Die Kunst weigerte sich, da zu bleiben, wo sie hingehörte (*falls* es sich hier um Kunst einer sehr besonderen Art handelte), und begann mit einer konzertierten Aktion des Eindringens in die normale Realität. Die Romanfiguren wurden real» wandten sich ihrem Schöpfer zu und besaßen die Frechheit, seine Fähigkeiten und Eigenschaften zu untersuchen. So dachte ich eine Zeit lang über diese neueste Entwicklung, obwohl mir klar war, daß schon meine Prämissen nicht stimmten, denn schließlich schrieb ja gar nicht ich das Buch, sondern es wurde mir nur diktiert. Hieß das, daß, wer immer sein Urheber war, von einer sicheren Warte aus meinen Charakter analysierte, so wie ich es vergleichsweise tat, wenn ich die Eigenschaften und Merkmale eines Versuchstiers im Labor untersuchte? Was Wills fast fatale Motorradfahrt anging, so war ich natürlich etwas besorgt und von der Spannung mitgerissen, wie jeder es ist, wenn er eine solch abenteuerliche Passage in irgendeinem Buch liest. Und wenn ich am Ende erleichtert war, dann war meine Reaktion nur natürlich. In dieser Hinsicht bin ich sicher, daß meine »Identifikation« mit Will von Kypros und Sieben in den Passagen, in denen sie sich darüber unterhalten, übertrieben dargestellt wird. Zum Beispiel ist es äußerst unwahrscheinlich, daß sie mich besser kennen als ich mich selbst. Und so wie wir alle ab und zu in unserem Leben Selbstmordgedanken haben, so

neige ich ihnen nicht mehr zu als irgend jemand anders auch.

Wie dem auch sei, wenn Sie in diesem Buch Hinweise auf mich entdecken, dann können Sie sich wohl auch meine inneren Reaktionen darauf vorstellen. Zum Beispiel hatte ich, während ich den Text tippte, keine Möglichkeit, auf solche Passagen etwas zu erwidern, meine Gedanken zu erläutern, kurz, mich dazu zu äußern. Ich war mir ja nur sehr vage bewußt, was ich da schrieb, und merkte überhaupt erst, als ich das Material durchlas, daß *ich* da erwähnt wurde. Es war mir nicht möglich, irgendwelche Kommentare ins Manuskript einzufügen, auch nicht später. Auf ganz verrückte Weise paßten meine Reaktionen nicht hinein. Es war buchstäblich unmöglich, meine eigenen Sätze in das Buch einzufügen. Es war fast so, als wären hier zwei verschiedene Ordnungen involviert, die zwar nebeneinander existieren konnten, sich aber nicht... vereinen ließen. Das verstärkte natürlich noch meine Verärgerung. Warum konnte ich nicht, wenn *sie* sich schon so schlau in meine Realität einschlichen und mich dazu brachten, ihr Buch zu schreiben, wenigstens einen Bericht über meine Reaktionen im Manuskript unterbringen? Da dies aber offensichtlich nicht möglich ist, sind diese Aufzeichnungen sozusagen meine parallelen Aussagen dazu: die *andere* Seite oder meine Seite ihres Buches oder ihrer Welt, wenn Sie so wollen, die Welt, in der das Versuchskaninchen seine eigenen Protokolle anfertigt. Ich *mache* mir Sorgen. Werde ich mich letztendlich damit brüsten, wie gut ich bei einer Versuchsreihe mit klug ausgetüftelten psychischen Labyrinthen abgeschnitten habe? Ist es das, was man mit mir anstellt? Aber selbst Versuchstiere bekommen Anreize, welche Belohnung also wird mir geboten? Auf welche Reize reagiere ich unbewußt? Diese Frage versetzte mich plötzlich in solche Aufregung, daß ich für den Moment mit dem Schreiben innehielt, von Vorahnung erfüllt. Wenn ich eine andere Art von Labyrinth durchlaufe, als es die Versuchstiere tun, nämlich ein

»multidimensionales«, dann wird mir natürlich eine Belohnung psychischer Natur vor die Nase gehalten wie die sprichwörtliche Karotte dem Esel.

Und diese so banale Aussage erinnert mich stark an meine erste Unterhaltung mit Ram-Ram und seine Erregung bei seinem Vorschlag, Experimente zu unternehmen, Experimente, die mir übrigens nie genauer erklärt wurden... Wie dem auch sei, eines springt mit Sicherheit dabei heraus: die Gelegenheit, diese bizarre Erfahrung in ihrem inneren Kern und aus nächster Nähe zu studieren, gewissermaßen im isoliertesten aller Labore, nämlich dem meines eigenen Bewußtseins. Ich scheine Objekt und Analytiker zugleich zu sein und werde so in die Lage versetzt, Verhaltenskonditionierung von einem einzigartigen Standpunkt aus zu erforschen. Zum erstenmal erkenne ich nun eine Logik in der ganzen Sache, die mir einleuchtet. Wenn ich recht habe, dann bedeutet jede weitere Einführung der »Buchwelt« in meine Welt im Grunde die Einführung eines weiteren Stimulus in die experimentelle Situation. Meine Reaktionen werden also beobachtet. Warum kam mir dieser Gedanke nicht schon früher? Nun ja, es ist wohl egal, was das Spiel in Gang setzt.

Also, morgen werde ich nicht eine einzige Zeile dieses höllischen Manuskripts schreiben, und *ich* werde *ihre* Reaktionen abwarten. Bin ich geschickt und einigermaßen schlau oder bin ich bei diesem Spiel schon der scharfen Klinge meiner geistigen Gesundheit verlustig gegangen? Nun frage ich mich, ob die geistige Gesundheit eine scharfe Klinge hat oder nicht. Ich wünschte, ich hätte einen wirklich beschlagenen Kollegen, vertraut mit allen Bereichen der Psychologie, mit dem ich diese Erfahrungen diskutieren könnte. Doch im Grunde bin ich schon darüber hinaus; ich habe nicht das Gefühl, daß mir jemand anders helfen könnte. Gleichzeitig habe ich Angst, zumindest manchmal, daß ich wie Ram-Ram ende oder noch schlimmer. Allein die Vorstellung, daß man mich auch nur für einen Spinner halten

könnte, ist schrecklich, denn ich bin daran gewöhnt, meine Position im Bereich der Psychologie für unanfechtbar zu halten.

Dieses konzentrierte Nachdenken muß mich erschöpfen. Ich fühle mich ungewöhnlich müde und kann kaum die Augen offen halten. Meine Hände schweben über der Schreibmaschine, als wüßten sie nicht genau, ob sie weitermachen sollen oder nicht -

Als ich diesen letzten Satz schrieb, klopfte es an der Tür. Ich war froh über die Unterbrechung und rief »herein« in der Annahme, es handle sich um einen Studenten oder Kollegen. Statt dessen war es Ram-Ram, der *zu* meiner Überraschung grinsend in der Tür stand, in der einen Hand eine Zigarette, in der anderen einen Drink. Ich sprang auf. »Was machst du denn hier? Warum bist du nicht in der Klinik?« platzte ich heraus, und sofort tat mir die Frage leid. »Das heißt, du bist geheilt. Sie haben dich entlassen.« Ich war so erleichtert, daß ich ihn am Arm packte und ins Zimmer zog. Ich hatte das Gefühl, daß er der einzige Mensch auf der Welt war, mit dem ich reden konnte, vorausgesetzt natürlich, er *war* wieder geistig gesund.

»Ich bin geistig so gesund *wie du*«, sagte er, als ob er meine Gedanken lesen würde. »Und das ist eine inhaltsreiche Aussage.«

»Tatsächlich?« erwiderte ich und dachte: Wenn der wüßte, wie inhaltsreich...

»Wie dem auch sei, ich hatte das Gefühl, du wolltest mich sehen«, sagte er, nun in den unter seinem Gewicht ächzenden Korbsessel gezwängt. »Eigentlich bin ich geistig so gesund, wie es die Ärzte sind, was nicht viel heißen will. Oder vielmehr, ich bin gesünder, was mich in eine eigentümliche Lage versetzt -«

Er machte Witze, war bester Laune, aber ich sagte unbehaglich: »Gesünder als gesund? Das klingt verdächtig.«

»Du kannst offenbar nicht beurteilen, ob ich gesund bin oder nicht, und das bringt *dich* in eine merkwürdige Lage - wofür

ich mich entschuldige. Aber da ich nun mal hier auf deinem Territorium bin, werden wir nach deinen Spielregeln spielen. Du kannst dich selbst davon überzeugen, daß ich gesund bin, deiner Definition nach - vorausgesetzt natürlich, du weißt, was du damit meinst. Mein Glas ist leer, wie wär's, wenn du mir einen Drink anbötest?«

»Entschuldige. Natürlich.« Ich goß uns beiden einen Drink ein und ließ die Flasche auf dem Tisch stehen.

»Man hat mir also bescheinigt, daß ich gesund bin«, sagte er.

»Das erleichtert mich mehr, als ich sagen kann«, antwortete ich und meinte es auch so.

»Ich weiß, daß du erleichtert bist«, sagte er, und ich hatte den merkwürdigen Eindruck, daß seine Worte irgendwie doppeldeutig waren oder daß er mehr wußte, als er herausließ. Aber worüber? Oder handelte es sich nur noch um die Nachwehen seines Zustands, ein verstohlener Hinweis auf seine Persönlichkeitsspaltung. »Wie geht es Queen Alice?« fragte ich vorsichtig.

»Gut. So gut, wie man erwarten kann«, gab er *zur* Antwort - was mir natürlich gar nichts sagte.

»Aber du hast einen Bericht oder Aufsatz oder ein Buch verfaßt, nicht wahr?« fragte er.

Ich starrte ihn an. Seine Miene war unverändert. Er wirkte nicht so, als wüßte er, daß er über etwas sprach, von dem er unmöglich wissen konnte.

»Was ist los? Geheimsache, was? Nun, ich hab dich unten in meinem Apartment stundenlang tippen hören. Nicht, daß ich mich darüber beklage. Ich ging nur davon aus, daß du an irgendeinem Manuskript arbeitest.«

Die schreckliche Nervosität, die mich bei seiner ersten Erwähnung eines Buches befallen hatte, verschwand so rasch, daß mir schwindlig war. Natürlich, er war ja unten in seinem Apartment gewesen, nicht in der Nervenheilstalt. Es wäre sogar merkwürdig gewesen, wenn er meine Schreibmaschine *nicht* gehört hätte, da man in diesem Haus

zwei Stockwerke weiter schon ein Niesen mitbekam. »Fange mit einem Aufsatz an«, erklärte ich, wahrscheinlich ein bißchen zu schnell. »Nehme an, es könnte auch ein Buch draus werden.«

»Ausgezeichnet. Aus-ge-zeich-net. Ja, ja, ja. Unser Junge macht sich.« Ram-Ram rieb sich die feisten Hände. Das er über mich in der dritten Person sprach, verunsicherte mich, bis mir einfiel, daß er ganz generell diese Angewohnheit hatte. Ich hatte ganz offensichtlich überreagiert und erleichtert goß ich mir einen weiteren Drink ein, obwohl Ram-Ram immer noch an dem seinen nippte.

»Wie dem auch sei, ich bin erleichtert, daß du gesund entlassen worden bist«, sagte ich. »Mußt du noch mal zu einer Nachuntersuchung antreten?«

»Ich muß zurück, um nach Queen Alice zu sehen«, antwortete er und verlagerte sein Gewicht. Diesmal ächzte der Korbsessel alarmierend laut, und Ram-Ram grinste.

»Nimm doch den blauen Sessel«, sagte ich rasch. »Ich muß diesen Korbsessel sowieso rauswerfen. Der blaue Sessel ist ohnehin bequemer. Besser, ich stelle den Korbsessel schon gleich mal in den Flur.« Und während Ram-Ram samt Drink, Zigarettenpäckchen und Aschenbecher umzog, stellte ich den alten Sessel vor die Tür, um ihn später zum Abfallhaufen zu verfrachten.

Ram-Ram schlug die Beine übereinander und machte es sich endgültig bequem, diesmal auf der Couch. »Ja, ich will Queen Alice im Auge behalten«, sagte er. Und dann mit einem prüfenden Blick auf mich: »Ich merke, du willst mir nicht erzählen, was *du* getrieben hast. Nun, das ist verständlich, aber jetzt werde ich dir etwas demonstrieren, das du erst verstehen wirst, wenn ich gegangen bin.«

»Was soll das denn bedeuten?« fragte ich.

»Du bist ein guter Psychologe. Du wirst es schon herausfinden«, antwortete Ram-Ram. »Ich bin über unser kleines Gespräch entzückt. Ja, ja, ja, unser Junge macht sich.« Er stand auf, rieb sich mit einer raschen, nervösen, fast

verstohlenen Geste die Hände und grinste wie eine Cheshire Katze. Und verschwand.

Ich meine, er *verschwand*. Ich stand da und traute meinen Augen nicht: Er war weg. Plötzlich war mir schwindlig, ich wirbelte herum oder dachte, ich täte es, und fand mich an meinem Schreibtisch sitzen, den Kopf auf die Arme gelegt. Ram-Ram war eindeutig nicht im Zimmer. Der einzige logische Schluß, den ich daraus ziehen konnte, war, daß ich, nachdem er gegangen war, eingeschlafen sein und geträumt haben mußte, daß er verschwand. Aber warum erinnerte ich mich dann nicht an sein Weggehen? Ich langte nach meinem Drink. Er war nicht da! Ich sah mich rasch im Zimmer um. Auf dem Tisch standen keine benutzten Gläser. Es stand auch keine Flasche da. Ich eilte in die Küche und fand zu meiner Überraschung die Flasche im Schrank stehen, ohne irgendeinen Hinweis darauf, daß sie herausgenommen worden war.

Schon leicht in Panik ging ich so ruhig wie möglich ins Wohnzimmer zurück. Der Korbsessel stand, wo er immer gestanden hatte. Diesmal goß ich mir einen echten Drink ein und setzte mich, um meine Gedanken zu ordnen. Ram-Ram war gar nicht hier gewesen. Ich hatte den Korbsessel nicht in den Flur gestellt. Die ganze Episode war also ein Traum gewesen, entschied ich. Ich mußte gleich, nachdem ich meine Aufzeichnungen beendet hatte, eingeschlafen sein, und meine Sorge um Ram-Ram und mein Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen, mußte das Ganze ausgelöst haben —

Hier brach ich in meinem Gedankengang ab. Diese Erklärung reichte einfach nicht. Das ganze Gespräch war zu klar gewesen. Allmählich glaubte ich, daß Ram-Ram trotz allem... *doch* hier gewesen war. Hatte ich den Sessel auf die gleiche unbekannte Weise bewegt? War Ram-Ram noch immer in der Klapsmühle? Ich versuchte, die nächste Frage nicht zu stellen, konnte ihr aber nicht ausweichen. War

Ram-Ram in einem außerkörperlichen Zustand hier gewesen?

Wenn er nicht zu Hause gewesen war, dann konnte er auch nicht die Schreibmaschine gehört haben. Woher wußte er also von dem Manuskript? Oder war die ganze Sache, so unmöglich es schien, meine eigene Schöpfung, nicht ein Traum, sondern eine komplette Halluzination? Wenn ja, dann hatte ich echte Probleme. Und wieder machte ich mir um meine geistige Gesundheit Sorgen, aber im Grunde war ich zu wütend - auf gesunde Weise wütend -, um zu glauben, daß ich verrückt war. Ich *hatte* Ram-Ram gesehen. Jetzt weigerte ich mich, meine eigene Wahrnehmung anzuzweifeln. Und ich hasse derbe Scherze. Wenn Ram-Ram sich also mit mir irgendeinen psychischen oder medialen Scherz erlaubt hatte, dann würde ich der Sache auf den Grund gehen.

Mit anderen Worten, ich beschloß, noch am selben Nachmittag zur Psychiatrie hinüberzugehen.

Kapitel 17

Ram-Ram, der Gottologe, und Personalakte 9871: J. Christus

Die Gottologen waren in einer kleinen Ecke des Universums untergebracht, obwohl ihre Domäne sich einst ziemlich ausgedehnt hatte. Die Gottologie ist anscheinend eine aussterbende Kunst, dachte Sieben. Natürlich war es nicht wirklich so, da keine Kunst wirklich stirbt, aber im Kontext der Zeit, mit der er es zu tun hatte, schien sie nicht mehr die aufregende Beschäftigung zu sein, die sie einmal gewesen war. Sieben schüttelte etwas bestürzt den Kopf. Die Wiesen mußten dringend gemäht und die Sträucher beschnitten werden. Dicke Staubschichten schienen auf den früher efeubewachsenen Türmen zu liegen, und die Gebäude selbst waren geschrumpft. Einstmals hatte man Jahrhunderte gebraucht, um von einem Bau in den nächsten zu gelangen, nun war der ganze Komplex mit einem Augenzwinkern zu erfassen.

Die Gottologen waren ohnehin ein besonderer Schlag, denn ihr Beruf bedingte eine Mischung von göttlichen und menschlichen Eigenschaften, eine sehr unstete Verbindung. Sie waren eigentlich eine Transspezies, was sie, nun, ein wenig exzentrisch machte. Sieben brauchte für Lydia einige psychologische Gutachten über Götter, und deshalb hielt er sich nun nicht länger auf und eilte weiter.

Es gab da diesen speziellen Gottologen, den er aufsuchen wollte. Er nannte ihn liebevoll Ram-Ram, weil er sich stets die Hörner an Gottheiten zu stoßen schien, die er nicht verstehen konnte. Für Seelen bedeuten Namen nicht viel, und deshalb fiel Sieben erst jetzt, da er das Reich des Gottologen betrat, auf, daß dieser und Jeffy-Boys Psychologenfreund denselben Namen hatten. Einige Gottologen hatten physische Leben am Laufen, andere nicht,

und da Sieben Ram-Rams diesbezüglichen Status nicht kannte, vergaß er die ganze Sache unter dem Druck ernsterer Angelegenheiten. Er hatte Lydia versprochen, alles, was ihm möglich war, über die Götter herauszufinden, und zwar darüber, wie sie in der ihr vertrauten Welt existierten. Und so schickte er, als er dem fast verlassenen Gelände nahe war, seine mentalen Fühler nach Ram-Ram aus.

Irgendwo aus dem Innern signalisierte Ram-Ram seinen Willkommensgruß: »Ei, ei, ei. Ja, ja. Was haben wir denn da? Sieben! Hoch erfreut«, und schickte ihm mental Richtungsanweisungen. Rasch schritt Sieben an leeren Konsultationsräumen vorbei und gelangte schließlich zu Ram-Rams Kabäuschen.

»Wie lange ist es nun schon her?« fragte Ram-Ram ohne Umschweife. »Wie die Zeit verfliegt. Jedenfalls haben wir hier ein paar Veränderungen vorgenommen, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe. Nicht alle aufs Beste, natürlich. Aber ich bin wenigstens etwas sehr Wesentlichem auf der Spur.« Da Sieben eine Erdenseele war, nahm Ram-Ram eine menschliche Gestalt an: die eines gewitzten alten Gottologen mit weißem, gekräuseltem Haar, das sich in dem silbernen Heiligenschein, dem Zeichen seines Rangs, verfing. Seine rosige, makellose Haut wirkte für die Gestalt viel zu jugendlich, wie Sieben bemerkte, und er fragte sich, ob der Gottologe allmählich den Kontakt zu seinen irdischen Verknüpfungen verlor. Kein wirklicher Mensch würde Ram-Ram den weisen alten Mann abnehmen, und natürlich war auch der Heiligenschein verräterisch. Aber Sieben grinste nur und enthielt sich jeder Bemerkung. Zum einen wollte er Ram-Rams Gefühle nicht verletzen, zum anderen wußte er, daß die Gottologen, als Akademiker, sehr eifersüchtig auf ihren Rang bedacht waren, und dieser Heiligenschein bezeugte, daß Ram-Ram zehn Dokortitel in Gottologie hatte.

»Äh, man hat deinen Raum hier etwas reduziert«, sagte Sieben, Er war sich nicht ganz sicher, wie er sich nach all der

langen Zeit auf Ram-Ram beziehen sollte und wechselte ständig die Gestalt, bis Ram-Ram, der ihn beobachtete, freundlich lächelnd sagte: »Ja, ja. Die ist gut.« Sieben stabilisierte die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen, der eine bescheidene braune Robe aus Wolle trug, wie sie einem Wahrheitssuchenden anstand. Dann grinste er, und Ram-Ram sagte: »Ich hab schon seit ewigen Zeiten keinen wirklichen Schüler mehr gehabt und hoffe deshalb, es macht dir nichts aus, wenn du für ein Weilchen so aussiehst. Es macht solche Freude, sich auch nur vorzustellen, die Gottologen hätten wieder Schüler.«

»Ich kann auch noch jünger aussehen, wenn du möchtest«, bot Sieben an. Und setzte dann, um Ram-Rams Stimmung zu heben, hinzu: »Ich bin tatsächlich ein Schüler und befinde mich im Interesse meiner menschlichen Persönlichkeiten auf einer Pilgerreise zu den Göttern. Ich kann nicht behaupten, daß ich weiß, warum ihnen diese Sache so wichtig ist, vor allem einer von ihnen, Lydia. Mein Eindruck ist, daß die menschlichen Vorstellungen von Göttlichkeit derart beschränkt sind, daß...«

»Genau. Genau«, fiel ihm Ram-Ram ins Wort. »Schau, ich muß dir etwas sehr Wichtiges zeigen, das genau diesen Punkt beweist!«

Ram-Ram durchstöberte, während er sprach, seinen klotzigen Aktenschrank. »Ich habe einige neue, exzellente Untersuchungen angestellt. Vor allem eine sollte dich ganz besonders interessieren, da so viele deiner Persönlichkeiten mit dem Christentum befaßt sind. Schau her. Christi Personalakte. Ich habe sie selbst angelegt!« Ram-Rams Enthusiasmus war ansteckend, doch Sieben schüttelte den Kopf.

»Ich bin nicht an Personalakten interessiert, sondern an *lebendigen* göttlichen Persönlichkeiten«, sagte er.

»Aber hier hast du doch alles!« rief Ram-Ram. »Es ist eine sehr gründliche Fallstudie. Hier findest du die göttliche Motivation ganz individuell und spezifisch ans Licht gebracht.

Hier siehst du die Geburt eines Gottes, hörst den ersten Urschrei, wenn sich Göttlichkeit aus der Nichtexistenz losreißt zu göttlicher Realität, aus dem Schoß der Ewigkeit herausgehoben.«

»Noch nie in irgendeinem meiner Leben und auch nicht davor oder danach habe ich je einen solchen Unsinn gehört«, sagte Sieben schockiert. »Götter gelangen ins Sein, weil sie es *wollen*.«

»Ja, ja, jaa.« In Ram-Rams Stimme schwang Ungeduld.

»Das heißt aber nicht, daß die Geburt leicht ist. Jede Geburt ist hart, und die Geburt eines Gottes ist - spektakulär, härter als die meisten anderen Geburten. Das beweisen die Akten. Das macht die Statistik deutlich. Und die Gespräche mit göttlichen Persönlichkeiten bestätigen es.«

»Hast du nie deine eigene Existenz wissenschaftlich untersucht?« fragte Sieben. »Ich meine, soweit ich weiß, haben alle Gottologen einen göttlichen Anteil. Es sind zwar niedere Verbindungen, aber immerhin. Was ist mit deiner eigenen Geburt? Oder deinen Geburten?«

»Eine Untersuchung meiner eigenen Existenz wäre unwissenschaftlich«, erwiderte Ram-Ram streng. »Ich habe allerdings einen Komplementäraspekt auf der Erde, einen Psychologen, der das Sein vom menschlichen Standpunkt aus untersucht. Zugegeben, ich kümmere mich nicht viel um ihn, und ich bin nicht einmal sicher, ob er die Existenz der Seele anerkennt, aber...«

Sieben unterdrückte seinen aufsteigenden Ärger und sagte höflich: »Entschuldige bitte, aber es scheint mir töricht, sich in zwei Hälften zu teilen, um so das Ganze zu studieren. Ich hoffe, ich verletze nicht deine Gefühle, möchte aber doch fragen, was mit der Kunst der Gottologie passiert ist. Ist sie denn nun eine Wissenschaft?«

»Das war sie immer. Kunst bedeutet aber zu sehr weder Fisch noch Fleisch. Wir wollen spezifischer sein. Im übrigen kannst du die Gefühle eines Wissenschaftlers nicht verletzen, weil er zu objektiv ist, um Gefühle zu haben, die

verletzt werden können.« In Ram-Rams Stimme schwang Stolz. »Willst du nun diese Personalakte sehen oder nicht. Es handelt sich um Jesus von Nazareth: Personalakte 9871.«

»Gut. Das wäre reizend.« Sieben bediente sich seines subtilsten irdischen Vokabulars, denn, Wissenschaftler hin oder her, Ram-Rams Gefühle *waren* verletzt. »Ich wäre dir wirklich sehr dankbar«, setzte er herzlich hinzu.

Ram-Rams Miene hellte sich auf. Er hüstelte, räusperte sich und begann dann zu dozieren:

»Wir haben alle Geburtsdaten. Christus wurde im Schoß der Zeit ausgetragen und mußte sich seinen Weg durch Jahrtausende hindurch erkämpfen. Er verlagerte Sterne, ja ganze Galaxien. Er verbog das Universum, fiel durch schwarze Löcher, taumelte von einem ins andere, suchte, suchte, suchte diese eine Zeit und diesen einen Raum, jenen einen irdischen Schoß, diesen einen mikroskopisch kleinen Spalt im Boden der Zeit...«

Sieben bemühte sich, ein Gähnen zu unterdrücken. Im ganzen gesehen mag ich Jeffy-Boys Ram-Ram lieber, dachte er. Der hat wenigstens Sinn für Humor. Aber der Gottologe dozierte weiter, hingerissen von seinem Auftritt. Immer wieder unterbrach er sich selbst mit einem »Ja, ja, ja« oder »In der Tat, so war es«, um dann fortzufahren. Seine Erregung steigerte sich, und Sieben war allmählich ziemlich alarmiert. Heimlich fragte er sich, ob Ram-Ram nicht wirklich verrückt war. Mehr noch, er selbst kam kein einziges Mal selbst zu Wort, und er beschloß auf der Stelle, Will in seinem Traumunterricht nie wieder einen Vortrag zu halten. Natürlich hatte er das ohnehin nie wirklich getan, aber...

Ram-Ram mußte schließlich innehalten, um sich zu räuspern, und Sieben nutzte die Chance, um zu fragen:

»Woher hast du all diese, äh, Informationen?«

»Von Christus selbst«, antwortete Ram-Ram. »Es kam alles unter Hypnose heraus.« Er rieb sich triumphierend die Hände. »Ich habe es alles in der Akte.«

»Hättest du etwas dagegen, mir den äh, Fall direkt vorzuführen«, fragte Sieben. »Dann brauchtest du dir nicht die Mühe zu machen, mir alles zu beschreiben.«

Ram-Ram schaltete das zeitlose Aufzeichnungsgerät ein.

»Alle diese Bilder kamen direkt aus Christi Bewußtsein«, erläuterte er. »Aber zunächst ist hier eine Aufnahme von den experimentellen Bedingungen. Schau.« Er richtete das Gerät auf die östliche Wand des Gebäudes, und die Wand verschwand. Vielmehr wurden die Bilder nun an den Himmel projiziert - ähnlich wie in einem Autokino, nur daß der ganze Himmel als Lein-152

wand diente. Sieben fragte sich, wie viele andere noch zuschauten.

Christus lag in königlich violetten Gewändern auf einer goldenen Couch, die Augen geschlossen, das lange, graue, gelockte Haar wirr im Gesicht, die Hände über der Brust gefaltet, eine Decke teilweise über sich gebreitet. Ram-Ram saß - in Ausübung seines Berufes - neben ihm. »Jetzt zähle langsam rückwärts, von einer Million bis Null«, sagte er. »Das muß ja eine Ewigkeit gedauert haben«, flüsterte Sieben.

Etwas verärgert sagte Ram-Ram: »Lassen wir die Versenkung in Hypnose und das Zählen beiseite.« Er drückte auf eine Taste. »Gehen wir ein bißchen weiter nach vorn. Aha, hier haben wir es: pränatale Erinnerungen.« Sieben machte einen Satz rückwärts, denn auf der Himmelsleinwand erschien ein gigantischer Luzifer. Seine Gestalt nahm tausend Formen zugleich an, doch stets blieb ein riesiges, lüsternes, tückisches Gesicht.

»Der Original-Teufel«, kommentierte Ram-Ram überaus befriedigt. »Ziemlich beeindruckend, findest du nicht? Man könnte sagen, daß Luzifer Christi Schatten war und all die Teile von dessen Persönlichkeit repräsentierte, die dieser unterdrücken mußte: die Liebe zur Macht, die Gier nach Wissen und die rein mechanische Vitalität - oder die maskulinen Aspekte, in irdischer Terminologie. Christi

Sanftheit, Verständnis und so weiter betonten das Feminine -
>Die Sanftmütigen werden das Erdenreich besitzen< und all
das. Nun, Luzifer ist in gewisser Hinsicht die überspitzte
Kehrseite dieses Bildes: die ungehinderte-«

»Könntest du für einen Moment still sein?« unterbrach ihn
Sieben unbehaglich. Er starrte auf das Bild Luzifers und
dematerialisierte sich vorsichtshalber. Noch nie hatte er eine
so grauenerregende Gestalt gesehen. Sie sprach nicht, doch
sie wütete. Der Mund bewegte sich verstohlen, als rufe er
nach Blut und Rache in tausend ungesprochenen Sprachen.
»Diese Gestalt wurde direkt aus Christi Bewußtsein
projiziert«, erklärte Ram-Ram stolz. »Sie wurde
gewissermaßen mit ihm geboren.«

Sieben wich noch weiter zurück, als dieser gigantische
Luzifer sich nun in einen tobenden Jehova verwandelte, der
den Kindern Israels drohte und nach Opfern schrie. Ein Berg
erschien, und aus einer schrecklichen, doch glanzvollen
Wolke schimmerten Gottvaters Hände auf, perfekt, aber
irgendwie angsteinflößend, und übergaben Moses die Tafeln
mit den zehn Geboten. Aber auch Moses wirkt verrückt,
dachte Sieben unglücklich: ekstatisch, intensiv bis zum
Irrsinn.

»Auch das ist pränatale Erinnerung«, sagte Ram-Ram.
»Letztlich verhalten sich Luzifer und Gottvater natürlich ganz
ähnlich, was den Fall später etwas komplizierter macht.«
»Er ist mir schon jetzt kompliziert genug«, rief Sieben. »Und
er ist unheimlich. Macht dir denn das Ganze gar nichts aus?«
»Du vergißt, daß ich das alles schon einmal gesehen habe«,
antwortete Ram-Ram ein wenig selbstgefällig. »Aber jetzt
schau hin.«

Sieben wollte eigentlich gehen. Er entsann sich der Gefühle
Lydias, als sie, noch ein Kind, einmal einen Film gesehen
hatte, der ihr Angst gemacht hatte. Sie hatte sich davor
gefürchtet, dem Film den Rücken zuzudrehen, weil sie
glaubte, die bedrohlichen Gestalten würden ihr nachsetzen.
So verängstigt bin ich noch nicht, sagte sich Sieben, und

außerdem will ich nicht, daß Ram-Ram mich für einen Feigling hält. Also blieb er.

Auf der Himmelsleinwand war nun eine blühende Stadt zu sehen. Auf der Straße wimmelte es von Eseln, Pferden und Menschen, Buden und Stände mit ihren Händlern rings um Paläste und Tempel. Ein ungeheurer Tumult. Dann eine Nahaufnahme, so daß Sieben sogar einzelne Stimmen unterscheiden konnte, und im nächsten Moment wurde die ganze Stadt zerstört. Sieben konnte nicht sagen, was geschehen war - da war Feuer, Schwefel, Rauch, Gebäude krachten zusammen, Stände wurden zerquetscht, Pferde und Menschen schrien in Todesqual. Da war ein Esel, dem von herumfliegenden Trümmern der Kopf abgetrennt wurde... Sieben konnte seinen Blick nicht abwenden: Der Esel brüllte immer noch, so schien es. Dann verstummte das Gebrüll, so rasch, wie der Kopf abgetrennt worden war.

»Man sollte meinen, daß das alles das Werk Luzifers war«, sagte Ram-Ram. »Aber es war Jehova. Verstehst du? Mit solchen pränatalen Erinnerungen und einem Vater, der die Bevölkerung einer ganzen Stadt ausradierte, als sie ihn erzürnte - also, da muß ja sogar ein göttlicher Sohn Probleme haben. Dazu mußt du noch berücksichtigen, daß Christus eine menschliche, keine göttliche, Mutter hatte. Jehova fand keine göttliche Gefährtin, er war zu reizbar. Keine Göttin wollte sich mit ihm einlassen. So war Christus unter göttlichem Gesichtspunkt quasi ein Halbweise. Er war der Sohn eines Vaters, der im Grunde impotent war — von daher erschien Marie der *Engel* -, ein Vater, der seine Frustration an der Erde ausließ, und«, fügte Ram-Ram triumphierend hinzu, »an seinem Sohn. Warum sonst schickte er Christus, damit er gekreuzigt wurde? Und ganz gleich, wie sehr er es zu verbergen suchte, Christus haßte seinen Vater. Er konnte sich aber der Wahrheit nicht stellen, also hat er die hassenswerten Eigenschaften seines Vaters auf Luzifer projiziert.«

»Ich wünschte, du würdest mir diese Bilder nicht interpretieren«, rief Sieben gereizt, denn nun erschienen die zwölf Jünger, Christus am nächsten Johannes, den Kopf nahe an Christi Brust gesenkt. »Die Beziehung zwischen den zwölf Männern war auch interessant«, sagte Ram-Ram, »vor allem die zwischen Christus und Johannes. All diese Zärtlichkeit, die eigentlich Frauen zukommen sollte...« Ram-Ram zog bedeutungsvoll die struppigen weißen Augenbrauen hoch. Sein Heiligenschein geriet ins Wackeln. Ungeduldig richtete er ihn wieder gerade und wollte fortfahren.

»Wie viele andere schauen sich diese Bilder noch an?« fragte Sieben, bevor Ram-Ram wieder loslegen konnte. »Sie sind über den ganzen Himmel ausgebreitet, jeder kann sie sehen. Ich würde meinen, Christus könnte dich wegen Verletzung seiner Intimsphäre belangen, und ich würde auch ungern erleben, daß Jehova oder Luzifer einen Tobsuchtsanfall bekommen. Luzifer hat ja wenigstens Sinn für Humor, aber Jehova ganz sicher nicht.«

»Aber im Grunde genommen sind doch sowohl Jehova wie Luzifer nichts anderes als Projektionen von Christi Bewußtsein«, wandte Ram-Ram ein.

»Wie kommt es dann, daß sich der Himmel so verdunkelt?« flüsterte Sieben.

»Aha! Das müssen Christi Ängste sein, die nun aufsteigen und Form annehmen«, kommentierte Ram-Ram zufrieden.

»Ist dir denn nicht wenigstens ein ganz klein bißchen unbehaglich zumute?« fragte Sieben. »Der Himmel wird von Sekunde zu Sekunde dunkler.«

»Nein. Wie echte Wissenschaftler schalten wir Gottologen unsere Gefühle ab, um unsere Arbeit zu tun. Wir können es uns nicht leisten, subjektiv involviert zu sein.« Ram-Ram sprach freundlich, doch ziemlich herablassend.

»Dann schaltest du besser deine Gefühle wieder ein, wenn du kannst, denn meine Gefühle sagen mir, daß wir Probleme kriegen.«

Der Himmel war so dunkel geworden, daß Sieben sich fast schon nicht mehr erinnern konnte, wie Tageslicht aussah. Alle Projektionen verschwanden, blieben aber doch auf merkwürdige Weise präsent, der Dunkelheit eingepägt. Gespenstische, gigantische Negative, dunkle Schicht um dunkle Schicht, und im Zentrum all dessen spürte Sieben eine Bewegung, die ihm gar nicht gefiel.

»Großartige Tiefe psychischer Aktivität«, hauchte Ram-Ram.
»Christi Bewußtsein reagiert nun auf die Projektionen, die es selbst hervorgebracht hat, und -«

»Willst du wohl still sein?« funkelte Sieben den Gottologen an, der die Achseln zuckte und mit seinen Überlegungen fortfuhr, allerdings im Stillen. Sieben hatte nun echte Angst. Wer wußte, mit welchen göttlichen psychischen Mechanismen sie da herumspielten? Und wer außer einem Gott konnte sie, wenn sie einmal in Gang gesetzt waren, stoppen? Und Sieben hatte das Gefühl, daß sie tatsächlich herumspielten. Christi Bewußtsein sollte seine Geheimnisse behalten können. Die Götter sollten ihre göttliche Intimsphäre wahren können. Sie sollten -

Sieben erstarrte. Die Dunkelheit stürzte nun mit unglaublicher Geschwindigkeit in sich selbst, und im Herzen ihrer Aktivität formte sich ein mikroskopisch kleines Bild. Es war winziger als alles, was nach Siebens Vorstellung noch hätte sichtbar sein können. Ein Bild von solcher Intensität, daß angesichts seiner Energie die Größe völlig bedeutungslos wurde, und Sieben sich nun fragte, wie er je hatte denken können, daß Bedeutung und Größe irgend etwas miteinander zu tun hätten. Er starrte wie gebannt auf das Bild, da er anscheinend gar nichts anderes tun konnte, und entdeckte, daß es aus funkelnden Lichtern zusammengesetzt war, die auf... der anderen Seite der Dunkelheit existierten.

»Ich werde ihnen etwas über Hypnose beibringen«, kicherte Christus.

Zeus war unbehaglich zumute: »Ich denke doch, du gehst zu weit.«

»Unsinn«, sagte Christus. Er und Zeus verträdelten den Nachmittag. Sie hatten Ram-Rams Bilderschau beobachtet, die vor den riesigen Fenstern ihres Alterssitzes aufgetaucht war und in Dimensionen flimmerte, denen sterbliche Augen nicht mehr zu folgen vermochten.

»War aber doch eine verdammt gute Show«, dröhnte Zeus. »Ich habe diesem Idioten von Gottologen gegeben, was er wollte«, antwortete Christus. »Wahrlich, ich habe ihm einfach erzählt, was er hören wollte. Es ist nicht meine Schuld, wenn er nun mit den Konsequenzen konfrontiert wird.«

Das winzige Bild, auf das Ram-Ram und Sieben starrten, umfaßte nun den gesamten Inhalt des Universums, soweit es sie anging, und jeder von ihnen interpretierte ihn auf seine eigene, ihn ängstigende Weise.

Jedes einzelne dieser leuchtenden Details machte für Sieben zum Beispiel Sinn, doch zusammengenommen formten sie sich zu gar nichts, schienen aber in jedem ewigen Moment kurz davor zu stehen, und die Spannung war fast unerträglich.

»Was ist mit Überseele Sechs?« fragte Zeus.

»Sieben. Es ist Überseele *Sieben*, aber wenn er nicht aufpaßt, wird er bald Überseele Fünf sein«, brummte Christus. »Wahrlich, er hat es sich selbst eingebrockt. Das wird ihm gut tun und ihn lehren, sich nicht an die Gottologen zu wenden, wenn er etwas Lohnenswertes erfahren will. Das wird ganz gewiß seine Perspektive erweitern.«

Ram-Ram sah sich selbst, zerstreut in eine Million Teilchen, pochend, ihre Bezüge verändernd. Seine Erinnerungen ordneten sich immer wieder auf andere Weise wie ein Puzzle, das sich ständig veränderte und neue Bilder formte. Die dunklen und doch leuchtenden Bilder nahmen seine Aufmerksamkeit völlig gefangen, so daß nichts anderes je existiert zu haben schien oder je existieren würde.

»Das ist Hypnose.« Christus kicherte wieder.

»Trotzdem, der Teil über Jehova war gut«, sagte Zeus, schlürfte seinen Wein und fragte sich, ob es nicht schon bald Zeit fürs Abendessen war. Er beäugte Christus verstohlen, strich sich über seinen schwarzen Bart und brach in Gelächter aus, ein Gelächter, das die prächtigen Bodendielen vibrieren ließ. »Ich wußte nicht, daß du deinen Vater so sehr haßt!«

»Das ist kein Spaß«, sagte Christus irritiert. »Die Mythologie ist voll von solchem Unsinn und quillt über von göttlichen Mordfällen. Die Menschen wollen immer, daß die Götter ihre Probleme für sie lösen und auch Morde für sie begehen.« Er hielt nachdenklich inne. »Deshalb hatte Allah auch soviel Zulauf. Er hat die Tatsachen nicht verschleiert.«

»Na ja, egal«, sagte Zeus leicht tadelnd. »Solltest du nicht besser die beiden da aus dem Bann, in den du sie versenkt hast, rausholen? Sie gehen sonst wahrscheinlich verloren, weißt du. Außerdem ist es Essenszeit.«

»Ich sollte diesen Gottologen von einer Million rückwärts zählen lassen — eine Million mal. Hast du je von einer solchen Idiotie gehört?« Christus versuchte Humor zu zeigen, aber er war wirklich aufgebracht. Hier wurde die göttliche Intimsphäre verletzt, Überseele Sieben hatte recht.

»Bring sie zurück«, bat Zeus besänftigend.

»Sie erwarten von mir, daß ich mich räche«, erwiderte Christus eigensinnig. »Ich spiele nur meine Rolle.«

»Dann gönne ihnen wenigstens eine Pause«, sagte Zeus.

»Man erwartet von dir auch Barmherzigkeit. Erbarme dich wenigstens *meiner*, sonst kommen wir nie zum Essen.«

»Wußte ich doch, daß es dir nur ums Essen geht«, lachte Christus, denn Zeus* Frohsinn *war* göttlich in seinen Ausmaßen, (Natürlich konnte sein Zorn zuweilen gleichermaßen beeindruckend sein.) Und Zeus grübelt nicht immer so viel wie ich, dachte Christus. Und so sagte er:

»Wahrlich.«

Ram-Rams und Siebens Bewußtsein war mehr oder weniger von den multidimensionalen Bildern gefangen, die in dieser

in sich selbst verdoppelten Dunkelheit des Himmels glitzerten. Christus rief freundlich: »Da haben wir sie«, streckte edelmütig eine Hand aus, die wie magisch durch Galaxien reichte, und brachte Sieben und Ram-Ram zurück. »Wie zwei armselige Fische«, kommentierte Zeus. Diesmal lächelte Christus nachsichtig. Mit einem einzigen Blickstrahl zerstörte er Ram-Rams Personalakte 9871, mit einem weiteren deponierte er Ram-Ram im Parterre des Hauptgebäudes der Gottologen und mit einem dritten beförderte er eine verwirrte Überseele Sieben direkt vor seine goldenen Couch.

Kapitel 18

Sieben wird von Christus interviewt und ist beunruhigt. Ein multidimensionales Ereignis wird zu einer wahnsinnigen Vision, und Jeffy-Boy wird zum Protagonisten eines Buches

Sieben fand sich vor Christi goldener Couch wieder und war so durcheinander, daß er seine Gestalt schneller wechselte, als er es selbst je für möglich gehalten hätte. Er war bemüht, eine Form zu finden, die den ihn anfunkelnden Christus, dessen gebieterische Augen auch nicht einen göttlichen Moment von seinem Gesicht abließen, besänftigen konnte. »Er hat nicht einmal geblinzelt«, berichtete er Kypros später. Eine Entschuldigung lag ihm auf der frisch materialisierten Zunge. Er hatte die Gestalt des Vierzehnjährigen angenommen, da ihm eingefallen war, daß Christus Kinder besonders mochte.

»Nun, und was hast du zu deiner Rechtfertigung vorzubringen?« wollte Christus wissen. Dann, als sich Siebens Jungengestalt stabilisiert hatte: »Oh, du bist noch eine sehr junge Seele!« Seine Stimme klang schon etwas besänftigter.

»Nun, wahrlich«, setzte er in noch weicherem Ton hinzu.

»Zunächst einmal, es tut mir schrecklich leid, daß Sie gekreuzigt worden sind«, antwortete Sieben rasch. »Ich hoffe aber, Sie tragen es der Welt nicht nach. Ich meine, äh, ich hatte mit der ganzen Sache gar nichts zu tun.«

Jemand kicherte, und Sieben entdeckte nun Zeus, der an Christi rechter Seite auftauchte. Er tat sich an einer gebratenen Hammelkeule gütlich. Noch immer lachend bot er Christus von dem Fleisch an, aber der schüttelte ungeduldig seine grauen Locken: »Nein, danke. Diese ganze Sache hat mir den Appetit verdorben.«

Zeus sah mitfühlend auf Sieben, der allmählich wieder zu Atem kam, und fragte mit einer Stimme, die liebevoll und zu-

gleich drohend klang: »Du hast also eine Vorliebe für Götter, was?«

Sieben flüsterte: »Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Nein, das stimmt nicht ganz. Es heißt, gebet Gott, was... Äh, na ja, ich bin sicher, Sie erkennen das Zitat. Ich meine damit: Laßt die Götter ihrer Wege gehen, und sie lassen mich hoffentlich dasselbe tun.« Sieben schwieg einen Moment und fragte dann, an Christus gewandt: »Dieses Zitat stammt doch von Ihnen, äh, Sir? oder vielleicht sollte ich sagen >Euer Exzellenz^«

»In Ordnung, ich nehm doch was von dem Hammel«, sagte Christus streitlustig zu Zeus. Und dann an Sieben gewandt: »Es ist mir gleich, wie du mich anredest, aber dieses Zitat stammt nicht von mir. So etwas habe ich nie gesagt. Es ist mir egal, ob es Sinn ergibt oder nicht, Tatsache ist, daß ich diese Worte nie so geäußert habe.«

»Ich wollte Sie nicht falsch zitieren.« Sieben war unbehaglich zumute. »Wenn Sie sagen, daß Sie es nicht gesagt haben, dann reicht mir das.« Siebens Unbehagen nahm mit jedem Moment zu. Vorher hatte er sich gefürchtet, nun aber schien Christi Macht und Größe bis zu einem Grad

zusammenzuschrumpfen, der Sieben um seinetwillen fast verlegen machte. Da knabberte Christus zum Beispiel an dem Hammel. Er aß ohne Messer und Gabel — er und Zeus stopften sich den Mund ziemlich voll, wobei Christus mit den zäheren Stücken Probleme hatte. Und während Sieben versuchte, höflich wegzublicken, deponierte Zeus den Rest der Keule auf den Couchtisch und bemerkte nachdenklich:

»Weißt du, Christus, du könntest das mit dem Kaiser tatsächlich gesagt und dann vergessen haben. Im Laufe eines Lebens spricht man, sogar auch ein Gott, so viele Worte, daß es sicher möglich wäre, daß deine göttliche Zunge diese spezielle Sequenz aussprach und -«

Christi Augen blitzten gefährlich. Er spie ein Stückchen Fleisch in eine Serviette und sagte sehr nachdrücklich. »Ich habe diese Worte nicht gesprochen. Und ich habe auch nicht

diesen armen Feigenbaum verflucht. Falsch zitiert zu werden ist mit das Schlimmste, was der Botschaft eines Gottes widerfahren kann, und es passiert dauernd. Und dann wird es natürlich endlos wiederholt. Endlos.« Christi Stimme wurde grämlich. Seine göttlichen Augen blickten abwesend. Sieben dachte, wenn das so weitergeht, vergißt er vielleicht, daß ich da bin, und ich kann mich aus dem Staub machen. »Endlos«, wiederholte Christus und starrte Sieben an. Es ist doch gut möglich, daß sein Erinnerungsvermögen nachläßt, dachte Sieben, aber noch während er das dachte, schnellte Christi Kopf vor. Seine göttlichen Augen flammten, und er sagte: »So, du glaubst also, daß mein Gedächtnis nachläßt? Ich erinnere mich an den Anfang der Welt.« Seine Augen wurden wieder trüb. »Das waren noch Zeiten«, brummelte er.

Sieben war drauf und dran, in Tränen auszubrechen. Wenn das Christus war, dann blieb die Realität bei weitem hinter den Legenden zurück. Er war fast immer enttäuscht, wenn er einem Autor persönlich begegnete, aber das! Er senkte den Blick und schaute zu Boden, der zu schimmern begann. Irgendwo hörte er Zeus und Christus lachen - ein gigantisches Gelächter, das der Vögel Flug durch eine Million Himmel störte - ein Gelächter, das göttlichen Humor ausstrahlte, voller Mitgefühl, aber weitgehend nur göttlichen Ohren vernehmlich. Allmählich veränderte sich das Gelächter, setzte sich aber fort, bis Sieben das Gefühl hatte, es würde eine Ewigkeit währen.

Er merkte, daß er die Augen geschlossen hatte, Öffnete sie wieder und rieb sie sich. Auf dem Couchtisch, auf dem gerade noch eine Platte mit Hammelfleisch gestanden hatte, lagen nun zerfetzte Zeitschriften. Die goldene Couch war durch ein paar wacklige Stühle ersetzt worden, und statt Christus und Zeus hockten da Jeffy-Boy und *dessen* Ram-Ram.

Queen Alice, die an der anderen Seite des Tisches saß, sagte: »Die Vorstellungen von geistiger Gesundheit sind

doch wirklich beschränkt, meint ihr nicht auch? Deshalb geraten Leute, die sich für geistig gesund halten, in solche Schwierigkeiten, wenn sie merken, daß sie viel mehr sind, als ihre Theorien ihnen als rechtens zubilligen.«

»Das ist lächerlich«, sagte Jeffy-Boy. Er ignorierte Queen Alice und sah zu Ram-Ram, der, an Queen Alice gewandt, in gewollter Komik die Achseln zuckte und bemerkte:

»Jeffy-Boy will das alles nicht in den Kopf.« Und dann an Jeffery gerichtet: »Du willst wissen, ob ich neulich tatsächlich in deiner Wohnung war. Ich war. Beantwortet das deine Frage?«

»Ja und nein«, erwiderte Jeffery etwas irritiert. »Warst du physisch da?«

»Ganz entschieden nicht.« Und dann mit seinem Freundli-cher-alter-Psychologe-Lächeln: »Ich weiß, ich weiß, du hast noch mehr Fragen, aber eine nach der anderen.«

»Du bist derjenige, der in der Klapsmühle sitzt, also gib mir keine Ratschläge«, schrie Jeffery.

»Ganz recht«, erwiderte Ram-Ram liebenswürdig.

»Wenn es Götter gibt, dann würde man sie auch für verrückt erklären«, sinnierte Queen Alice. Sie stopfte ihr weißblau kariertes Hemd in die Hose, zog es wieder heraus und sagte triumphierend: »Viele von den Verrückten sprechen die ganze Zeit für die Götter. Seit ich hier bin, waren schon drei Christusse in dieser Anstalt und sind wieder gegangen. Und niemand weinte ihnen auch nur eine Träne nach. Waren alles Fanatiker.«

Jeffery wartete stoisch, bis Queen Alice ihre Rede beendet hatte. Dann wandte er sich etwas verzweifelt an Ram-Ram: »Ich glaubte, ich hätte in meiner Wohnung eine ausführliche Unterhaltung mit dir geführt. Dann bist du... verschwunden. Nun sagst du mir, daß du tatsächlich da warst, aber nicht physisch. Mit anderen Worten, unsere verrückten Daten stimmen überein. Fakten, die einfach keine Fakten sein können -«

»Es sind Fakten, es *sind* Fakten, Jeffy-Boy«, schrie Ram-Ram aufgeregt. »Aber in einem anderen Faktensystem. Das ist es, was ich dir beizubringen versuche.« Ram-Ram hielt inne. Ein reizendes junges Mädchen kam von der anderen Seite des Raums auf sie zu und bot ihnen winzige Stückchen einer Schokoladentafel an, die sie vorher offensichtlich in unzählige Teilchen zerbrochen hatte. Sie machte einen Knicks. Ram-Ram lächelte. »Danke, meine Liebe«, sagte er und bot mit einer liebenswürdigen, überaus höflichen Geste Queen Alice ein Stückchen an. Dann wandte er sich wieder Jeffery zu.

»Da ist noch einer«, wisperte Queen Alice und stieß Jeffery in die Rippen, der rasch zurückwich. Ram-Ram, dem das nicht entging, kicherte. Gereizt fragte Jeffery: »Noch einer was?«

»Na, noch ein Christus. Der einzige, der noch hier ist, und der weitaus netteste, den wir je hatten«, antwortete Queen Alice, die aufgestanden war. Wider Willen mußte Jeffery feststellen, daß sie sich trotz ihrer Jahre geschmeidig wie ein junges Mädchen bewegte. Ihr weißes Haar wirkte für einen Moment fast blond im nachmittäglichen Sonnenlicht, das durch die gelben Plastikvorhänge vor dem Fenster hereindrang. Einen verrückten Moment lang hatte Jeffery das Gefühl, daß sie jünger war als er.

»O ja, sie denkt, sie ist Christus«, erklärte Queen Alice fröhlich. »Die Therapeuten versuchen ihr immer wieder einzureden, daß sie statt dessen die Jungfrau Maria zu sein hat, da man sich doch an gewisse Konventionen halten sollte, verrückt oder nicht.« Sie lächelte unschuldig, rieb sich ihr faltiges Kinn mit einem ziemlich schmutzigen Finger und fügte hinzu: »Wenn du eine Frau bist und glaubst, du bist Gott, dann halten sie dich für noch verrückter als einen Mann, der dasselbe glaubt, weil der sich wenigstens an das richtige Geschlecht hält. Verstehst du?«

Jefferys Augen weiteten sich ungläubig. Er fummelte nervös an den Knöpfen seiner gehörig zerknitterten Jacke und fragte Ram-Ram: »Verstehst du, wovon sie redet?«

»Ja, ja, ja. Und sie hat ganz recht«, rief Ram-Ram. »Dieser Ort hat das reichhaltigste psychische Klima der Welt, weißt du. Cynthia, das Mädchen mit der Schokolade, glaubt nicht unbedingt, daß Christus eine Frau war, sondern daß sie eine Frau *und* Christus ist. Ein feiner Unterschied, verstehst du? Damit verärgert sie unsere Psychologenkollegen natürlich ohne Ende, aber sie gibt einfach nicht nach und tut ihnen nicht den Gefallen, die Jungfrau Maria zu sein. Da, schau hin«, Ram-Ram deutete mit dem Finger, und Jeffery drehte sich um. Cynthia, das junge Mädchen in den Zwanzigern, bewegte sich in der Menge. Jedenfalls war aus ihrem Benehmen und ihrer Haltung eindeutig ersichtlich, daß sie das glaubte. Und sie bot jedem Patienten ein Stückchen Schokolade an und lächelte mit so süßer Großzügigkeit, daß selbst Jeffery fast darauf hereinfiel, jedenfalls für einen Augenblick. »Das ist ja unglaublich. Sie glaubt es offensichtlich wirklich«, keuchte er.

Ram-Ram wurde immer aufgeregter. Er befeuchtete sich die Lippen und sagte zu Jeffery, so als stünde er vor Studenten: »Verstehst du nicht? Ihr Vater bringt ihr die Schokolade. Sie verteilt sie statt der Fische...«

Und Queen Alice bemerkte voller Wohlbehagen: »Sie schreibt in ihrer Freizeit auch an einer eigenen Bibel. Vielleicht helfe ich ihr beim Abtippen.«

»O Gott!« schrie Jeffery. »Ihr seid wirklich verrückt, alle beide!«

»Was erwartest du denn? Dies ist eine Nervenheilanstalt«, sagte Ram-Ram lachend, und dann schlau: »Ohne Verrücktheit gäbe es keine geistige Gesundheit in der Welt. Meinst du nicht auch, Queen Alice?«

Jeffery hörte die Antwort nicht mehr. Er saß da, den Kopf in die Hände gestützt, und wurde von einem Gefühl bis dahin nie gekannter tiefster Trostlosigkeit überwältigt. »Und ich

muß auch einiges von dieser Verrücktheit haben«, sagte er nüchtern. »Ich glaubte, dich *physisch* in meiner Wohnung zu sehen, und dabei warst du, zumindest physisch, hier in dieser Anstalt. Es muß irgendwie ansteckend sein, so daß das Gehirn die Realitäten nicht mehr unterscheiden kann. Es muß verschiedene Stückchen und Teile wahrnehmen, die nicht zusammenpassen. Vielleicht habe ich die Erinnerung an einen früheren Besuch mit der Realität vermischt -«

»Na, na, nun nimm es mal nicht so schwer«, tröstete ihn Ram-Ram. Er nahm begütigend seine Hand, bevor Jeffery sie ihm entziehen konnte. Das Mädchen Cynthia bemerkte die Aufregung, kam herüber und bot Jeffery noch etwas Schokolade an. »Nimm sie weg«, sagte er wütend. Dann blickte er auf und sah ihre Augen. Es waren nicht die Augen Christi - wer wußte schon, wie Christi Augen aussahen? Aber es waren Augen, wie sie Christus gehabt haben mußte, Augen, in denen alle Widersprüche verschwunden oder gelöst waren, in deren Blick er sich plötzlich selbst sah, eine Person mit Würde, trotz aller ihrer eigenen ungeheuren Mißverständnisse. Er nahm die Schokolade. »Ich danke dir«, sagte er mit einer Einfachheit und Anmut, von der er gar nicht wußte, daß er sie besaß.

Queen Alice hatte sich wieder gesetzt und betrachtete ihre Hände. Ram-Ram schien auf dem harten Stuhl eingeschlafen zu sein oder er tat so, als döste er, so wie ein Krankenhauspatient es wohl tun würde, wenn er wünschte, daß sein Besucher verschwand. Leicht schockiert merkte Jeffery, daß ihm niemand mehr auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Er hätte genausogut unsichtbar sein können. Queen Alice nahm eine Zeitschrift zur Hand. Irgend jemand drehte den Fernseher lauter. Die Übertragung eines Ballspiels, Zuschauerrufe füllten den Raum. Es ist, als sei ich schon gegangen, dachte Jeffery. Er hüstelte, nahm sein Jackett und wandte sich zum Gehen...

In diesem Moment schien der Lärm der Zuschauer, die die Spieler anfeuerten, an Lautstärke zuzunehmen, und die Rufe

und der Applaus ließen Überseele Sieben plötzlich wieder zu sich kommen. Sofort erinnerte er sich an das gigantische Gekicher der Götter, das ihn hierher versetzt hatte. Aber er hatte die ganze Szene durch Jefferys Person erlebt. Und als ihm das klar wurde, war er ziemlich erschüttert und durcheinander. Warum Jeffery? fragte er sich. Jeffery ist ja nicht einmal eine meiner Persönlichkeiten.

Und dann, als er an die Götter und Jeffery dachte, begegneten sich von einem Moment auf den anderen die beiden Umwelten — der olympische Alterssitz und Ram-Rams Nervenheilanstalt -und vermischten sich und erlangten so unkontrollierbare Dimensionen, daß Sieben nach Kypros rief. Es kam keine Antwort. Statt dessen setzte sich diese schwindelerregende Transformation fort. Der Alterssitz der Götter samt Zeus und Christus und der goldenen Couch überlagerte plötzlich den Gemeinschaftsraum der Nervenheilanstalt. Die Zeitschriften auf dem Couchtisch flatterten wie verrückt durch die Luft und landeten auf Christi Couch. Der Fernseher, der noch immer die Übertragung des Ballspiels zeigte, stand nun im Alterssitz der Götter, und Zeus anfeuernde Rufe mischten sich mit dem Geschrei der Zuschauer.

Schlimmer noch, Jeffery, der gerade den Gemeinschaftsraum verließ, wurde plötzlich zu... Will... und blieb. Queen Alice wurde Zeus Frau Hera, und Ram-Ram war wie ein übergeschnappter Regisseur er selbst und der Gottologe Ram-Ram zugleich. Sieben taumelte und versuchte, die Dinge auf die Reihe zu kriegen. Doch im nächsten Moment expandierte das Ganze. Zeus und Christus, die Insassen der Anstalt und sämtliche auf dem Alterssitz versammelten Götter vermischten sich zu einem völlig inkohärenten Supergott, aber einem, der so uralte, so großartig senil, so süß verrückt war, daß selbst das Gras nur beim Gedanken an sein Nahen schon erzitterte.

In der nächsten Szene sah Sieben die Welt von dieser spektakulären Wesenheit regiert, und er hörte die Stimme

dieses verführerischen senilen Gottes, die unheimlich durch alle heimlichen Orte des Universums, in die tiefsten, unzugänglichsten Meereshöhlungen, in die unsichtbaren Kammern menschlichen Bewußtseins wehte. Und Sieben war zutiefst verängstigt und konnte nichts dagegen tun. Er sah verschreckte Tauben nach Verstecken suchen. Er fühlte, wie der Atem des Gottes in endlosen Herbststürmen die Welt in Stücke gehen ließ. Blätter begingen frohlockend Selbstmord. (»Ahah«, brüllte Will und starb mit jedem Blatt.) Und er fühlte jedes lebende Ding zittern und versuchen, angesichts solch kosmischer Tobsuchtsanfälle sein Leben zu schützen. Der Wahnsinn dieses Gottes wand sich betrügerisch wispernd durch die Chromosomen der Menschen und behaftete sie mit zahllosen Makeln. Der senile Gott schrie seine zusammenhanglose Wahrheit in die Massen, die ihrerseits ihre Nachbarn mordeten und sich in bitterem Triumph durch endlose barbarische Kriege fochten. Der verrückte Mohammed schwang sein ewiges Schwert. Jehova schickte in heiligen Tremoranfällen seine Seuchen und Überschwemmungen hinunter. Jupiter und Thor schleuderten ihre Donnerkeile, während Buddha seinen göttlichen Nabel betrachtete, und seine Gurus heilige Asche in den Straßen verstreuten.

Sieben schrie: »Aufhören!«

Der wahnsinnige Gott, der einst Jehova, Buddha und all die anderen gewesen war, hielt inne und schien zum ersten Mal Überseele Sieben zu bemerken. Die Erde, die Sieben sah, schien die Züge des Gottes anzunehmen, und Sieben nahm die im Wind kreisenden Baumwipfel als die geschüttelten, zerzausten Locken auf Christi Haupt wahr, die Ozeane als die seichten Teiche seines verrückten Entzückens und unerträgliche Realisation seiner Misere. Denn dieser Gott wußte, daß er ein Dämon war, wütend, im Besitz der Erde, sie auf seine eigene kosmische, wahnsinnige Tonart einstimmend, bis ganz gewiß eines Tages - heute oder morgen oder in einer Million Jahre - diese Tonart so

grauenhaft quälend würde, daß sich der Kopf dieses Gottes spaltete. Göttliche Neuronen würden herausquellen in die Sterblichkeit, die gesegnete Essenz für immer verseucht und verloren.

Dies *war* eine wahnsinnige Vision. Sieben versuchte, sein Bewußtsein klarzukriegen, es aus den Strängen der Verzweiflung zu lösen, die ihn taumelnd in die Auslöschung zu schicken drohten. Schon ohne Hoffnung sah er plötzlich Lydia und Will durch ungezählte Tage fallen, die sich zurück in die frühe Kindheit des wahnsinnigen Gottes spannen. »In einer solchen Welt will ich nicht leben«, schrie Will. Seine Stimme zerbrach in der Luft unter ihm, und gleichzeitig ergossen sich die Erinnerungen seines Bewußtseins in den Raum.

Und Lydia, in heller Wut, stand für einen Moment da und schüttelte die Fäuste gegen das Universum. »In diese verrückte Welt werde ich nicht wiedergeboren werden!« Sie wollte noch mehr sagen, aber das Auge des verrückten Gottes blinzelte, und Lydia kreiselte, wurde kleiner und kleiner, nolens volens weggeblasen von der tosenden Kraft dieses göttlich blinkenden Auges.

Siebens Erstaunen verlangsamte seine Reaktionen. Was für ein Alptraum war das? Aber er schien den Bann nicht brechen zu können, und die psychischen Inhalte dieser verheerenden Vision waren nur allzu deutlich. Er mußte sich daraus lösen, um Lydia und Wills willen, und wenn sie verloren gingen... Aber wie konnten sie? Wieder rief Sieben nach Kypros. Diesmal reagierte sie so abrupt und streng, daß Sieben zu sich kam - und zwar so schnell, daß er das Gefühl hatte, eine Million Schocks durchzuckten die essentiellsten Teile seines Bewußtseins.

»Sieben, wie *konntest* du zulassen, daß so etwas passiert?« rief Kypros aus, (obwohl »ausrufen« nicht ganz das richtige Wort war). Sieben fühlte ihre Mißbilligung oder besser: ihre Trauer. Aber noch bevor er ihr antworten konnte, sah er, wie ihre Gestalt gleichzeitig Will und Lydia erschien, die sich in

einiger Entfernung unter ihm zu befinden schienen. Lydia blickte ungläubig und wütend drein, Will trotzig und zu Tode verängstigt. Sieben beobachtete, wie Kypros sanfte, sommerliche Hügel unter ihnen erstehen ließ. Dann sprach sie ganz ruhig mit ihnen, bevor sie sich wieder Sieben zuwandte.

»Was ist passiert?« fragte Sieben ungeduldig. »Was habe ich falsch gemacht, und wieviel davon werden Lydia und Will im Gedächtnis behalten? War Will auf einem Trip oder so was?« Er war selbst noch ziemlich erschüttert und mußte feststellen, daß Kypros ihn *nicht* tröstete. Vielmehr erwiderte sie: »Schau's dir selber an.« Und sie und Sieben standen unsichtbar in Wills Schlafzimmer.

Will lebte in einer locker organisierten Kommune. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen von jungen Leuten. Wills Bett, auf das sein Name gepinselt war, stand hinter einem großen Gummibaum, und daneben waren zwei orangefarbene Kisten plaziert, die ihm als Schreibtisch dienten. Die Pflanze und die Kisten markierten diese Ecke des großen Raums als Wills Eigentum, und über dem Bett starrte Buddha von einem Poster über Wills Kopfkissen hinweg. Will schätzte sich glücklich, da seine Ecke über ein Fenster verfügte, das er zur Hälfte mit einer Weltkarte überklebt hatte.

Nun lag er zusammengerollt am Kopfende seines Bettes und fragte sich, ob er sich stark genug fühlte, um es bis zum kommunalen Waschbecken zu schaffen und sein Gesicht zu waschen, oder sogar noch weiter bis zum Kühlschrank, wo sein Essen - Orangen - im dritten Fach gebunkert war. Im Raum standen noch zehn andere Betten verstreut, alle auf die eine oder andere Weise als Privateigentum gekennzeichnet, doch im Moment war Will allein.

Er war gerade aus einem schrecklichen Alptraum erwacht, jedenfalls dachte er das, außer, daß er sich zum Schluß auf einem Hügel gesonnt hatte. Er nahm an, daß eine der Pillen öder eine Kombination von Pillen, die er geschluckt hatte,

dieses ganz spezielle erschreckende Gefühl von Wahnsinn, an das er sich vage erinnerte, ausgelöst hatte. Aber jetzt sah alles ganz normal aus, was heißt, gräßlich und trostlos, dachte er. Er langte unter seine Matratze und tastete herum, bis seine zittrigen Finger sein Pillenpotpourri fanden, sei geheimes Vorratslager, das er dort angelegt hatte. Ohne auch nur hinzusehen, welche Pillen er erwischt hatte, warf er zwei ein.

»Das macht er ständig«, bemerkte Sieben zu Kypros. Wills Augenlider flatterten. Er fing an, vor sich hinzumurmeln. Kypros seufzte. »Was du vorhin erlebt hast, war ein Alptraum, richtig, zusammengesetzt aus Wills und Lydias schlimmsten Ängsten in bezug auf die Götter und das Universum. Und du hättest das überwachen und nicht selbst darin versinken sollen.«

Wills Gebrabbel wurde lauter. Gleichzeitig begann sich sein Traumkörper zu regen. »Du bleibst jetzt bei ihm«, sagte Kypros. »Später werden wir ausführlich reden.«

»Was ist mit Lydia«, rief Sieben. »Ich sollte doch wohl zu ihr zurückkehren, oder?« Aber es kam keine Antwort, und es war ohnehin zu spät. Will stand in seinem Traumkörper da und beäugte Sieben.

»So, jetzt hab ich es schon wieder gemacht«, sagte er einfältig. »D« bist hier, und du bist einer meiner schärfsten Trips.« Im Grunde war er im Moment sehr zufrieden mit sich. Er wußte, daß er drauf war, aber er entschied, daß Überseele Sieben eine Art von Symbol war, das bedeutete, daß er in Sicherheit war oder so gut wie. Tatsächlich fühlte er sich keck und etwas hochnäsiger.

»Wenn du ein Produkt meiner Imagination bist, dann bin ich ziemlich gut«, sagte er zu Sieben.

»Tut mir leid, daß ich das Kompliment nicht erwidern kann«, grummelte Sieben.

»Wie kommt es, daß ich mich so großartig fühle?« rief Will.

»Kypros hat dir zusätzliche Energie gegeben«, antwortete Sieben, »aber daran wirst du dich wahrscheinlich nicht

erinnern.« Er selbst fühlte sich ziemlich verdrießlich, und seine Laune hob sich durchaus nicht, als Will im Raum auf- und ablief und schrie: »Ich hab meinen Körper verlassen, ich hab meinen Körper verlassen!«

»Und außerdem stehst du unter Drogen«, rief Sieben ärgerlich. »Und wer weiß, in welche Schwierigkeiten du dich wieder bringen würdest, wenn ich nicht wäre.«

»Na und?« schrie Will glücklich. »Ich hab meinen Körper verlassen, und du bist hier, und endlich sind wir mal nicht in einem Klassenzimmer. Ist dir übrigens mein Wunsch ein Befehl?« Will sah Sieben forschend an: »Denn auf meinem letzten Trip hatte ich ein schreckliches Erlebnis mit einem wahnsinnigen Gott oder so was, und das will ich nicht noch mal erleben. Aber wenn du so was wie ein Dschinn bist, na dann kann ich gehen, wohin ich will.«

»Ich bin nicht so was wie ein Dschinn«, erwiderte Sieben.

»Na egal. Der Gott war erbärmlich. Laß uns einen Trip zu seiner Mutter unternehmen«, schlug Will vor.

»Wessen Mutter?« fragte Sieben voller Unbehagen.

»Na die Mutter von Christus. Sie wird doch alles über ihn wissen, oder? Wer könnte ihn denn schließlich besser kennen als sie?« Will kicherte.

»Vergiß es«, sagte Sieben. »Und überhaupt, warum denn die Mutter von Christus?«

»Warum denn nicht?« fragte Will obenhin. »Wenn ich auf Trip bin, dann ist es *mein* Trip, oder?« Er grinste breit: »Und irgendwie scheine ich dich zur Abwechslung da zu haben, wo ich dich haben will.«

»Das ist, was du glaubst«, murmelte Sieben vor sich hin, aber ganz zweifellos mußte er eine Weile bei Will bleiben, und ihm gefiel diese neue Wendung der Dinge gar nicht. Wieviel sickerte hier eigentlich von der Erfahrung einer Person zur anderen durch? War sich Will, ohne die Details zu kennen, Lydias Suche nach den Göttern und ihrer bisherigen unseligen Resultate irgendwie bewußt? So muß es sein, dachte Sieben und starrte Will an, sonst waren Lydia

und Will nicht in dieselbe schreckliche, alptraumhafte Erfahrung verwickelt gewesen.

»Nun?« fragte Will, und wider Willen sah sich Sieben zwischen Verärgerung und einem gewissen Verständnis gefangen: Da stand Will, arrogant und unverschämt, und sah selbst wie ein junger Gott aus, im Moment von frischer Entschlußkraft erfüllt. Aber Entschlußkraft zu was? Denn im nächsten Moment sagte Will: »Ich werd wahrscheinlich ohnehin bei der ersten Möglichkeit, die sich mir bietet, Selbstmord begehen. Du solltest mir jetzt also keine Bitte abschlagen, sonst tut es dir später leid. Und ich möchte die Jungfrau Maria besuchen, natürlich nur, wenn das im Bereich deiner Möglichkeiten liegt.«

Sieben seufzte. Wills letzte Bemerkung ergab unglücklicherweise einen gewissen Sinn. »Ich kann nicht garantieren, was passiert«, sagte er nervös. »Ich wünschte, du würdest es dir anders überlegen.«

»Keinesfalls, keinesfalls, keinesfalls.« Will sang die Worte immer wieder, und Sieben wünschte aus ganzem Herzen, Kypros hätte Will nicht ganz so viel Energie gegeben. »Wie du willst«, gab er nach.

Will hätte schwören können, daß überhaupt kein Übergang stattgefunden hatte, aber jetzt waren er und Sieben Reisende.

Kapitel 19

Was Jungfrau Maria erzählt, und ein Ego für Buddha

Sieben und Will waren wie arme Pilger gekleidet. Die Straße, so es eine war, schien dem alten Jerusalem zuzugehören. Esel brüllten, Händler gingen ihren Geschäften nach. Marias kleines Haus stand ein wenig abseits hinter den zahllosen Buden und Ständen, in denen sie ihre Waren feilboten. Tatsächlich war dieses Haus eine sehr seltsame Mischung aus Krippe, Stall und kleinem Wohnraum, je eine Palme zu beiden Seiten des Eingangs und, ziemlich ungereimt, auch ein kleines Stück grüner Rasen, in dessen Mitte verschiedene kleine Statuen zur Szene von Christi Geburt, Maria, Joseph und das Jesuskind, gruppiert waren. Links daneben stand eine Gipsfigur von Christus im Alter von zwölf Jahren, und rechts erhob sich ein riesiges Kreuz, an dem der erwachsene Christus hing. Ziemlich real aussehendes Blut floß aus seinen Wunden hinunter in einen kleinen Teich, der im Boden versickerte. Bei jeder Palme kniete eine Engelsfigur mit einem Schwert.

Will betrachtete die Szene. »Das hier ist nicht real«, sagte er zu Überseele Sieben. »Und diese Straße hier nimmt nirgendwo ihren Anfang. Wenn wir sie bis zum Ende gingen, würde sie wahrscheinlich einfach verschwinden.« Er zuckte die Achseln, um zu zeigen, daß er alles andere als beeindruckt war, und doch war da etwas schrecklich Beeindruckendes an diesem Gemisch von Ramsch und Plunder und realen brüllenden Eseln. Und die billig aussehenden Gipsengel hatten etwas verrückt Intensives an sich, so als ob ihnen ihre Groteskheit ein eigenes Leben verlieh.

Sieben sagte nur: »Jetzt laß mich das bitte in die Hand nehmen. Und sei zur Abwechslung mal höflich, wenn du kannst.« Er klopfte an die Tür.

»Ich kann's nicht glauben«, sagte Will, »wir klopfen an die Tür der Jungfrau Maria. Selbst, wenn ich nur träumen oder aufm Trip sein sollte, das hier ist einfach zu viel.«

Die Tür öffnete sich wie von Zauberhand. Im ersten Augenblick wirkte der Raum dämmerig. Sieben und Will machten ein paar zögernde Schritte. Dann aber erhellte eine Reihe von Lampen das Innere, fast so wie Punktstrahler, nur nicht so hell. Ein Spot wies auf eine leere Krippe, ein anderer auf ein paar schlafende Ochsen und Kühe, und im Licht des dritten saß die Jungfrau Maria und häkelte.

»Willkommen«, sagte sie ganz freundlich. »Aber wenn Sie gekommen sind, um meinen Sohn zu sehen, der ist nicht da.«

»Das wissen wir«, antwortete Überseele Sieben höflich. »Wir wollen Sie besuchen.«

Maria sah alarmiert auf. »Sie sind doch wohl keine Reporter? Ich gebe keine Interviews mehr«, rief sie.

Sieben versicherte ihr, daß sie keine Journalisten waren, und noch immer leicht beunruhigt legte Maria ihre Häkelarbeit beiseite.

Will murmelte immer wieder vor sich hin: »Das ist unmöglich. Das kann einfach nicht wahr sein.« Und Sieben flüsterte er zu: »Das Ganze ist total verrückt. Und überhaupt, sie sieht aus wie Whistlers >Mutter<.« Aber noch während er sprach, änderte er plötzlich seine Ansicht völlig.

Maria blinzelte ständig nervös. Sie sah aus wie eine Aufziehpuppe in einem langen blauen Gewand und braunem Umhang, und ihr zu glattes Haupt war zum Teil von einem schwarzen Schleier verhüllt. Auch ihr Gesicht wirkte zu sehr wie Porzellan, zu fein, und ihre Augen blickten zu mechanisch. Doch für mechanisch blickende Augen waren sie wiederum verblüffend. Will hatte das Gefühl, daß sie schon seit ewigen Zeiten weinten, und tatsächlich, sie begannen wieder zu weinen.

Und als die Tränen sacht zu rinnen begannen, langte Maria nach einem Papiertaschentuch und sagte: »Verzeihen Sie

mir bitte. Mein Sohn war immer ein guter Junge. Sie haben ihn gekreuzigt, wissen Sie. Aber die Leute kommen immer noch her oder schreiben und wollen, daß ich Fürsprache für sie einlege. Das Leben kann schon grausam sein. Und ich kann gar nicht all die Briefe beantworten, und die Leute müssen denken, daß sie mir gleichgültig sind.« Sie deutete in eine Ecke des Raums, wo sich Haufen von Briefen stapelten und Steintafeln türmten und sogar Papyrusblätter und -rollen und Telegramme. »Jetzt kommt die Post sogar schon drahtlos«, sagte sie. »Und ich mußte das Telefon entfernen lassen, weil ich jahrelang Tag und Nacht nur noch am Telefon saß. Und mein Sohn lebt jetzt im Altersheim der Götter, wissen Sie. Ich besuche ihn, wenn ich kann, aber er kann die Kreuzigung nicht vergessen. Seither ist er nicht mehr der, der er einmal war. Er hat nie wirklich geglaubt, daß sein Vater ihn auf diese Weise sterben lassen würde, auch wenn es für einen guten Zweck war. Damals ist die Familie auseinandergefallen. Aber entschuldigen Sie, daß ich nur über meine eigenen Probleme rede. Kann ich den Herren ein Glas Wein anbieten?«

Überseele Sieben schüttelte den Kopf. Will sah aus dem scheibenlosen Fenster auf den Tumult draußen und bemerkte, daß der Straßenlärm kurz vor dem Fenster versickerte, obwohl er eigentlich nur allzu deutlich hätte zu hören sein müssen. Es war, wie wenn er einen Stummfilm betrachtete. Er konnte sehen, wie sich der Mund der Kaufleute bewegte, wenn sie sprachen, er sah die von Eseln gezogenen Karren, aber kein Räderklappern oder heiseres Gebrüll drang an sein Ohr. Verrückt, dachte er immer wieder. Was für ein Trip. Er hoffte, er würde sich an alles erinnern können.

»Erzählen Sie bitte weiter«, bat Sieben Maria. Und zu Will: »Und du solltest herkommen und dich setzen.« Mit zugleich arroganten wie lässigen Schritten, die besagen sollten, daß dies hier alles zu unmöglich und lächerlich war, um auch nur

für einen Moment seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, schlenderte Will hinüber. Immerhin setzte er sich. Maria lächelte Will demutsvoll an, als pflichtete sie ihm bei, daß sie in der Tat irgend jemandes ernsthaften Interesses nicht würdig war. Dann zupfte sie ihre Gewänder zurecht und fuhr gesenkten Hauptes fö: »Ich habe versucht, eine gute Frau zu sein. Josef, mein Ehemann, war nur ein einfacher Zimmermann, ein ehrbarer, das ist wahr. Aber schon im Moment der Geburt dachte ich, daß Jesus etwas Besonderes ist, und ich wollte ihm ein Erbe geben, auf das er stolz sein konnte, ein Geschenk, das sonst niemand hatte... Sie hielt beunruhigt inne.

»Erzählen Sie weiter. Es ist faszinierend«, sagte Sieben ohne Will anzusehen, denn es tat ihm nun doppelt leid, daß er ihn hergebracht hatte. Dieses Gespräch war kaum dazu angetan, Will davon zu überzeugen, daß das Universum irgendeinen Sinn hatte. Gleichzeitig hatte Sieben schon fast vergessen, wer Maria eigentlich war, angesichts der Realität dieser Frau, die da in ihrer zögerlichen Art vor ihm saß... Oder war sie etwa drauf und dran, zu beichten? »Sagen Sie nichts, was Sie nicht sagen wollen«, warnte er rasch, aber es war zu spät.

»Ich konnte mich nie dazu überwinden, mit meinem Sohn über die... Dinge des Fleisches zu sprechen. Verstehen Sie?«

»Absolut«, sagte Überseele Sieben nervös. »Möchten Sie über etwas anderes sprechen?«

»Nein, es muß einmal gesagt werden«, erwiderte Maria entschlossen.

»Na, dann sagen Sie es«, murmelte Sieben.

»Ich sagte ihm, meinem Sohn, daß er von Gott ist... daß er ohne die Mitwirkung eines Mannes entstanden ist. Daß es nur die unschuldige List einer Mutter war.«

»Oh, ich wußte es«, brüllte Will und sprang auf. Theatralisch hob er den Kopf und warf die Arme gen Himmel. »Die reine

Idiotie. Hinter jeder Religion, jeder Philosophie. Wenigstens den westlichen. Oh, die reine Idiotie!«

Doch Überseele Sieben (der noch immer wie ein Pilger aussah) war schon an Marias Seite, wirklich verstört. »Nun, nun, beruhigen Sie sich doch«, flehte er.

»Mein Sohn glaubte mir«, schluchzte Maria mit gequälter Stimme. »Er ließ sich von mir täuschen.«

Ihre Augen schienen tatsächlich zum Weinen gemacht. Weinend bekamen sie einen seltsamen, doch wahrhaft spektakulären Ausdruck, als ob die Tränen irgendeine Wahrheit verstärkten und zugleich verzerrten, die mit den Worten, die sie herausschluchzte, unvereinbar schien. »Ich wußte, daß es eine Lüge war«, sagte sie, diesmal als verdamme sie sich, ohne je auf Erlösung hoffen zu können. »Und doch«, sagte sie, und ihr Tränenfluß versiegte abrupt. Sie hob stolz den Kopf, blickte den verblüfften Sieben an und schwang den Arm in einer triumphalen Geste. Plötzlich wirkte sie so gebieterisch, daß Sieben einen Schritt zurückwich und Will sie nur anstarren konnte. »Und doch war die Lüge die Wahrheit, und das wußte ich auch. Oder die Lüge wurde zur Wahrheit. Oder vielleicht war es schon immer die Wahrheit gewesen, und ich mußte so tun, als sei es eine Lüge. Denn in gewisser Weise *bin* ich die Mutter Gottes.«

Während sie sprach, schien die Luft im Raum zu schimmern. Sieben dachte unbehaglich, daß irgend etwas geschehen könnte, das Welten durcheinanderwirbelte oder vor der Zeit zerbrach, wenn Maria sich erinnerte... wenn Maria sich an was erinnerte?

Aber sie tat es nicht. Ja, sie schien fast vergessen zu haben, was sie gerade gesagt hatte. Niedergeschlagenheit senkte sich wieder über ihre puppenhaften Züge. »So wurden wir also alle getäuscht«, sagte sie mit trauriger Stimme. »Es wurde schließlich so schlimm, daß Jesus versuchte, sich umzubringen. Sie nahmen ihm im Altersheim Messer und

Gabel und alles Besteck weg. Sie ließen ihm überhaupt keine scharfen Gegenstände.«

Sieben fühlte Gewissensbisse, weil er Christus und Zeus für gierig gehalten hatte, als er sie mit den Händen essen sah. Er errötete.

Will stand in der Mitte des Raums und sagte: »Das ist es also. Wenn Christus an Selbstmord gedacht hat, dann zeigt das, daß er nicht ganz verrückt ist, gnädige Frau. Aber es gibt einem doch zu denken, oder? Wenn schon die Götter das Sein nicht ertragen können?« Er fing an zu kichern. Er konnte es nicht unterdrücken. Er hielt sich die Hand vor den Mund, setzte sich auf den Boden und hielt sich den Bauch. Sieben hörte Will mit zunehmender Verärgerung zu, aber da war noch etwas anderes, das ihn beunruhigte. Er konnte nicht genau sagen, was es war, und das ärgerte ihn noch mehr. Maria begann wieder zu weinen. Will hatte die Güte, für einen Moment still zu sein, und Sieben ging geistig diesem vielschichtigen Gespräch mit der heiligen Jungfrau nach. Ihm kam der Gedanke, daß Maria schauspielerte, daß Christus und Zeus schauspielerten. Aber nein, das war auch nicht ganz korrekt. Aber da spielt sich ein Drama ab, das sich psychischer Requisiten bedient, dachte Sieben. Und ich muß wissen, welche Rolle ich neben Lydia und Will spiele, bevor... bevor was? Bevor diese Pilgerreise zu den Göttern zu etwas völlig anderem wurde. Oder war das schon geschehen? Sobald Sieben an Lydia dachte, verschwand Marias Hütte, oder zumindest fanden er und Will sich wieder draußen auf der Straße.

»Sieben! Sieben!«

Überrascht blieb Sieben stehen. Wer konnte *hier* nach ihm suchen? Er sah sich forschend um. Niemand kam ihm bekannt vor. Die Straßenhändler packten ihre Waren für den Nachmittag zusammen. Esel wurden wieder beladen. Hunde und Kinder jagten hin und her. Pferde schlürft Wasser. Männer und Frauen in den verschiedensten Alltagsgewändern eilten plötzlich davon -vielleicht zu einer

einfachen Mahlzeit. Dann, inmitten all des Trubels, bemerkte Sieben eine Gestalt, ebenfalls im Pilgergewand, die auf ihn zueilte. Es war Lydia.

Und im Augenblick, als Sieben Lydia erkannte, hörte er eine andere Stimme, Kypros' Stimme, sagen: »Du hast jemanden vergessen, nicht wahr?« Sieben wollte schon antworten, doch Lydia kam ihm atemlos zuvor: »Kypros hat mich hergeschickt. Ich hatte ein grauenhaftes Erlebnis. Ich weiß nicht genau, was es war, aber da waren wahnsinnige Götter und Gott weiß was alles! Ich kam auf einem Hügel wieder zu mir. Aber wer ist das?«

Will begann die ganze Sache und Siebens offensichtliches Unbehagen zu genießen. »Und wer bist du?« fragte er und verbeugte sich in spöttischer Ehrerbietung. »Die Schwester der Jungfrau Maria, nehme ich an?«

Lydia hatte schon eine patzige Antwort auf der Zunge, aber Will fuhr ungerührt fort: »Oder Buddhas Tochter? Oder vielleicht Buddha in Frauengestalt? Oder...«

»Hör auf damit«, rief Sieben. »Kein Wort mehr.«

Doch Will kostete das Gefühl von Macht aus. Er nahm sich vor herauszufinden, welche Pillen er eigentlich geschluckt hatte, denn nie zuvor hatte er einen so brillanten, berausenden und bewußten Trip erlebt. »Das ist es«, schrie er und schnippte mit den Fingern. »Du mußt Buddha sein.«

Und sofort hielt er inne. Plötzlich blühten überall Lotusblumen auf. Die Stände und Karren, Menschen und Esel waren verschwunden. Die Straße verflüchtigte sich. Die Stille nach all dem Trubel war das Merkwürdigste von allem. Will hatte noch nie eine solche Stille empfunden... und noch nie so etwas Seltsames gesehen. Um sie herum formte sich die gigantische, durchsichtige Gestalt Buddhas, und sie selbst standen in ihrem Innern. Unter ihren Füßen wuchs das weicheste Gras, das man sich vorstellen konnte, und über ihnen wölbte sich der lieblichste blaue Himmel — doch all das war Teil von Buddhas Gestalt. Sieben starrte: Die

Gestalt fand jetzt ihre scheinbar unendliche Wiederholung in winzigen transparenten Gestalten, kaleidoskopischen Buddha-Formen, die sich mischten und miteinander verbanden und auch das Gras und den Himmel bildeten. Eine Million gallertartige Würfel von Buddha-Gestalten. Auch die Luft schien von anderer Qualität, war wie ganz sacht wabernde Gelatine verschiedenster Farben, die ineinanderflössen. Will rührte erschrocken mit einem Finger in der Luft herum und fühlte, wie sie gegen seine Fingerspitzen stupste, als hätte sie ein eigenes Leben.

»Was für ein Trip, oh, was für ein Trip«, schrie er. Seine Stimme schickte Wellen durch die Gelatineluft und versetzte sie in träge Schwingung.

»Sei still. Hör doch«, rief Überseele Sieben.

»Ich hör überhaupt nichts«, sagte Lydia. Sie raffte ihr Pilgergewand zusammen und sah sich ängstlich um.

Dann machte Will einen Satz zurück. »Da ist etwas«, rief er. In der Luft war zuerst ein äußerst seltsames Geräusch. Dann sahen sie sie sich vor ihren Augen verdichten, ohne ihre Transparenz zu verlieren. Eine riesige, etwas festere Buddha-Gestalt nahm über ihnen Form an. Sie bewegte sich in ihren Teilen, floß ineinander, wiederum wie Gelatine, die aus Raum gemacht zu sein schien.

Sieben faßte sich als erster und sagte höflich: »Äh, guten Tag.«

Lydia brachte kein Wort über die Lippen. Will jedoch warf sich zu Boden und rief: »Hier bin ich, Meister. Ich habe kein Ego mehr. Ich habe alles Verlangen aufgegeben. Ich habe alles über dich gelesen. Bitte betrachte mich als deinen Diener.«

»Steh auf, mach keinen solchen Narren aus dir«, flüsterte Sieben.

Will bedachte Sieben mit einem Blick fast schieren Hasses und wandte sich dann wieder Buddha zu. »Ich sage dir, ich habe kein Verlangen mehr. Ich bin fertig mit allen Wünschen und Gelüsten.«

Der Buddha hob seine schönen Gelatine brauen und fragte Sieben: »Wovon redet er?«

»Entschuldige mich«, mischte sich nun Lydia zögernd ein.

»Bist du ein indischer Gott? Wenn du einer bist, dann hab ich ein paar Fragen.«

»Wenn es dir gefällt, dann bin ich einer«, erwiderte Buddha.

»Was sagt nun dieser arme Kerl da?« Buddha hob seinen wabernden Arm und deutete auf Will, der im Lotussitz dahockte, nicht besonders elegant, weil sich seine Turnschuhe ständig im Pilgergewand verfangen.

»Om, om, om«, sang Will, und Buddha fuhr ihn an: »Willst du wohl den Mund halten?« Er sprach so laut, daß Will hochschuß.

»Und was soll nun dieser Unsinn über die Aufgabe allen Verlangens?« wollte Buddha wissen. Er sprach einen eleganten indischen Dialekt, den Sieben, Lydia und Will sofort verstanden.

»Das ist Teil deiner Lehre, Meister«, flüsterte Will. »Ich habe es in deinen heiligen Büchern gelesen.«

»Laß die, die wollen, ihr Verlangen aufgeben«, sagte Buddha. »Für mich hört sich das nach einer Menge Blödsinn an, und wenn irgend jemand gesagt hat, daß ich eine solche Aussage gemacht habe, dann hat man mich völlig falsch zitiert. Soll die Biene von ihrem Honig lassen? Die Katze von ihrem Schwanz? Der Apfel von seinem Kern? Die Fliege von ihren Flügeln? Der Kopf von seinem Haar? Die Kuh von ihrem Muhen? Der...«

»Äh, wir verstehen, was du meinst«, sagte Sieben.

Aber Buddha ließ sich nicht bremsen. »Das Pferd muß wiehern. Es kann nicht miauen. Aber die Menschen legen, wenn sie mich zitieren, das Miauen der Katze ins Maul des Pferdes.« Seine gesegneten Augen bückten in Richtung seines Nabels, und er seufzte. Doch Sieben fiel auf, daß seine Augen ziemlich vergnügt glitzerten.

»All das ist ein wenig verwirrend«, bemerkte Sieben vorsichtig, denn nun zeigte es sich, daß Buddhas Gestalt manchmal

gelatineartig sichtbar war und manchmal nur angedeutet, außer dem Nabel, der blieb, wie eine Weinbeere. Für einen Augenblick stabilisierte sich die Gestalt wieder, und Buddhas Stimme erklang, diesmal süßer und melodischer als zuvor, so daß die Töne selbst die vielfachen Gallertfalten seiner Gestalt funkelnd zu durchdringen schienen,

»Verlange danach, nicht zu verlangen«, sagte er. »Eine unmögliche Situation! Aus diesem Grund *sind* alle Realitäten und Situationen im Grunde unmöglich, das heißt, sie wären es, wenn sie sich aus den Gründen ereigneten, die die Sterblichen annehmen. Lydia zum Beispiel...«

Ohne sich zu besinnen sank Lydia auf die Knie, verbeugte und bekreuzigte sich und sagte: »Ja, Vater.« Da war sie also wieder, die katholische Erziehung, die sie schon vergessen geglaubt hatte. Dann kam sie wieder zu sich, sprang auf, warf Überseele Sieben einen finsternen Blick zu, als sei er an ihrem Ausrutscher schuld, und versuchte, ihrer Verlegenheit Herr zu werden. »Es tut mir leid, aber ich wollte vor niemandem mehr knien«, sagte sie. »Und, nun ja, ein wirklicher Gott braucht keine Anbetung.«

Buddhas Gestalt brach in Kichern aus, bebte, und die melodische Stimme fuhr fort: »Lydia, ein Teil von dir- dein Verlangen - baut sich an einem anderen Ort auf, weswegen du dich im Moment so unzufrieden fühlst. Du bist deinem Verlangen, wiedergeboren zu werden, nicht gefolgt. Du beschneidest es immer wieder und stellst Bedingungen. Du distanzierst dich von deinem Verlangen, untersuchst es und forderst, daß die Götter die Verantwortung für deine Unentschlossenheit übernehmen.«

»Was? Das tu ich nicht«, stotterte Lydia. »Was erwartest du denn, daß ich tue?«

»Geh einfach da hin, wohin dir dein Verlangen hinzugehen befiehlt«, hob Buddha an.

»Das kannst du nicht sagen!« schrie Will aufgebracht. »Die Buddhisten glauben, daß man sich über sein Verlangen erheben muß. Das weiß sogar ich.«

Buddha begann schallend zu lachen, daß seine Gestalt fast bedrohlich waberte, »Aha«, rief er, »aber ich bin kein Buddhist. Ich bin *Buddha*. Und dein Verlangen ist dein innerer Wegweiser. Und du verlangst nur deshalb nach dem Tod, weil es das einzige Verlangen ist, das du noch hast, das einzige, das du zuläßt.«

»Das glaube ich nicht«, schrie Will. »Ich habe kein Ego mehr. Ich habe mich davon befreit. Ich will nur noch dienen. Und du willst mich mit deinen lächerlichen Bemerkungen nur testen. Ich will selbstlos sein. Ich *bin* selbstlos. Das bin ich, verdammt noch mal«, brüllte er. Dann stand er starr blickend da, zu verängstigt, um sich zu bewegen. Der Gelatinebuddha erbebte und erzitterte wie ein kosmischer Pudding und begann zu einer qualligen, halb flüssigen Masse zu zerschmelzen, die sich zielgerichtet auf Will zubewegte. Erst schmolzen die Ränder, und kleine Pfützen erreichten Wills beturnschuhte Füße. Will stieß schließlich einen Schrei aus und sprang zurück, während sich die ganze Masse wie kalte Lava schneller und schneller in seine Richtung ergoß.

»Nein, nein«, sehnte Will und starrte hinauf zu dem schmelzenden Götterspeisebuddha, der sich nun wie eine Lawine über ihn zu ergießen drohte.

In letzter Minute packte Überseele Sieben Will, und der Buddha-Fluß stoppte, unsicher. Will zitterte am ganzen Körper und brabbelte vor sich hin, während Sieben streng zu Buddha sagte: »Du mußt nicht unbedingt so weit gehen. Wir haben verstanden.« Dann wandte er sich an Will. »Dein >Trip< ist beendet, und ich bin sicher, das war mehr, als du erwartet hast. Wach in deinem physischen Körper auf. Und wenn Selbstlosigkeit das ist, was du willst, dann hast du sie jetzt fast zu spüren gekriegt. Ich hoffe, du hast deine Lektion gelernt. Wie dem auch sei, du bist jetzt in Sicherheit und kannst erleichtert aufwachen.«

Will nickte nur, zu erschüttert, um etwas zu sagen. Er murmelte etwas davon, nie wieder Drogen nehmen zu wollen, und verschwand. Der Buddha schrumpfte an den Rändern,

knitterte und schüttelte sich so voller Humor, daß Sieben fast vergaß, ärgerlich zu sein, und dann war er verschwunden. Sieben und Lydia standen einen Augenblick da, noch immer in ihren Pilgergewändern, als sich die Luft wiederum zu Semiformen zu verdichten begann. Lydia keuchte, als sich die Umgebung allmählich in die Gärten des Alterssitzes der Götter verwandelte. Diesmal jedoch wurden sie von Kypros erwartet.

»Das reicht jetzt, Sieben«, sagte sie. »Ich möchte mit dir reden.« Sie nahm eine fast königliche Gestalt an, so daß Sieben es nicht wagte, zu protestieren, was er eigentlich im Sinn gehabt hatte. Selbst Lydia schwieg, obwohl Sieben gefürchtet hatte, sie würde sich über einige ihrer weniger glücklichen Abenteuer der letzten Zeit beschweren wollen. Der Garten war in blaugrünes Licht getaucht. Ein Dämmerlicht, das von seiner Natur her sowohl traurig wie auch seltsam neutral war auf eine Weise, die Sieben spüren, aber nicht ergründen konnte.

Lydia ließ sich niedergeschlagen auf einer der Bänke nieder. Wie sie da so gebeugten Haupts im Pilgergewand saß, sah sie aus wie eine Frau aus dem Mittelalter. Sie regte sich, warf einen Blick auf den Alterssitz der Götter, ein steinerner Bau, der nun wie ein dunkler Fels in der Ferne aufzuragen schien. »Jedenfalls habe ich eine Entscheidung getroffen«, sagte sie. »Falls es jemanden interessiert.«

Kypros lächelte sehr sanft, und doch war ihr Lächeln von derselben neutralen Qualität wie das Dämmerlicht, wie Sieben auffiel. »Was hast du entschieden?« fragte sie. Lydia stand auf, ein Arm ruhte auf der Banklehne, ihre Kapuze verhüllte ihre Wangen. Sie sah müde, besiegt und triumphierend zugleich aus. »Ich bin definitiv bereit, wiedergeboren zu werden. Ich geh da durch«, sagte sie mit einem harten Ton in der Stimme, der ihren eingesunkenen Schultern trotzte. »Ich will wieder ein Erdenleben mit klaren Grenzen und einem Bezugsrahmen, den ich verstehen kann. Und Göttern oder nicht, mein letztes Leben hat mehr Sinn

gemacht als die Götter. Wer braucht schon einen senilen Christus oder einen Wackelpudding-Buddha? Ich will in Biankas Zimmer zurückkehren und nach Josef sehen und schauen, wie die Geburt vorangeht. Ich komme einfach nicht zurecht mit all diesem anderen —« Sie hielt inne und warf die Arme in die Luft. »Unsinn!« rief sie.

Sieben, errötete. Kypros nahm, noch immer mit dieser seltsamen Neutralität, Lydias Hand in die ihre, und die beiden verschwanden. Sieben war für einen Augenblick allein, aber er wußte, daß Kypros zurückkommen würde, um sich mit ihm zu unterhalten. Eine Unterhaltung, an die ich lieber nicht denken will, sagte er sich. Irgendwo auf seiner Suche nach den Göttern war er ganz offensichtlich in die Irre gelaufen, und doch wußte er, daß er Lydia und Will auf ihre eigene Weise suchen lassen mußte. Er konnte ihnen nur so gut wie möglich beistehen.

Sieben löste sich in diesem merkwürdigen Zwielficht geistig von seinen Persönlichkeiten, von Lydia und Will und Josef, und sofort fühlte er sich leichter, freier und spielerisch. Das Universum *war* sicher und sprudelte über vor Überschwang. Woher war also Lydias und Wills Unzufriedenheit gekommen? Zugegeben, die Götter schienen, nun,, ein wenig exzentrisch zu sein, aber auf ihre Weise waren sie doch liebenswert. Was erwarteten Will und Lydia eigentlich von ihnen? Und warum nahmen sie an, falls sie es taten, daß diese Götter irgend etwas mit dem Gang des Universums zu tun hatten?

Er beschloß, das Thema für den Moment zu vergessen. Frei von allen Begrenzungen spielte Sieben im Dämmerlicht. Er verwandelte sich in eine Blume, genoß die sanfte Berührung der Luft. Er vergaß sich in der Transparenz seines Seins, während er doch die ganze Zeit über wußte, daß er sich trotz seines vorübergehenden Nichtwissens besser kannte. Zunächst war ihm Kypros nur ein ferner Gedanke. Dann tauchte sie auf. Die beiden wurden zu funkelnden Lichtpunkten im Garten.

Sieben sagte: »Bevor du irgend etwas sagst — ich bin schrecklich enttäuscht. Ich dachte, die Götter hätten mehr Verstand.« Kypros antwortete nicht gleich. Die Geräusche im Hintergrund wurden lauter. In der Ferne hörte Sieben den Klang von Mohammeds Schwert, der wieder mit den Ungläubigen focht und hin-und herspringend »Allah« brüllte. »Genau das meine Ich«, rief Sieben verzweifelt.

»Sie meinen es gut«, antwortete Kypros. »Sei nicht so kritisch. Sie sind gigantische psychische Projektionen, die >göttlichen Kinder< des Menschen, eine Übersteigerung der besten und der schlechtesten Eigenschaften ihrer Eltern.« »Du meinst, sie sind überhaupt nicht real?« rief Sieben völlig verblüfft. »Erst glaubte ich nicht, daß sie existieren, und ich denke, da war ich besser dran. Dann dachte ich, daß sie wenn sie das menschliche Denken beeinflusst haben, existieren *müssen*. Dann entschied ich, daß sie real sind und ging davon aus, daß sie, nun, *wenigstens* erwachsen sind, in menschlichen Begriffen gesprochen. Nun erzählst du mir, daß sie gar nicht real sind.«

Überseele Sieben fühlte sich müde und verwirrt. Er blickte sich im Garten um. Vögel in allen Farben flogen durch die Luft. Der Himmel war von einem außergewöhnlichen Blaugrau. Überall wuchsen Blumen in unbeschreiblichen Färbungen. Aber nichts davon stellte ihn zufrieden.

Kypros wechselte ständig die Position, erschien erst auf einem Blatt, dann auf einem Grashalm und dann auf der Spitze von Mohammeds Schwert, so daß Sieben ausrief: »Kypros, tu das nicht!«

»O Sieben, wo ist dein Verstand?« antwortete Kypros, und Sieben erwiderte: »Ich weiß. Natürlich würde dir nichts passieren. Aber ich bin *zu* bekümmert, um richtig denken zu kennen.«

»Hör auf zu brüten«, tröstete ihn Kypros. »Die Götter sind real genug. Sie sind nur anders, als deine Persönlichkeiten es erwartet haben. Man könnte sagen, die Götter werden aus den Sehnsüchten der Menschen geboren, aus ihrer

Liebe, ihrem Haß, ihren Ängsten und Hoffnungen. Jeder Mensch trägt zu ihrer Schöpfung bei, bis du,.. einen aus Teilen eines jeden Individuums zusammengewürfelten Gott hast.«

»Dann sind sie *doch* nicht wirklich«, schrie Sieben.

»Ach Sieben, du hast bis jetzt noch keine *wirklichen* Götter getroffen, wenn es das ist, was du meinst. Ich dachte, du hättest das verstanden!« Kypros blickte Sieben in verblüffter Bestürzung an. Sieben nahm, um seine Verwirrung zu verbergen, rasch die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen an. Kypros reagierte automatisch und gab sich ihre entsprechende Lehrerinnengestalt. »Mir kam niemals der Gedanke, daß du annahmst —«

»Was annahm?« fragte Sieben düster. »Was habe ich deiner Meinung nach angenommen?«

»Ich ging selbstverständlich davon aus«, antwortete Kypros sanft, »daß dir klar ist, daß du Lydias und Wills *Versionen* von Göttern wahrnimmst, vor allem die Versionen Lydias, so wie sie sich durch ihren Geist spiegeln und jene psychischen Mitbedeutungen bekommen. Die Götter, so wie sie von den Sterblichen verstanden werden, sind immer ganz herkömmliche Personifikationen. Sie sind wie religiös-psychische Statuen, nur daß sie über mehr Fähigkeiten und Eigenschaften verfügen. Aber alles in allem sind sie doch sehr beschränkt durch alle möglichen genormten Vorstellungen von Vortrefflichkeit oder Moral. Belebte Superstars — das bringt es vielleicht am besten zum Ausdruck.«

Sieben war entsetzt. »Das hatte ich ganz und gar nicht verstanden«, sagte er wütend. »Und ganz gewiß haben das auch Lydia und Will nicht verstanden. Ich habe nicht geglaubt, daß die Götter, so wie sie von den Sterblichen gesehen werden, etwas mit dem Gang des Universums zu tun haben, aber... ach, ich weiß nicht, was ich geglaubt habe«, rief er.

Beide schwiegen. Dann fragte Kypros sanft: »Du hast aber doch verstanden, daß du deine eigene Realität erschaffst?«

»Aber die Realität der Götter ist doch wieder etwas anderes! Wie konnte es zu einem solchen Mißverständnis kommen? Und wenn es hinter den Göttern, denen ich begegnet bin, wirkliche Götter gibt, wie kann man sie finden? Wie kann sie irgend jemand finden, wenn sie stets von den Glaubensvorstellungen der Menschen überdeckt werden? Du und ich wissen, daß das Universum sicher ist, und daß Alles Was Ist in uns verborgen ist und auch in allem anderen. Aber Lydia weiß das nicht. Und Will denkt, daß er es weiß, nur daß er diese verrückte Vorstellung hat, daß das Verlangen irgendwie im Gegensatz zum Sein steht. Und ich möchte nicht, daß Lydia aus einem Fehler heraus wiedergeboren wird, wenn es das ist, was hinter ihrer Entscheidung steht. Wenn sie als Twiety geboren wird, dann muß ich ihr etwas geben, ein paar Anhaltspunkte, um ihr in ihrem neuen Leben zu helfen, irgendeine Idee, die sie befreit von -«

Sieben hielt inne, zutiefst verstöhrt. »Ich weiß ja kaum, was ich selber denken soll«, sagte er. »Und was ist mit Will? Er redet immer noch von Selbstmord.«

»Was mich an etwas erinnert«, sagte Kypros. »Es ist an der Zeit, Jeffery eine Ruhepause zu gönnen, damit er zu seinen persönlichen Aufzeichnungen kommt. Ich kann mir vorstellen, daß auch er ein wenig durcheinander ist.«

Kapitel 20

Jefferys Aufzeichnungen und einige beunruhigende Erkenntnisse

Nun muß ich doch meine Betroffenheit über diese gewiß ziemlich einzigartige Situation eingestehen, denn in diesem Manuskript sind Ereignisse aus meinem eigenen Leben aufgetaucht. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als ich merkte, daß ich das gesamte Geschehen meines letzten Besuchs bei Ram-Ram automatisch (aber nicht von meinem Standpunkt aus) niederschrieb. Tatsächlich hatte ich schon mehr als die Hälfte der Ereignisse beschrieben, bevor mir diese merkwürdige Wendung der Dinge klar wurde. Es ist mir nämlich unmöglich zu sagen, wo sich mein Bewußtsein aufhält, während ich mit dem Schreiben dieses Buches beschäftigt bin. Es befällt mich eine psychische Absenz, anders kann ich es nicht nennen. Es ist keine Amnesie. Ich weiß, daß meine Finger die Tasten der Schreibmaschine betätigen, und ich bin mir meiner Umgebung bewußt, doch bin ich auf eine Weise in mir versunken, die sich nur schwer beschreiben oder enträtseln läßt. Als mir schließlich klar wurde, daß Teile meines Lebens zum Bestandteil dieses unwillkommenen Buches wurden, war ich entsetzt, aber meine Finger tippten weiter, und ein Teil von mir blieb seltsam neutral und unbeteiligt. Eine Situation zum Verrücktwerden.

Die Tatsache, daß ich seit kurzem ziemlich isoliert lebe, ist auch nicht gerade hilfreich. Fast alle haben wegen der Frühjahrsferien den Campus verlassen. Ich bin geblieben, weil ich auf einen Brief von Sarah warte. Ihr Baby muß diese oder nächste Woche kommen, und, Exfrau hin oder her, ich bin ihr immer noch in Zuneigung verbunden. Wie dem auch sei, am nächsten Nachmittag, nach dem Besuch bei

Ram-Ram, war ich hier allein, und plötzlich erlebte ich durch das Manuskript das ganze Ereignis noch mal.

Sogar in der Luft lag Verlassenheit. Keine Autos, die unten auf dem Parkplatz standen. Diese Abwesenheit von Lärm war fast ärgerlich. Keine Fußschritte zu den Abfalltonnen, nichts, das mich ablenkte. Und es schien, daß der geschriebene Dialog, während ich die Worte tippte, seinen eigenen Lärm veranstaltete, der wie ferner Donner hallte. Das allein schon hätte mich in jedem Falle alarmiert, aber unglücklicherweise war das nur der Anfang.

Der Lärm wurde lauter und hallte nun, als sei er ganz real, durch das fast leere Gebäude. Dieser ganze Bau besteht anscheinend nur aus Stahl und Beton, und Geräusche werden dadurch immer verstärkt. Aber dies hier mußte ein eingebildeter Lärm sein! Das Geplauder von Queen Alice und Ram-Rams verdammtes Gekicher und selbst die Zuschauerrufe bei jener Fernsehübertragung eines Ballspiels - all das steigerte sich und dröhnte durchs ganze Gebäude. Doch das konnte natürlich nicht sein, denn dieser Lärm gehörte in die Nervenheilstation, die ich tags zuvor besucht hatte. So sagte ich mir.

Und während der Tumult immer lauter wurde, ereignete sich eine andere, noch bizarrere Intensivierung, die zu beschreiben mich verlegen macht. Diese ganze Geschichte wird Zweifel an meiner geistigen Gesundheit wecken, sollte dieses Manuskript je von anderen gelesen werden.

Aber genau so, wie ich es im vorangegangenen Kapitel beschrieb, schien sich die Luft zu Pseudogestalten zu verdichten, bis mir, während ich tippte, die gestrigen Szenen in der Nervenheilstation vor Augen standen! Das heißt, ich sah sie so, wie sie im Manuskript beschrieben werden. Der ganze Gemeinschaftsraum mit allen Patienten wurde irgendwie meinem normalen Wohnzimmer übergestülpt. Das Buch wurde sozusagen lebendig. Auch hatte die Sache, als ich mit der Beschreibung der Vorgänge fertig war oder meine Person sich aus der Szene verabschiedet hatte, noch

keineswegs ein Ende. Vielmehr wurde auch der Alptraum von dem wahnsinnigen Gott - oder was immer es war - für mich lebendig. Das Gefühl von Trostlosigkeit waren niederschmetternd. Und ich nahm auch an dem Fiasko mit der Jungfrau Maria und an der Szene mit Buddha teil. Für den Tag war mein Diktat beendet, als Will gesagt wurde, er solle in seinem physischen Körper aufwachen. Mit großer Erleichterung ließ ich von der Schreibmaschine ab und schloß die Augen. Aber ich schwöre, daß ich, als ich sie schloß, für einen Moment durch Wills Augen blickte, und ich sah den großen Raum der Kommune, wie er an anderer Stelle schon beschrieben worden ist. Zutiefst alarmiert stieß ich einen Schrei aus, und alles wurde wieder normal. Doch hatte ich, offensichtlich durch Wills Augen, genug gesehen, so daß es bei mir zu einer äußerst bedauerlichen Reaktion kam. Ich sah das Buddha-Poster, das über Wills Bett hing, und ich folgte Wills Blick zur Spüle, in der sich dreckiges Geschirr stapelte. Eine schmierige Plastikgeranie plumpste in eine Kaffeetasse. Das war alles, doch es reichte. Ich wußte, daß Will übel war und er zu würgen anfang, obwohl ich, nachdem ich den Schrei ausgestoßen hatte, wieder in meinem eigenen Wohnzimmer stand. Die Szene verschwand, aber Wills Stimmung, seine Erinnerung an die Geschichte mit dem verrückten Gott und sein ungewöhnlicher Widerwille gegen das Buddha-Poster steigerten meinen emotionalen Aufruhr, dem ich nun mit voller Wucht ausgesetzt war. Immer wieder sagte ich mir, daß Will nur eine fiktive Person in einem Buch war, trotzdem reagierte ich persönlich weitaus stärker, als es bei einer Identifikation mit einem fiktiven Helden oder Antihelden gewöhnlich der Fall ist. Erinnerungen, die ich absichtlich jahrelang unterdrückt hatte, überschwemmten mich nun fast rachelüstern und brachten mir meine ganze Haltung zurück, die ich in meiner eigenen Studentenzeit dem Leben gegenüber gehabt hatte.

Gewiß, ich hatte nicht so gelebt wie Will oder wie Will es in diesem verdammten Buch tut, aber ich hatte mir gewünscht, so zu leben. Wie romantisch das Leben in einer Kommune schien, so lange zumindest, bis ich mir diese intime Atmosphäre vorstellte, aus der es kein Entrinnen gab. Dann erinnerte ich mich mißmutig an meinen eigenen kurzen, aber intensiven intellektuellen Ausflug in den Buddhismus und verschiedene östliche Religionen, Episoden, die ich schon fast völlig vergessen hatte. Schlimmer noch, meine Lebenseinstellung zu jener Zeit kehrte zurück und attackierte mich, bis mir klar wurde, daß ich sie nie wirklich aufgegeben, sondern nur vor meinem Bewußtsein verborgen hatte.

Eigentlich sehe ich das Leben als kaum lebenswert an. Wie lange denke ich schon so?

Ich wollte meinen Samen der Erde nicht zurückgeben, weil ich mit den Umständen des Lebens nicht einverstanden bin. Mehr noch, mir wird nun klar, daß ich das Universum und alles, was es enthält, als zufällige chemische Schöpfung geistloser Elemente betrachte, in der das Leben dem Samen irgendeines wahnsinnigen kosmischen Frankenstein entspringt - verrückt gewordene Chemikalien, die ohne Grund eine Welt formen und ganz gewiß ohne Ziel. In dieser Hinsicht ist Wills wahnsinniger Gott derselbe wie der meine, obwohl seiner der Religion und meiner der Wissenschaft entstammt.

Diese Gefühle tiefer Trostlosigkeit und Verzweiflung drohten mich zu zerschmettern und belebten lang vergessene, von mir nur noch halb erinnerte Gedanken an Selbstmord als einzige rationale Methode des Menschen, seine Ehre in einer Welt ohne Gesetze zu bewahren, in einer Welt, in der eine Spezies nur dadurch überlebt, daß sie schlauer und geschickter ist als jede andere. Und damit kam auch die Scham einer Verdammung, der ich nicht zu entfliehen vermochte, denn ich erkannte, daß ich mit meinen Rattenexperimenten Rache nahm an der Welt, indem ich buchstäblich das Gehirn von Nagetieren verstümmelte, aus

Wut. Und als mir diese Einsicht kam, sank ich auf die Couch, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte.

Was für ein Benehmen für einen Professor der Psychologie! Ich versuchte also, meine Gefühle zu erforschen, um wieder zu klarem Verstand zu kommen. Aber es funktionierte nicht. Und nichts konnte meine Empörung darüber auslöschen, daß Ram-Ram und ich zu Charakteren in einem Buch geworden waren, ein Buch, das ich mit meinen Fingern, aber nicht mit meinem Bewußtsein schrieb. Und ich fragte mich: Konnte *das* ein Zufall sein? Ich konnte noch immer keinen Sinn in der ganzen Sache sehen, doch diese ganze Serie verrückter Ereignisse schien auf eine merkwürdige Ordnung zu deuten, die völlig außerhalb der gewöhnlichen Form von Ziel oder Plan existiert.

Warum bekümmerte es mich, ob Will Selbstmord beging? Oder ob, wenn wir schon davon sprechen, Lydia beschloß, wiedergeboren zu werden oder nicht? Doch plötzlich wurde mir klar, daß ich zutiefst Anteil nahm, und daß meine Besorgnis in beiden Angelegenheiten ständig zugenommen hatte, auch wenn ich stets resolut versucht hatte, sie aus meinen Gedanken zu verbannen. So stellte ich mir eine andere Frage: Erinnerste mich Lydia vielleicht irgendwie an Sarah? Nahm ich in meiner grotesken Imagination an, daß die Geburt von Sarahs Kind irgendwie von Lydias Entscheidung abhing, wiedergeboren zu werden? Der absolute Unsinn solcher Überlegungen läßt tiefe Verachtung in mir aufkommen, und doch kann ich nicht umhin festzustellen, daß ich tatsächlich solche unmöglichen Assoziationen hatte.

Darüber hinaus mißtraue ich Lydias Entschluß im letzten Kapitel, wiedergeboren zu werden. Sie könnte ihre Meinung über Nacht ändern. Ich muß doch annehmen, daß es keine Logik in all diesen meinen phantastischen Überlegungen gibt, denn ich stelle mir auch vor, daß sowohl Sarah wie Bianka, daß alle beide auf die Geburt des Kindes warten, während (o Heber Gott) die sture Lydia immer noch

herumtrödelt. Und gleichzeitig ergreift mich eine irrationale Hoffnung, so als ob Lydias Pilgerreise doch noch zur Entdeckung des Sinns des Lebens führen könnte. Und das trotz der Tatsache, daß ich nicht an die Existenz der Seele glaube (Überseele Sieben ungeachtet). Und wie kann ich denn aus diesem irrationalen Wirrwarr irgendwelche Hoffnung schöpfen?

Eine allgemeine Erschöpfung überkommt mich, und doch sitze ich hier und warte auf das Diktat. Und zum erstenmal, fast schwach vor Spannung, weiß ich, daß das Buch beendet werden, daß ich den Ausgang erfahren muß. Und eine neue Furcht attackiert mich. Was wenn, wer oder was auch immer, mir dieses Manuskript übermittelt, er plötzlich beschließt, es zurückzuhalten?

Kapitel 21

Lampenfieber und Geburtsvorbereitungen

Sieben grinste Kypros an: »Ich hoffe, es wird nicht so schwierig, Lydia durch ihre Geburt zu bringen wie durch ihren letzten Tod. Sie wollte ewig lange nicht glauben, daß sie tot war. Was, wenn sie an ihre neue Geburt als Twiety auch nicht glaubt?«

Sieben gab sich die Gestalt des vierzehnjährigen Jungen, da Kypros die Gestalt der jungen Lehrerin angenommen hatte. Die beiden standen in einer Replik des Zimmers, in dem Lydia geboren werden würde, und Sieben sah sich etwas besorgt um. »Diese Proben bringen mich immer durcheinander«, sagte er. »Aber ich glaube... es ist jetzt soweit alles in Ordnung. Wiege, Kommode, Wasche in den Schubladen, alles authentisches siebzehntes Jahrhundert. Und ich habe Lydia ihre Rolle immer wieder erklärt. Ich glaube, sie hat es jetzt kapiert: Wie sie sich physisch als Baby orientiert, wie sie ihre Wahrnehmungen organisieren muß —«

Sieben zählte die einzelnen Punkte an den Fingern ab, aber Kypros unterbrach ihn: »Hör auf damit, Sieben. Du machst mich immer nervös, wenn du dich in dieser Weise um Details sorgst.«

»Details«, erwiderte Sieben indigniert. »Du hast gut reden! Du gibst einfach Anweisungen, aber ich muß mich sozusagen an vorderster Front... Ah, oh -« Er hielt inne und starrte auf die Wiege. Er hatte sie materialisiert, richtig. Da stand sie, aus wunderschönem irdischen Eichenholz, aber er hatte vergessen, sie in Raumdimension zu verfestigen, so daß sie, obwohl sie im Umriß stimmte, wie ein flaches Brett in die Luft ragte.

»Gut, daß das hier nur eine Unterrichtssituation ist«, bemerkte Kypros, »sonst hättest du jetzt Schwierigkeiten. Kein echtes Baby würde in so *eine* Wiege passen. Details!«

»Na, bin ich froh, daß das hier kein Examen ist, denn bei jedem Examen werden mir doch wegen Details Punkte abgezogen«, erwiderte Sieben. »So, jetzt stimmt die Wiege.« Er grinste und fügte hinzu: »Aber mein genialer Erfindungsreichtum macht vieles wieder wett.«

Kypros versuchte ein Lächeln zu unterdrücken und sagte mit einem Anflug sanfter Strenge: »Also denke daran, daß *alles* für Lydias Geburt als Twiety bereit ist. Ich nehme an, ihre neuen Eltern sind darauf vorbereitet und verfügen über alle nötigen Hintergrundinformationen ?«

»So ist es«, antwortete Siebenforsch. »Ich habe mit Josef, wenn er im Traumzustand war, wieder und wieder gesprochen. Er versteht, warum er und Lydia entschieden haben, Vater und Tochter zu sein, oder vielmehr, warum er und Twiety so entschieden haben.«

»Und Bianka?«

»Bianka versteht, daß sie und Lydia, ah, gewisse kreative Konflikte haben werden, damit sie sich gegenseitig bei bestimmten Herausforderungen, an denen sie arbeiten wollen, helfen können. Aber sie werden sich trotzdem lieben. Und -«

Sieben hielt inne und stöhnte. Josef, in eine Toga gehüllt, tauchte plötzlich auf. Ärgerlich durchquerte er das Zimmer und baute sich vor Überseele Sieben auf. »Aha. Du wieder in einem meiner Träume.« Seine Stimme klang fast drohend.

»Oder ich in einem deiner Träume. Ich kann das nie unterscheiden. Ich stecke bis zum Hals in Schwierigkeiten, du mußt mir helfen.«

Kypros dematerialisierte sich diskret.

»Josef, es ist immer dasselbe. Du kommst und belästigt mich, wenn du es nicht tun solltest. Worum geht es denn jetzt wieder?«

Josef marschierte nervös auf und ab, kratzte sich an seinem traumkörperlichen Kopf und funkelte Sieben wütend an: »Ich weiß nie, wann ich einen dieser verrückten Träume haben werde und was ich in ihnen tun soll. Aber ich wußte, daß ich dich irgendwie finden würde. Meine Frau wird jetzt jeden Moment ihr Kind kriegen. Wie soll ich da zum Malen kommen? Sie hat aus meinem Atelier ein Kinderzimmer gemacht, nur damit ich auch ganz genau weiß, was Sache ist.« Er warf Sieben einen düsteren Blick zu. Sein brauner Schnurrbart bebte. »Ich bin nicht dazu gemacht, Vater zu sein«, jammerte er. »Ich bin nicht einmal dazu gemacht, Ehemann zu sein.« Er ließ sich auf dem Bett nieder, und Sieben grinste. Das Bett knarzte wie ein wirkliches Bett. Nicht schlecht für eine Halluzination, dachte er. Doch Josef vergrub den Kopf in den Händen und sah aus, als wollte er in Tränen ausbrechen.

»Na komm schon«, sagte Sieben, »wir sind das schon zehnmal durchgegangen. Du sagtest, du wolltest ein Vater sein, damit du die körperliche Kreativität verstehen kannst, so wie die Kreativität, die sich in Kunst ausdrückt... damit du helfen kannst, ein neues Leben zu formen, und Gelegenheit hast, die lebendige Kunst zu studieren.«

»Dann nehme ich das jetzt zurück«, jammerte Josef. »Ein Maler hat schon genug Probleme, er sollte nicht auch noch Kinder in die Welt setzen. Und... Bilder weinen und stinken nicht und nehmen auch nicht die gesamte Aufmerksamkeit einer Frau für sich in Anspruch.«

»Was, du bist ja jetzt schon eifersüchtig auf Twiety!« Sieben war geradezu entrüstet.

»Bianka gibt ihr mein altes Atelier«, schrie Josef. »Ich hab nicht geahnt, daß sie das tun würde.«

»Twiety wird dein schönstes Modell sein«, erwiderte Sieben.

»Vielleicht bringt sie dich sogar dazu, ein wirklich guter Künstler zu werden.«

»Eine Katze als Modell war lieber«, polterte Josef. »Und das ist alles deine Schuld.«

»Uns Überseelen gibt man einfach an allem Schuld.« Sieben zuckte die Achseln. »Du hast mir erzählt, du wolltest ein Vater sein. Du und Lydia, ihr habt euch im Traumzustand getroffen und euch auf eine Eltern-Kind-Beziehung geeinigt. Bianka hat aus eigenen Gründen eingewilligt, aber das alles war *deine* Idee.«

Josef sah auf und blickte listig: »Jemand hat mir erzählt, daß eine Frau ihr Kind verliert, wenn man ihr eine schwarze Katze zeigt.«

»Das stimmt nicht. Das ist abergläubischer Humbug«, erwiderte Sieben rasch und nachdrücklich.

»Woher weißt *du* denn so viel?« fragte Josef. »Ich vergesse immer wieder, wer du bist.«

»Ich bin deine See/e«, rief Sieben gereizt. »Und das ist ein Job, das kann ich dir sagen.« Sieben seufzte und gab sich die Gestalt eines alten Mannes, in der er mit Josef immer leichter zurechtkam.

»Oh, der alte Mann, den ich in meinen Träumen sehe. Gott sei Dank!« Josef war deutlich erleichtert. »Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Das habe ich«, erwiderte Sieben freundlich und weise. Er hatte einen weißen Bart, weißes Haar, und die heiligsten blauen Augen, die man sich vorstellen konnte.

Josef fing wieder von vorn an. »Meine Frau bekommt ein Kind. Noch vor einigen Stunden war das ein wunderbarer Gedanke für mich. Aber jetzt stecke ich voller Zweifel.

Abgesehen davon hab ich Angst und komme mir wie ein Feigling vor. Ich sollte mich wie ein Vater fühlen und ein Turm der Stärke sein oder so ähnlich.«

»Du kannst dich fühlen, wie du möchtest«, sagte Sieben.

»Kann ich?« Josef war überrascht.

»Es ist ganz natürlich, daß du dich aufregst und gemischte Gefühle hast. Hier, ich habe da jemanden, der vielleicht dafür sorgt, daß du dich besser fühlst«, sagte Sieben und rief geistig nach Lydia. Sie materialisierte sich sofort als - sehr

clever, dachte Sieben - reizende junge Frau, ein paar Jahre jünger als Josef.

»Oh, du bist es«, sagte sie. »Du kriegst kalte Füße, was? Macht nichts. Ich auch! Wie verrückt das alles ist. Kannst du dir mich als Säugling vorstellen? Soll ich Papa zu dir sagen oder besser Papi? Oder wie soll ich dich nennen?«

»O Gott!« Josef stotterte und lachte zugleich. »Jetzt erinnere ich mich an alles.«

»So werde ich aussehen, wenn ich erwachsen bin. Werde ich nicht ein großartiges Modell für dich abgeben?«

»Modell?« Josef grabschte nach ihr und grinste.

»Sehen wir zu, daß die Dinge hier nicht außer Kontrolle geraten«, sagte Sieben. »Josef, fühlst du dich nun besser?« Josef grinste noch immer und nickte.

»Gut, ihr beide müßt jetzt von hier verschwinden. Seid ihr sicher, daß alles abgemacht und klar ist?« fragte Sieben. Josef und Lydia gaben sich fast förmlich die Hand. »Ich fühle mich sehr viel besser«, sagte Josef. »Oh«, rief er dann und verschwand.

»Was ist passiert?« fragte Lydia.

»Er muß aufgewacht sein oder irgend etwas hat seinen Körper aufgeschreckt«, erklärte Sieben. »Aber technisch gesehen solltest du auch nicht hier sein. Ich probe, äh, den Ablauf der Geburt. Ich wollte allerdings, daß du Josef den Rücken stärkst. Nun, hast *du* noch Fragen?«

»Nein. Im Moment fühle ich mich gut. Wie ich mich fühlen werde, wenn ich mich tatsächlich im Körper eines Babys niederlasse, ist allerdings eine andere Frage.« Lydia grinste frech und sagte mit einem Lachen: »Es kann nicht verwirrender sein, als wenn man alt und senil ist, und das habe ich auch überstanden. Aber wann werde ich denn nun zu Twiety werden?«

Sieben gab sich wieder die Gestalt eines Vierzehnjährigen.

»Ich sagte dir schon, es ist letztlich deine Entscheidung. Du kannst zum Zeitpunkt der physischen Geburt, oder kurz davor oder kurz danach Twiety werden. Babys haben ein

Körperbewußtsein, und das Selbst oder der Geist treten sozusagen ein, wann sie es wollen. Aber das Körperbewußtsein fühlt sich verlassen, wenn es zu lange warten muß, und es braucht Unterstützung. Im Grunde weißt du, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

Lydia lächelte und nahm die Gestalt der alten Frau an, die sie vor ihrem Tod gewesen war. Sie hatte eine Schirmmütze auf ihr kurzgeschnittenes weißes Haar gestülpt, trug Hemd und Hosen und hielt eine Zigarette zwischen den Fingern. »Lustig, und irgendwie ein so tröstliches Bild«, sagte sie. »Es verschärft gewissermaßen den Kontrast, wenn ich daran denke, daß ich wieder ein Kind sein werde. Andererseits gibt es mir das Gefühl, älter als Josef zu sein, der doch mein Vater sein wird. Ich hoffe, ich werde ihn richtig handhaben können.«

»So sollte eine Tochter nicht reden«, sagte Sieben und lachte, doch Lydia wurde plötzlich ernst.

»Denk daran, du hast versprochen, etwas Besonderes für mich zu tun, oder für Twiety. Uns ein Wissen zu geben als Ausgleich für all diese verzerrten Dinge, die wir über die Götter entdeckt haben. Und es muß etwas sein, das ein Kind verstehen kann.«

»Ich habe es versprochen, und ich werde mein Versprechen halten«, antwortete Sieben. »Und ich werde dir für den Beginn deines neuen Lebens ein paar innere Leitlinien mitgeben.«

»Und du wirst mich nicht vergessen, ich meine *mich, Lydia?*« fragte sie.

»Nie. Abgesehen davon funktionieren die Dinge nicht so. Und für jetzt, leb wohl, liebe Lydia«, sagte er, und Lydia verschwand.

Sieben wartete etwas nervös darauf, daß sich Kypros materialisierte.

»Ich sehe, du bist voll auf beschäftigt«, sagte sie.

»Das kann man wohl sagen«, antwortete Sieben und grinste über das ganze Jungengesicht. »Aber sind sie nicht

phantastisch, meine Persönlichkeiten? Sind sie nicht
einzigartig? Ich hoffe wirklich, sie kriegen alles gut hin.«

Kapitel 22

Eine Geburt

Diesmal befand sich Bianka endgültig im letzten Stadium ihrer Wehen, verängstigt und verschwitzt. Schlimmer noch, sie war sich immer noch nicht sicher, ob sie das Kind überhaupt wollte, das sogar jetzt noch strampelte, um freizukommen. Josef schaute ab und zu ins Zimmer, völlig durcheinander. So vorsichtig wie möglich balancierte er seinen schweren Körper, damit nicht knarrende Bodendielen seine Anwesenheit verrieten, denn dies hatte sofort zur Folge, daß Biankas Mutter ihn schreiend aus dem Zimmer scheuchte. Wegen des Wasserdampfes konnte er ohnehin kaum etwas erkennen. Er war kurz davor, durchzudrehen. Hätte er, wenn er gewußt hätte, daß die Geburt eines Kindes derart... qualvoll war, Bianka angerührt? Voller Verzweiflung kniff er die Augen zusammen. Nein, nichts hätte ihn von ihrem so lustvollen Körper fernhalten können. Und vor seinem geistigen Auge sah er sie beide eng umschlungen, wie zwei kleine Tiere, erfüllt von einer Ekstase, die in ihm stets Verwirrung und Triumphgefühl zugleich ausgelöst hatte. »Raus mit dir!« brüllte Frau Hosentauf. »Wenn du betrunken bist, kommst du uns wenigstens nicht in die Quere.« »Josef«, schrie Bianka, »es ist gleich soweit.« »Hinaus! Hinaus!« zeterte Frau Hosentauf. Josef knurrte unzufrieden, schlich dann aber doch mit einem verängstigten Blick auf Bianka aus dem Zimmer. Sie wird wieder schlank sein nach der Geburt, dachte er erfreut, und sofort peinigten ihn Gewissensbisse. Und während all dessen tigerte Lydia unsichtbar im Zimmer herum. Bianka stöhnte und schloß die Augen, und ein Teil von Lydia reagierte darauf, bewegte sich unruhig hin und her, suchte nach Freiheit, suchte nach einem Anfang, der ihr erlauben würde, von einem anderen Standpunkt aus ins Sein

zu wachsen. Plötzlich wurde etwas im Innern von Lydias persönlicher Realität durch und durch klar. Sie konnte durch sich selbst hindurchsehen - durch ihre subjektive Oberfläche bis in den Kern -, und sie empfand eine wunderbare Ruhe, ein Einverständnis und eine tiefe, feine Heiterkeit und zugleich einen Schub aggressiver handelnder Kraft, der so viel Macht besaß, daß er sie in Schöpfertum zu schleudern schien, zu geschwind, um folgen zu können.

Sieben war da, und Lydia spürte, wie sich ihr Erleben mit dem seinen vermischte oder das seine mit dem ihren. Und trotzdem war ihre Unabhängigkeit nie deutlicher gewesen. Noch jetzt konnte sie diese neue Geburt akzeptieren oder verweigern, und wenn sie sie verweigerte, dann würden ihr andere Möglichkeiten offenstehen. Aber wie lieb vertraut und einzig dieses Schlafzimmer erschien, ein Tableau, eingebettet in die Zeit, und ein Kind, das nun in ein für die Geschichte anonymes Haus geboren werden würde. Doch in dieser Geburt, in jeglicher Geburt, das wußte sie plötzlich, erschuf sich das unbekannte Universum wieder zu neuem Wissen.

»Schnell, das heiße Wasser«, rief Frau Hosentauf. Bianka war nur noch halb bei Bewußtsein. Die Wehen fühlten sich an, als brächen Welten auf in ihrem Schoß, als wollte mehr heraus als nur ein Kind... als ob, sie rang nach Luft, ein Gott heraus wollte! Blasphemie! Sie versuchte zu murmeln: »Vergib mir, Herr«, aber ein wildes, triumphierendes Wissen schrie, daß, ja, ein Gott heraus wollte. Der Gott war sie, war Josef, aber vor allem die Erde, die zu Gott und zu der Gott wurde...

Die letzten Sonnenstrahlen trafen die Fensterscheiben, ein Strahl tanzte durch das dunstige Zimmer, und Lydia fühlte sich ins Universum hinausgehen, sich triumphierend zerstreuen in zahllose wissende Bewußtseinspartikel, ein jedes erschüttert, gereinigt, leuchtend und erneuert und zurückkehrend in einer neuen Konfiguration, angezogen von

der hell strahlenden Tür, die Biankas Schoß war, aus dem, wissend und nichtwissend, das Kind nun auftauchte. Lydia fand sich durch die Erfahrungen von Bianka und Josef sinken, sie erwachte im Innern ihrer Moleküle, so daß jede ihrer unbewußtesten Erinnerungen in das Kind eingepflanzt wurden. Sie fiel durch Biankas und Josefs Realitäten zurück in die Leben von *deren* Eltern, und immer weiter zurück in schwindelerregendem Abstieg, so daß sie in unmöglich nachvollziehbaren Sequenzen Bewußtsein und Realität eines jeden Wesens berührte, das je geboren worden war. Sie fiel durch die Chromosomen von Christus und Mohammed, von Maria und den Göttern des Olymp, so wie die Menschen sie kennen, und sie sah, daß sie alle noch lebten, gefiltert durch des Menschen Bewußtsein, verzerrt und doch wiedererschaffen mit jeder Geburt, mit jedem schöpferischen Gedanken, jeder schöpferischen Vision, mit jedem Impuls. Sie nahm sich fest vor, dieses erstaunliche Wissen Twiety zu vermitteln.

»Es gibt keine Götter, die gefunden werden können«, sagte Sieben, »denn sie sind nie verlorengegangen. Sie sind so sehr verborgen in uns selbst, so sehr Teil von uns und allem anderen, daß sie nur einfach *sind*. Überall und doch nirgendwo.«

»Jetzt erfühle dein eigenes Wissen«, leitete Kypros Lydia behutsam an.

Und Lydia, im Innern des Kindes, dehnte ihr Bewußtsein aus und fühlte die unermessliche Ausdauer und Geduld der Erde. Und alle Teile der Natur waren zu Gast bei der Geburt, so daß sie sich endloser Abenddämmerungen und Morgengrauen und zahlloser Jahreszeiten gewahr war. Und sie fühlte den süßen Grund der Existenz, der sie in solch großer Sicherheit stützte, daß er von einer Liebe jenseits aller Verdammung zeugte. Und das Universum in jedem Kind, und in ihr, öffnete wieder seine Augen - *wieder*, und doch für Lydia in ihrer neuen Hülle zum erstenmal. Das Kind schlief.

Lydia regte sich, nun ein wenig erschrocken von diesem Gefühl von Einheit. Sie wand sich im Innern ihres eigenen Bewußtseins, und ihre eigene Individualität schnellte zu ihr zurück wie ein Gummiband. Und wieder war sie erschrocken: Wohin war sie gegangen, als sie sich selbst vergaß?

Kapitel 23

Nachgeburtliche Komplikationen, wobei Lydia in einem wahrscheinlichen Leben aufwacht

Lydia, im Innern des Kindes, blickte finster. Es schien ihr fast unglaublich, nicht sprechen zu können. Das war es also, was eine Wiedergeburt oder irgendeine Art von Geburt war! Ganz gewiß keine würdevolle Angelegenheit. Sie brachte alle möglichen Schwierigkeiten mit sich. Habe ich das alles (bequemerweise?) vergessen, als ich mich entschloß, wiedergeboren zu werden?

Wieder? Oder werde ich, wie Sieben behauptet, viele Male zu vielen Zeiten an vielen Orten zugleich geboren?

»Natürlich wirst du das, liebe Lydia«, sagte Überseele Sieben.

Lydia sah ihn mit geistigen Augen. Ihre oder vielmehr Twiety's Augen fokussierten noch nicht richtig, und für Bianka und Josef waren Kypros und Sieben keinesfalls sichtbar.

»Sieben ist hier, um dir zu helfen, die Situation klug zu handhaben«, sagte Kypros, »und ich bin hier, um zu sehen, wie gut *er* das macht. Aber wirklich, Lydia, es gibt keinen Grund, nervös zu sein. Überhaupt keinen.«

»Wir sollten Lydia jetzt eigentlich >Twiety< nennen, oder?« fragte Sieben. »Oder ist sie immer noch Lydia, die lernt, Twiety zu sein?«

Der Säugling brach in so lautes Gebrüll aus, daß Bianka rief:

»Josef, hör dir das an. Was sollen wir tun? Ihr Gesicht ist schon ganz rot.«

»Tu du was«, polterte Josef. »Ich hab Angst, sie anzufassen.«

»Schrei nicht so. Du wirst sie erschrecken«, rief Bianka.

»Ich sehe, Josef hat sich nicht geändert«, sagte Überseele Sie-204

ben. »Aber du hast ja natürlich seinen Charakter mit in Betracht gezogen, als du dich dazu entschlossen hast, seine Tochter zu werden.«

»Ich nehme an, jetzt ist es zu spät, um einen Rückzieher zu machen?« fragte Lydia trocken.

Kypros lächelte. »Wenn du so redest, hörst du dich wie Sieben an, aber das ist ja auch nicht anders zu erwarten. Schließlich ist er deine Seele.«

Das Kind beruhigte sich, und Bianka und Josef schlichen auf Zehenspitzen aus dem Zimmer. »Dem Himmel sei Dank«, sagte Lydia. Sie schlüpfte aus Twietys Körper und gesellte sich zu Sieben und Kypros, die an der Wiege standen. Jetzt sah sie aus wie eine junge Frau um die zwanzig, marschierte stürmisch im Zimmer auf und ab und paffte eine halluzinierte Zigarette.

»Solche Zigaretten gibt es übrigens noch nicht im siebzehnten Jahrhundert«, sagte Kypros. Sie gab sich um Lydias willen ebenfalls die Gestalt einer jungen Frau. Sieben konnte sich für keine Form entscheiden und probierte einige durch, bis ihn Kypros bat, nicht so herumzuhampeln.

»Ich kann es nicht ändern, ich bin nervös«, sagte er. »Ich soll Lydia helfen, aber wie kann ich, wenn sie darauf besteht, hier im Zimmer herumzumarschieren?«

»Du würdest auch herummarschieren, wenn du wiedergeboren wärest, und das im siebzehnten Jahrhundert, nachdem du im zwanzigsten gestorben bist«, schnappte Lydia.

»Aber das *bin* ich ja«, erwiderte Sieben. »Das ist einer der Hauptpunkte hier. Nur bist du der... Teil von mir, der der Erfahrung näher steht.« Sieben warf Kypros einen hoffnungsvollen Blick zu. »Das machst du gut, erklär es ihr selbst«, sagte sie.

»Das hört sich an, als sei ich nicht ich selbst, sondern etwas von dir!« Lydia zog an ihrer Zigarette.

Twiety begann wieder zu schreien.

»Ach zum Teufel«, murmelte Lydia.

»Das ist nicht die richtige Einstellung«, begann Sieben, doch plötzlich verlor er den Halt, dematerialisierte sich aber rasch und fand sein Gleichgewicht wieder. Jetzt wurde ihm auch klar, was nicht stimmte: Er versuchte, in drei verschiedenen Räumen zugleich Fuß zu fassen, zu viele Zeiten zugleich zu sehen. In dem einen Raum starb Lydia im zwanzigsten Jahrhundert. Er erkennt sofort jenes Altersheim, in dem sie gestorben war, aber er brauchte einen Moment, bis er das Bild in die korrekte Sequenz einordnen konnte. Im zweiten Raum, dem ersten überlagert, wurde Lydia als Twiety im siebzehnten Jahrhundert wiedergeboren, und dorthin gehörte sie in ihrem Jetzt. Und im dritten Raum starb sie wiederum in dem Leben, das sie gerade begann.

»Sieben, hör auf zu driften«, rief Kypros aus dem zweiten Raum, und etwas töricht blickend kehrte er an Twietys Wiege zurück. Er grinste. Der Kopf des Säuglings sah so frisch aus wie ein Pfirsich, nur daß zwei sanfte, offene Augen ihn anstarrten. Ein Pfirsich, der plötzlich Augen bekommen hat, dachte er, und der aus sich selbst herausblickt.

»Werde ich alle meine Erinnerungen verlieren?« fragte Lydia ängstlich. »Ich werde sie verlieren, nicht wahr?«

»Nun mach dir nicht auch noch darum Sorgen«, beruhigte Kypros sie. »Wenn sich Sieben daran erinnern kann, wer er ist, dann kannst du das sicher auch. Zum Wesen deiner Seele zu gelangen ist in gewisser Weise sehr viel anstrengender, aber darum brauchst du dich jetzt noch nicht zu bekümmern.«

Sieben runzelte die Stirn. »Ich wünschte, du würdest aufhören, das Baby so anzustarren, Lydia. Du mußt dich früher oder später mit Twiety identifizieren. Aufschieben nützt nichts. Du denkst doch nicht etwa zu diesem späten Zeitpunkt daran, die ganze Sache sein zu lassen?«

Lydia riß die Augen auf. »*Daran* habe ich nie gedacht. Mir war nicht klar, daß ich meine Meinung immer noch ändern kann!«

»Sieben!« sagte Kypros streng. »Das ist in keiner Weise hilfreich. Du machst die ganze Sache nur schwieriger.«
Sieben schnitt eine Grimasse, nahm die Gestalt eines ernsthaften jungen Mannes an und schritt im Zimmer auf und ab. »Nun, vielleicht«, sagte er. »Aber schließlich ist Lydia eine meiner Persönlichkeiten. Sie hat das Recht zu wissen, daß sie ihre Meinung immer noch ändern *kann*, obwohl so etwas tatsächlich nicht gern gesehen wird. Du müßtest dann einen Ersatz finden, Lydia, und zwar jemanden, der an einem Leben im siebzehnten Jahrhundert interessiert ist. Die Leute sind sehr empfindlich, was die Jahrhunderte angeht, in die sie hineingeboren werden, und das siebzehnte Jahrhundert ist nicht gerade beliebt, falls dich das interessiert. Einige würden es nicht mit der Kohlenzange -«
»Sieben, das reicht«, unterbrach ihn Kypros. »Lydia, versuch dich zu entspannen. Nur weil du das siebzehnte Jahrhundert gern hast, muß Sieben es nicht unbedingt auch schätzen. Aber er verhält sich auch nicht gerade diplomatisch.«
Das Kind regte sich. »Es ist ein lebendiger Organismus«, erklärte Kypros mit sanfter Stimme. »Auf dich vorbereitet, in Erwartung deines Bewußtseins, um es menschlich zu machen. Im Moment hat es zwar ein Körperbewußtsein, aber kein Selbst in eurem Sinn. Wirst du ihm zu einem Selbst verhelfen? Einige treten vor der Geburt in das Kind ein, wie du weißt, andere nach der Geburt. Aber du trödelst tatsächlich etwas herum.«
Sieben grinste.
Lydia sagte fast lachend: »Wie konnte ich denn anders nach all dem? Natürlich werde ich es tun. Ich hab nur Lampenfieber, das ist alles. Ich weiß, daß ich mich nicht von mir verabschiede, sondern ein anderes Selbst werde, ohne zu verlieren, was ich bin. Ich werde mein Bestes für Twiety tun, als Twiety. Ich werde -«
Doch etwas sehr Merkwürdiges geschah. Lydia sah sich in einer Szene eines plötzlich erinnerten so großen Entzückens, daß sie aufschrie. Sie befand sich in ihrem

Schlafzimmer, ja gewiß, es war ihres, mit sonnenbeschienenen Tapeten und weißen gerafften Gardinen. Sie sah die Bettdecke von der Perspektive einer im Bett sitzenden Person aus. Und sie blickte auf... das Baby in ihren Armen. Sie hatte vor kurzem ein Kind zur Welt gebracht, doch wen?

Laßt mich dieses Bild, diesen Moment festhalten, dachte sie verzweifelt.

Das Baby war - o Gott, ganz real, es roch noch nach Geburt, was immer das bedeutete, und es war das ihre, ihre, ihre! sang sie, taumelig vor Hochgefühl. Die warme, lebendige Beuge ihrer von der Sonne beschienenen Arme, in die sich dieses neue, feste Fleisch schmiegte... Und wie seltsam, die Augen des Kindes waren so klar wie die eines winzigen Tieres, wissend und doch nichtwissend. Später werde ich darüber ein Gedicht schreiben. Aber wo ist Roger? Und wie heißt das Baby? Warum kann ich mich nicht daran erinnern? Sie bekam plötzlich Angst, und das Baby sah nun fast fremd aus.

»Roger?« rief sie. »Rog?«

Er eilte ins Zimmer, ein Handtuch über dem Arm. »Was ist los?«

Und als sie ihn sah, so körperhaft *und präsent* und solide für jemanden, der so knochig und tolpatschig war, fing sie in einem zu lachen und zu weinen an. »Mein Gott, ich weiß nicht. Ich hab ein wenig geschlafen, wie du vorgeschlagen hast, und als ich aufwachte, konnte ich mich nicht mehr an Rog Juniors Name erinnern. Jetzt fällt er mir wieder ein, siehst du! Der Name meines eigenen Babys! Und das Zimmer sah plötzlich so komisch aus, und ich hatte das Gefühl, das alles schon einmal erlebt zu haben!«

»Verrücktes Kätzchen.« Roger beugte sich hinunter, um ihr einen Kuß zu geben, aber sie blickte zu ihm auf und dachte: Wer ist denn *das* nun? Der Mann hatte ein freundliches, besorgtes, liebevolles Gesicht mit lustigen, leicht schielenden Augen. Aber wer war er?

»Wer ist *das*?« fragte Überseele Sieben Kypros.

»Das solltest du doch wissen. Das ist Roger, Lydias Ehemann.«

Kypros und Sieben standen unsichtbar neben dem Bett, und Lydia sah sie genausowenig wie Roger sie sah. Dann fing Lydia zu weinen an.

»Na komm«, sagte Roger. »Du hast mir selbst erzählt, daß frischgebackene Mütter am Anfang von allen möglichen dummen Gefühlen überwältigt werden können. Denk nicht mehr dran. Du wirst das Baby erschrecken. Ich wollte dir gerade ein paar frische Pfirsiche bringen. Siehst du, was für ein praktischer Ehemann ich bin?«

»Pfirsiche!« rief Lydia. »Das ist es. Ich habe von Babys und Pfirsichen geträumt. Oder *irgend etwas*. Aber, Gott, ich muß ja wie ein Wrack aussehen. Meine Nase ist bestimmt rot vom Weinen. Vielleicht hängt es mit diesen blöden Pillen zusammen, die mir die Ärzte bei der Entbindung gegeben haben. Aber nein, die hätten doch jetzt wohl keine Wirkung mehr, oder?« Sie schwieg einen Moment. »Aber ich bin immer noch durcheinander. Was für ein Datum haben wir, zum Teufel?«

»Zz, zz, zu.« Roger machte eine gespielte Verbeugung.

»Madame, es ist der 18. Oktober 1927. Gibt es noch etwas, das Sie gern wissen würden? Stets *zu* Ihren Diensten.«

Lydias Augen weiteten sich. »Jetzt erinnere ich mich«, rief sie. »Ich träumte vom siebzehnten Jahrhundert, und als ich aufwachte, wußte ich nicht, wo zum Teufel ich war.« Sie fröstelte und setzte hinzu: »Schau, das Baby schläft. Weiß Gott, was *er* träumt! Leg ihn bitte in die Wiege. Na ja, wenigstens bin ich jetzt wieder dünn und nicht so fett wie ein Elefant. Ich werde aufstehen, mich anziehen und zurechtmachen und —«

»Aber trink heute abend nicht zu viel, Schatz. Das ist nicht gut für junge Mütter«, sagte Roger und bedauerte es sofort.

»Oh, du mußt es unbedingt sagen, was?« schrie sie. »Du mußt diesen schönen Nachmittag verderben.«

»Was meinst du mit schönem Nachmittag? Vor ein paar Minuten noch hast du geweint, und ich mußte dich aufmuntern!« Rogers Stimme war nicht weniger laut.

»Was geht hier vor?« fragte Sieben besorgt. »Lydia ist im falschen Leben. Ich dachte, daß sie vielleicht nur noch mal eine Erinnerung durchlebt, aber sie steckt ja wirklich drin! Dieses Leben hat sie doch gerade beendet. Dieses Baby da ist ihr Sohn Roger.«

»Das sehe ich«, erwiderte Kypros trocken. »Sieben, alle Leben existieren parallel, das weißt du. Sonst hätte sich Lydia nicht vom zwanzigsten ins siebzehnte Jahrhundert begeben können.«

»Ja, ja, ich weiß. In der Theorie funktioniert das. Aber in der Praxis - nun, *Lydia* sollte jetzt ein Baby sein, nämlich Twiety, und nicht selber ein Baby *haben*, und das im zwanzigsten Jahrhundert. Wie soll ich sie jetzt wieder auf das richtige Gleis kriegen?« Sieben schwieg einen Moment. »Da, schau sie dir an«, fuhr er fort. »Jetzt erinnere ich mich an diesen speziellen Tag! Wenn wir sie nicht aufhalten, wird sie dieses ganze Leben noch mal durchleben, oder? Das war der Tag, an dem sie sich in Lawrence verliebte, Ehemann hin oder her -«

Sieben war so entsetzt, daß er sich dematerialisierte und zu einem kummervollen Luftwirbel wurde, der in sich selbst herumsauste. »Ich muß sie stoppen«, sagte er (natürlich nicht mit Worten). »Schließlich bin ich ihre Seele. Und was ist mit Twiety? Kypros, ich bin wirklich zutiefst besorgt. Hilf mir.«

Kypros seufzte: »Hör auf, herumzuwirbeln. Dir wird noch ganz schlecht werden.«

Sieben hielt inne und wurde zu einem kleinen, weißen, bekümmerten menschlichen Gesicht, das nur Kypros sehen konnte. »Verstehst du nicht, was passieren kann? Lydia hat doch einen freien Willen.«

»Natürlich hat sie den.«

»Das macht es ja noch schlimmer, siehst du das nicht? Ich verstehe nicht, wie du so unbekümmert sein kannst. Wenn sie sich heute in Lawrence verliebt, dann muß sie alles noch mal durchmachen. Aber in Anbetracht des freien Willens - angenommen, sie verliebt sich *nicht* in ihn?«

»Ich kann dir nicht folgen.« Kypros unterdrückte ein Lächeln.

»Genau deshalb mache ich mir Sorgen«, rief Sieben. »Du solltest meine Lehrerin sein, aber was die irdischen Belange angeht, habe ich da allmählich meine Zweifel. Wenn sich Lydia nicht in Lawrence verliebt, oder wenn sie ihren freien Willen gebraucht und irgend etwas in diesem Leben ändert, dann verändert sie auch alles andere. Und dann wird sie vielleicht doch nicht als Twiety geboren!«

»Sieben, schau!« sagte Kypros. Das ganze Haus öffnete sich nun Siebens Sicht. Unten an den Stufen zum Eingang stand ein junger Mann in einem Operncape. Er hatte einen Blumenstrauß in der Hand und sah so fesch und von sich selbst entzückt und sich der guten Figur, die er machte, so bewußt aus, daß Kypros in lautes Gelächter ausbrach. Überseele Sieben hingegen war der Panik nahe. »Es ist Lawrence«, rief er. »Und er ist allein, genau wie das letzte Mal, als es passierte. Er darf nicht ins Haus, bis Lydia nicht wieder aus dieser Sache draußen und da ist, wo sie hingehört.«

»Sieben, komm zurück«, rief Kypros. Aber es war zu spät. Sieben hatte sich in einen kleinen, zornigen Oktoberwind verwandelt, der die Veranda zum Eingang umbrauste, durch die Blumen in Lawrences Hand fuhr und seinen Umhang so plötzlich aufblähte, daß Lawrence ausrief: »Huh, was für ein Wind!«

»Geh nicht hinein.« Sieben schickte diesen Gedanken direkt in Lawrences Bewußtsein. »Du darfst da nicht hineingehen.« Und der Wind entriß Lawrence den Blumenstrauß und wehte die Blumen quer über die Veranda die Stufen hinunter, vorbei an den Geranien, die Lydia an den Rand des Weges gepflanzt hatte.

»Verdammt noch mal«, schrie Lawrence und jagte den Blumen nach.

Sieben kehrte in Lydias Zimmer zurück und fand Kypros mit einem Lächeln vor, in dem sich gelassene Heiterkeit und Amüsiertheit gleichermaßen mischten. »Setz dich und erfreue dich an Lydia. Ich werde dir später alles erklären«, sagte sie. »Du schaffst dir selber so viele Probleme. Ganz unnötigerweise.«

Lydia sah großartig aus, wie Sieben zugeben mußte. Sie trug aus kleinen Tiegeln Make-up auf, hielt ihren Kopf stolz und ein wenig geneigt, um den richtigen Effekt zu erzielen. Sie trug ein sehr kurzes Kleid mit Rüschen und schwarze Seidenstrümpfe. Ihr kurzgeschnittenes schwarzes Haar lag eng am Kopf. Sie legte ein Paar dreieckige Silberohrringe an, und plötzlich wurde Sieben klar, wo er die schon einmal gesehen hatte.

»Das sind die Ohrringe, die Lawrence so gefallen haben!« schrie er. »Lydia, weißt du, was du da tust? Nimm sofort diese Ohrringe ab. Komm zurück, wo du hingehörst. In wenigen Augenblicken wirst du zum erstenmal Lawrence in diesem blöden Cape sehen und dich in ihn verlieben. Dann kriege ich dich da nie wieder raus. Und wenn du dich *nicht* in ihn verliebst, dann weiß ich nicht, in welche Schwierigkeiten du uns noch bringst, weil du dann alles veränderst!«

Roger trat ins Schlafzimmer. »Fertig, Schatz?« fragte er.

»Ich sah gerade Lawrence den Weg heraufkommen. Sein Mädchen ist allerdings nicht dabei.« Er hielt inne und sagte dann tadelnd: »Du rauchst, und du weißt, das ist nicht gut für -«

»Junge Mütter, ja, ja, ich weiß.« Lydia blitzte ihn wütend an.

»Du findest das einfach nicht weiblich, das ist alles. Aber ich rauche, wann ich will.«

Sieben schrie: »Lydia, komm sofort mit mir.«

»Sieben, das nützt nichts«, mahnte Kypros sanft. »Lydia glaub in jenem Leben nicht, daß sie eine Seele hat. Und sie

glaub auch nicht an Stimmen in ihrem Innern. Sie hört kein Wort von dem, was du sagst.

»Du verstehst einfach nicht! Du bist zu... weit weg. Lydia ist meine Persönlichkeit und-« Sieben unterbrach sich und stöhnte auf, als ein grinsender, zerzauster Lawrence, teuflisch entwaffnend in seinem höllischen Cape, triumphierend in der offenen Eingangstür stand, die Wangen von der Herbstluft gerötet. Und Lydia stand im Flur und starrte ihn an. An der Angel, dachte Sieben. Entsetzt drehte er sich zu Kypros um.

Lawrence sagte: »Ich hatte das äußerst merkwürdige Gefühl, daß ihr nicht wollt, daß ich hereinkomme. Es war, als ob irgend etwas versuchte, mich draußen zu halten.«

»Unsinn. Ganz im Gegenteil!« Lydia lächelte und führte ihn ins Wohnzimmer, während Roger die Haustür schloß. Und Roger fühlte sich plötzlich, ohne zu wissen, warum, traurig. Und Sieben fragte sich, wieviel er wußte oder erinnerte. Lydia war sich offensichtlich nicht bewußt, was wirklich passierte.

Lawrence war glänzender Laune. Roger sah ihn an und fragte unbehaglich: »Was ist mit deinem Mädchen passiert?«

»Sie konnte nicht kommen«, antwortete Lawrence fröhlich.

»Du wirst Lydia heute abend mit mir teilen müssen.«

»Na, das klingt ja reichlich frivol.« Lydia lachte und ließ sich auf die Couch fallen.

»Da stimmt noch was nicht«, bemerkte Sieben zu Kypros.

»Es ist mir gerade eingefallen. Lawrence müßte eigentlich erheblich jünger sein als Lydia. Das waren die Umstände, unter denen sie sich verliebten. Lydia schien, weil sie so viel älter war, die ganze Sache zunächst absurd. Sie war mindestens zehn Jahre älter und —«

»Und jetzt -« fragte Kypros.

Sie und Sieben waren nun zwei dicht unter der Zimmerdecke schwebende Lichtpunkte. Sieben sah hinunter und sagte:

»Warte, ich hab es, glaub ich. Kreativität ereignet sich ständig, und alle Existenzen sind in ihrem Ausgang offen.

Was heißt, daß Lydia und Lawrence es diesmal irgendwie anders machen. Sie sind mehr oder weniger gleichaltrig. Aber was ist mit Twiety?«

»Sehen wir nach«, sagte Kypros. »Schau hin.«

Kypros und Sieben sahen wieder nach unten. Das Baby, Roger Junior, weinte. Lydia stand auf und ging, um es zu beruhigen.

»Was für ein weinerliches Baby«, rief sie und beugte sich hinunter und war betroffen von dem lebendigen Wunder seiner Augen, so klar, so strahlend und unglaublich lieb... Jemand sagte: »Siehst du, alle Erinnerungen sind lebendig, und sogar veränderbar. Du kannst sie leben, in all ihren Dimensionen, du mußt also nicht in Sorge sein, daß du deine Erfahrungen je vergißt.«

Einen Moment lang wußte Lydia nicht, wo sie war oder wer da sprach. Dann sah sie das Baby in der Wiege und merkte, daß sie an der Seite von Kypros und Sieben stand.

»Dieses Baby ist Twiety«, sagte Sieben grinsend. »Und wir sind wieder im siebzehnten Jahrhundert.«

Lydia starrte auf das Zimmer. Es wirkte so real und solide wie das andere.

»Setzt euch«, lachte Kypros, »und ich werde euch erklären, was passiert ist.«

»Ich bitte darum«, sagte Sieben ein bißchen spitz.

Lydia nickte. Sie sah so verwirrt aus, daß Sieben eine Zigarette halluzinierte und für sie anzündete.

Kypros begann: » Lydia, wenn du mit einer Geburt befaßt bist, dann erinnerst du dich manchmal durch Assoziationen an andere Geburtserfahrungen, an eine eigene Geburt oder die Geburt eines Kindes, das du zur Welt gebracht hast. Bei Todeserfahrungen geschieht häufig das Gleiche. Nur, daß deine Erinnerungen lebendig sind und du sie diesmal kreativ verändert hast, so daß du und Lawrence gleichaltrig waren. Dein Vater - dein *neuer* Vater -, Josef, kann es zum Beispiel nicht ertragen, ein Bild zu kopieren. Wenn du dich außerhalb des dreidimensionalen Bezugssystems befindest, verfügst du

hinsichtlich deiner persönlichen Erfahrungen über eine beträchtliche Freiheit.«

»Und *deine* Erfahrungen formen die Basis von Twietys Unbewußtem«, fügte Sieben triumphierend hinzu.

»Ich bin froh, daß du verstehst«, sagte Kypros.

Sieben wurde rot. »Ich hatte das auch vergessen«, sagte er zu Lydia.

»Als ich vorhin mit den drei Räumen durcheinanderkam, da hat das, plus deiner eigenen Konfusion, deine Erinnerungen aus dem zwanzigsten Jahrhundert und diese ganze Episode ausgelöst.«

»Aber wie viele Leben kann man denn auf einmal leben?« fragte Lydia und klang gereizt.

»Normalerweise bist du dir nur immer eines Lebens auf einmal bewußt.« Kypros lächelte. »Aber bevor du wirklich ganz und gar in ein Leben eintauchst, hast du oft ein Bewußtsein von...«

Sieben warf Kypros einen mißtrauischen Blick zu und unterbrach sie: »Ich habe das Gefühl, daß hier weitaus mehr im Spiel ist, als du uns wissen läßt. Aber egal, was immer passiert, Lydia und ich werden schon fertig damit. Und, Lydia, komm schon. Du mußt dich jetzt wirklich mit Twiety identifizieren. Du kannst nicht dauernd rein- und raus hüpfen.«

Lydia sagte: »Wenn ich nur daran denke, daß ich geglaubt habe, wenn man tot ist, ist man einfach tot, und damit hat es sich... Aber das hier ist zu viel. Und ich frage mich: Wie real war der Lawrence, den ich gerade traf? Und was ist mit Roger? Und wird sich Lawrence, wenn wir uns als Cousin und Cousine begegnen, an irgend etwas erinnern? Und...«

»Siehst du, ich hab es dir gesagt«, fiel ihr Sieben ins Wort.

»In deinem gegenwärtigen Entwicklungsstadium brauchst du ein *einzelnes* Leben, in das du dich versetzen kannst. Sonst kommst du völlig durcheinander.«

»So wie *du* durcheinander geraten bist, Sieben«, sagte Kypros. »Und noch immer durcheinander gerätst. Aber Lydia, wenn du dich ganz und gar in Twiety hineinbegibst,

dann machst du eine Reise zur Quelle der Kreativität. Und daraus wird, mit deiner Mithilfe, Twietys Selbst-Bewußtsein hervorgehen.«

Lydia lächelte und wollte antworten, doch plötzlich fühlte sie sich so stark von dem Kind angezogen, daß alles andere ihrer Aufmerksamkeit entglitt.

Kapitel 24

Die Geburt eines Selbst-Bewußtseins für Twiety

»Sieben, sieh mir zu. Da ist etwas, das du tun mußt, damit Twietys neues Bewußtseins aus Lydia geboren werden kann und doch einzigartig und nur das ihre ist.« Kypros begann sich beim Sprechen zu drehen, schneller und schneller, und die Bewegung wurde zu Klang. Sieben fand sich auf den Klang starren, in dem Kypros unerklärlicherweise verschwunden war. Der erste Ton war tief und langgezogen, und er wußte nicht, wie er damit umgehen sollte. Seine Resonanz war so stetig und schwer, daß er der Ausdruck aller physischer Materie zu sein schien, die wuchtige Stimme von Masse auf Masse oder Gewicht auf uraltem Gewicht. Er blinzelte. Wie war es möglich, daß Kypros oder irgendein Teil ihres Klangs so... *massig* war?

Und plötzlich fühlte auch er sich schwer, als ob er mehr als Welten wöge, und er begann in etwas zu sinken (oder durch etwas), doch er fiel ohne ein Gefühl von Geschwindigkeit oder auch nur Bewegung. Wie kann ich denn ohne Gefühl von Bewegung fallen? fragte er sich. Aber der Klang hielt ihn in seinem Bann. In dessen Innern gewahrte er unglaublich langsame Gedanken, die auszusprechen Jahrhunderte währte, die über die Zeitalter dahingezogen wurden, schleppende Silben, jede schwerer als der schwerste Fels, und von ihm aus gesehen von einem so langsamen Bewußtsein, daß in einer Sekunde seiner Zeit Galaxien aufsteigen und versinken konnten.

Sieben war geängstigt. Inzwischen war Kypros so vollständig in diesem Klang verschwunden, daß er nicht glaubte, sie je wiederfinden zu können. Und er selbst fühlte, wie er sich in diesem Klang verdichtete. Die langen Töne verwandelten sein Bewußtsein in etwas anderes, so daß seine eigenen Gedanken für sie selbst auch ein äußerst seltsames *Gewicht*

eine Brücke aus Ton, an der er sich festhielt, benommen, weil ihm nun klar wurde, daß Töne wirklich *Masse* besaßen. Und die Masse nahm zu und verdichtete sich. Jeder Laut und jede Silbe, noch immer am Klingen, fiel. Doch hinter ihnen baute sich eine Spur von Masse auf und verschwand nicht. Vielmehr formten die Töne Strukturen im Raum oder *ans Raum*.

Und die Strukturen hatten Bewußtsein.

Sie waren aus dem Klang gekommen, in dem Kypros verschwunden war.

Und zum erstenmal fragte sich Sieben, ob auch er in diesem Klang verschwunden war. War er nun ein Ton, und waren seine Gedanken Variationen dessen, was er war? Das ist alles unmöglich, dachte er (oder versuchte es zu denken), und sofort begann die erste Silbe dieses Satzes mit ihrer langsamen, gewichtigen, unbeirrbar Reise. Er wollte weinen, aber er wußte nicht wie -und wer wußte, was *das* für Töne bewirkt hätte?

Aber nun verlangsamten sich diese inneren Gedanken merkwürdigerweise auch, und er konnte nichts dagegen tun. Sein Bewußtsein sank in eine tiefere Schicht, wo Gedanken-als-Töne aus ihm wuchsen wie Bäume aus der Erde, langsam und automatisch, mit großer Sicherheit und Stärke.

Ein seltsames Triumphgefühl erfaßte ihn, ein ergebenes Frohlocken, das Gefühl, selbst Quelle zu sein, doch ohne genau zu verstehen, was das bedeutete. Er war so tief gesunken, wie er konnte. In was? Die schweren, langen Töne? Die Resonanz? War er... erstarrt? Und seine Gedanken erhoben sich und sprangen langsam aus ihm heraus, weg von ihm, mit majestätischer Gemächlichkeit, und formten Strukturen, die aufklangen, als die Worte beendet waren. Sie waren wie endlich vollbrachte Klangbauten ... oder Welten aus Materie und Form, die aus Klängen in Klängen entstanden.

In ihm war ein geruhsamer, sicherer Friede.

Alle Angst war von ihm gewichen.
Er fühlte massive Dauerhaftigkeit.
Die Stärke von Schöpfertum, ihrer selbst
sicher, nicht endend. Er ruhte, während seine Gedanken
stetig aus
ihm wuchsen. Um ihn herum. Über und unter ihm. Ihre
 Klänge formten sich zu Figuren und
Bildern. Im Zeitlupentanz scharten, verdichteten sich,
gerannen
Die Laute und Silben. Bis sie sich rings um ihn In Blumen
und Bäume verwandelten. Und er in der Mitte, Gefestigt, im
Frieden, erschaffend. Ein Vogel wird lebendig, Wenn ein
Laut sich zum ändern gesellt. Sie sich treffen, gemeinsam
tönen In nahtlosem Gewoge. Und daraus kommen die
Welten, In denen seine Persönlichkeiten Ihre Leben haben.
Und Sieben wußte, Er war gefallen
In den
Grund seines Seins.
»Die Saite wurde angeschlagen, aus der du hervorgehst«,
sagte Kypros aus einer anderen Dimension.
Der erste Laut nahm seinen Anfang. Es würde Jahrhunderte
dauern, bis der nächste bei ihm anlangte, und Kypros
lächelte, wissend, weise, in wacher Aufmerksamkeit und
doch unbewegt, gelassen aus dem Grund *ihres* Seins, aus
dem Sieben hervorgegangen war und noch immer
hervorging.
Aus dem Twiety in einem neuen Jetzt des Seins hervorging,
sich zu einem Selbst-Bewußtsein erhob und doch ein
Bewußtsein in Anspruch nahm, das schon immer das ihre
gewesen war, und das jetzt in ihr Wissen einströmte.
Twiety öffnete die Augen und blickte sich im Zimmer um.

Kapitel 25

Mit Will und Jeffy-Boy am Rande des Abgrunds

Unsichtbar saß Lydia mit gekreuzten Beinen da und beobachtete, wie Twiety im Schnee zurechtkam. Das kleine Mädchen und die Katze Welheim spielten miteinander. Das Tier tappte leichtfüßig über die dünne Schneekruste, bis es auf eine weiche Stelle traf und einbrach. Kläglich miauend versuchte die Katze aus dem Loch herauszuklettern, jagte sich selbst Angst ein, nur um gleich wieder loszuflitzen und das ganze Spiel von vorn zu beginnen. Twiety sah ihr zu, jedesmal vor Vergnügen quietschend, wenn die Katze verschwand, und wenn sie wieder auftauchte.

Inzwischen kam Twiety zurecht, ohne daß Lydia all ihre Bewegungen überwachen mußte, obwohl sie oft hinfiel und eigentlich noch nicht richtig laufen konnte. Lydia blickte über die Felder und fragte sich, ob es wohl schon Essenszeit war. Dann wurde ihr plötzlich bewußt, daß es nicht sie, sondern Twiety war, die Hunger hatte und sich auf das Hammelfleisch freute, das Bianka ihr früher am Tag versprochen hatte.

Einerseits, dachte Lydia, ist es ganz entschieden aufregend und macht Spaß, ist es... köstlich, sich mit Twiety - sie korrigierte sich, *als* Twiety - auf das Fleisch zu freuen, andererseits ist es aber ebenso vergnüglich, sich Twietys Gefühle gewahr zu sein, ohne sie selbst *zu haben*.

Sie rauchte, während sie so sinnend dasaß, und langte gerade nach einer neuen halluzinierten Zigarette, als ein junger Mann auftauchte, der etwas überrascht aussah. Sie erkannte ihn sofort aus der Buddha-Episode wieder, doch er hielt sie offensichtlich für eine völlig Fremde. An seiner Kleidung und seinem Auftreten sah Lydia gleich, daß er aus dem zwanzigsten Jahrhundert kam, und sie sprang erfreut auf. »Was tust *du* denn hier?« fragte sie.

»Ich träume und mache wohl eine außerkörperliche Reise«, antwortete Will ein wenig hochnäsiger. »Aber um deine Frage zu beantworten, ich bin auf der Jagd nach dem Leben. Allerdings ist mir unverständlich, warum ich gerade hier gelandet bin. Wo sind wir?«

»Dänemark, siebzehntes Jahrhundert«, erwiderte Lydia.

»Großartig. Das paßt. Ich suche nach etwa Exotischem. Was für eine trübselige Landschaft das hier ist.« Will runzelte die Stirn und sah sich naserümpfend um.

»Aber es ist sehr hübsch hier«, protestierte Lydia. »Ich habe auch einmal im zwanzigsten Jahrhundert gelebt. Daher kommst du doch, das seh ich.«

»Moment mal«, unterbrach Will sie. »Du bist also tot!«

»Nein, du bist noch nicht geboren«, erwiderte Lydia leicht verärgert. »Wie dem auch sei, du hast Glück, daß du überhaupt mit mir reden kannst. Ich mache gewissermaßen gerade eine Pause. Eigentlich lebe ich mein Leben als das Kind dort drüben.«

Will war entsetzt. »Das ist ja, wie... wenn man rückwärts lebt! Ich meine, du bist jetzt eine Erwachsene und mußt wieder ein Kind werden.«

»Das ist es, was passiert«, antwortete Lydia. Sie genoß die Gesellschaft. Auf Will bezog sie sich wie auf einen Gleichaltrigen und lächelte ihn an, wie eine junge Frau einen jungen Mann anlächelt.

Er bedachte sie mit einem finsternen Blick. »Rauchen ist schlecht für deine Gesundheit«, dozierte er.

Sie brach in Gelächter aus. »Ich habe überhaupt keine Gesundheit. Ich meine, ich habe keinen physischen Körper im üblichen Sinn. Ich bediene mich nur dieser Gestalt. Twiety hat einen Körper, und sie raucht nicht. Außerdem gibt es im siebzehnten Jahrhundert gar nicht solche Zigaretten.«

»Du bist komplett verrückt«, schrie Will.

»Oder du. Es ist dein Traum«, gab Lydia zurück. »Du bist in deinem Traum hierhergekommen, aber für mich ist es kein Traum -« Sie hielt inne. Will sagte irgend etwas, und sie ver-

suchte, darauf zu antworten, aber plötzlich wehte vom Haus ein so verführerischer Duft von brutzelndem Fleisch herüber, daß Twietys Sinne überbordeten. Für den Moment wurden Twiety und Lydia eins. Twiety vergaß die Katze und wanderte tolpatschig auf das Haus zu. Will stand einfach da. Die junge Frau hatte sich in Nichts aufgelöst.

Er stöhnte auf. Der Traum, oder was immer es war, geriet außer Kontrolle. Er fühlte sich ziemlich einsam, wie er da so in der fremden, trübseligen Landschaft stand. Gerade fing er an, sich selbst leid zu tun, als Lydia wieder auftauchte.

»Das passiert mir immer häufiger«, sagte sie etwas beunruhigt. »Ich vergesse mich selbst und werde ganz zu Twiety. Siehst du, wie klein dieser eingezäunte Bereich ist? Twiety kommt da hinein, wenn es nicht zu kalt ist, und für sie ist dieser Fleck riesig. Für *mich* aber -«

»Ich werde mich umbringen«, fiel Will ihr ins Wort, aber ein Teil von Lydia war plötzlich wieder mit Twiety in der Küche befaßt, und sie reagierte nicht.

»Ich *sagte*, ich werde mich umbringen«, wiederholte Will.

»Oh, entschuldige, ich hab nicht zugehört«, antwortete Lydia.

»Ich glaube nicht, daß ich je auf diese Weise gestorben bin. Und *du* willst mir erzählen, daß Rauchen schlecht für meine Gesundheit ist. Selbstmord ist der Gesundheit auch nicht gerade zuträglich, oder?«

Schweigen. »Sehr witzig«, sagte Will schließlich. Aber seine Neugier siegte. »Wie bist du denn gestorben und wie oft? Machst du dich etwa lustig über mich?« fragte er mißtrauisch.

Lydia gab ihm mehr als nur eine Antwort. Sie verwandelte sich in die alte Frau, die sie vor ihrem Tod gewesen war: weiße Haarbüschel, eine hagere, aber doch irgendwie elegante Gestalt in Hosen und einem ausgebleichten Hemd. Will starrte voller Entsetzen auf diese Transformation.

»So sah ich mehr oder weniger aus, als ich das letztmal starb«, sagte Lydia mit munterer Altweiberstimme. »Und

irgendwie war ich ziemlich stolz auf mich. Ich meine, ich betrachtete mich als eine Überlebende.«

Will war so erschrocken, daß er kurz davor war, in seinem Bett aufzuwachen, wie er merkte. Er wollte nicht aufwachen, tat es aber - in kalten Schweiß gebadet. Er war irgendwie entsetzt. Er hatte ziemlich viele Schlaftabletten geschluckt und sich vorgestellt, *vorgestellt*, murmelte er zähneknirschend, daß er einfach in einen traumlosen Schlaf fallen würde. Aber nein. Statt dessen muß ich diesen... diesen Alptraum haben. Eine schöne junge Frau verwandelt sich in ein häßliches altes Weib. Brrr. Er versuchte sich zu erinnern, was noch passiert war, ohne Erfolg. Dann versuchte er, die ganze Geschichte von der Symbolik her zu interpretieren, und gab es fast sofort auf.

Warum, so fragte er sich, sollte ich überhaupt noch mal geboren werden wollen? Und noch mal. Und was soll ein Selbstmord bringen, wenn ich einfach in einem anderen Leben wieder aufwache? Jesus, er verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Da konnte man sich ja ständig in dem einen Leben umbringen, nur um wieder in ein anderes geboren zu werden! Wenn man es schnell genug machte, sich vielleicht immer so zehn Jahre in einem Leben gab, er grinste bitter - dann hätte man, Leben, Tod, Leben, Tod, Leben, Tod, BAM, BAM, BAM. Scheiße! Er griff unter seine Matratze und warf noch mehr Pillen ein, ohne auch nur nachzusehen, um welche es sich handelte.

Babys erinnern sich natürlich nicht an ihre vergangenen Leben, wenigstens hoffte er das, und damit hätte man, zumindest für eine kleine Weile, ein bißchen Frieden. Aber trotzdem, dachte er, man müßte sich vorab dazu programmieren, daß man sich umbrachte, bevor man erwachsen wurde und das ganze Übel von vorn anfang. Und es war ja nicht so, daß er arm oder unwissend oder krank war — solche Entschuldigungen verabscheue ich, dachte er stolz - es war einfach so, daß er... das Leben an sich nicht mochte, oder die Bedingungen des Lebens.

Er lag mit hinter dem Kopf verschränkten Armen auf seinem ungemachten Bett und betrachtete sich selbst mit geistigen Augen. Ganz gleich, wie beschissen ich mich fühle, ich wirke vermutlich cool, lässig, clever und ironisch, dachte er. So seh ich immer aus. Zumindest sagen das die anderen.

»Clever.« Er haßte das Wort. Und die anderen. Ganz gleich, was er zu ihnen sagte - und er war in seiner Eloquenz sehr überzeugend —, er fand nie wirklich Zugang zu ihnen. Nie wußte er, worauf sie hinauswollten. Für ihn blieben sie so unpersönlich wie geometrische Figuren.

Sein Blick wanderte von seiner Privatecke zur Gemeinschaftsküche mit der fettigen Plastikgeranie auf dem Fensterbrett, und von da zu dem baumbestandenen Gelände vor dem Fenster, und er dachte an die Felsen, die den Campus umgaben, und an die Wasserfälle, wo all die Bierpartys gefeiert wurden.

Und ohne irgendeine Entscheidung getroffen zu haben, zog Will sich träge an, drehte dem Buddha-Poster eine Nase (doch in einer eleganten, fast klassischen Geste) und fand sich zehn Minuten später fröhlich am glitschigen Rand des Bachbettes entlangspazieren. Munter pfeifend warf er sein Jackett über den Arm und sah sich nach dem höchsten Felsen um, den er noch bequem erklettern konnte. Kein Grund, sich zu überanstrengen, auch nicht bei einem so wichtigen Anlaß.

Was für ein wichtiger Anlaß? fragte er sich.

Wer weiß gab er sich die Antwort. Er fühlte sich in seinem Bewußtsein wunderbar merkwürdig gespalten, und sein Körper fühlte sich so leicht und transparent an, daß er sich fast unsichtbar vorkam, obwohl er wußte, daß er es nicht war.

Dann sah er hinunter, mit offenem, klarem Blick, verächtlich und verletzt.

Es war nicht allzu tief.

Aber tief genug.

Und er war benebelt genug, um zu springen. Die Drogen hatte dem Augenblick die Schärfe genommen.

Er mußte nur hinunterspringen von dieser Grenzlinie , des Augenblicks.

»Scheiße.« Nicht mal jetzt konnte er sich selber vergessen oder aufhören, sich zu beobachten. Er hatte fast das Gefühl, zwei Selbsts zu haben, keines von beiden besonders liebenswert. Das eine beobachtete das andere. Das eine dachte: Wie tragisch, wie gut und jung ich doch aussehe. Und das andere: Wie dumm und kosmisch blöde, in einem solchen Moment solche Gefühle zu haben. Aber beide Selbsts blickten wieder hinunter.

Dies ist Jeffery, der das Diktat des Buches unterbricht. Noch nie in meinem Leben habe ich so viel Willenskraft aufgebracht, aber als ich den letzten Satz »Aber beide Selbsts blickten wieder hinunter« fertiggetippt hatte, wußte ich, daß ich mit dem Schreiben aufhören *mußte*. Ein Weitermachen hätte eine Katastrophe heraufbeschwören können. Ich wußte das, obwohl meine Finger schon über den Tasten schwebten, bereit für den nächsten Satz. Der Verstand mußte hier für den Moment zurückstehen, auch das wußte ich, als ich auf ein plötzliches scharfes, unleugbares Gefühl von persönlicher Gefahr reagierte. Der nächste Satz oder folgende Text konnte mich zerstören. Schweiß rann meine Achseln hinunter. Mit der einen Hand zog ich buchstäblich die andere von der Schreibmaschine weg im Gefühl, daß meine Hände jeden Moment aus eigenem Willen heraus auf die Tasten einhämmern und etwas tippen könnten - ja was? Mein eigenes Todesurteil? Ich zündete mir eine Zigarette an und entfernte mich so weit wie möglich von dieser verfluchten Schreibmaschine. Ich war schon nervös gewesen, als ich mit diesem Abschnitt über Will begonnen hatte. Zum einen ist es der erste Text,

den ich nach zwei Wochen Pause wieder bekam, denn nach dem Kapitel über Siebens Rückkehr zum Grund seines Seins war nichts mehr gewesen. Hatte diese Rückkehr in den Begriffen *unserer* Zeit zwei Wochen gedauert? Dann entdeckte ich mit dem Beginn dieses Kapitels, daß es auch im Buch einen Zeitsprung gab, denn Twiety war nun kein Säugling mehr. Und sie wurde mehr und mehr eine eigenständige Person. Korrespondierte *meine* zweiwöchige Pause irgendwie mit Siebens Reise und Twietys wachsendem Selbst-Bewußtsein ? Und was war mit Will? Als er in diesem Kapitel auftauchte, läuteten bei mir sämtliche Alarmglocken, bis ich es schließlich bei jenem letzten Satz nicht mehr aushielt. Ich weigerte mich, auch nur noch eine Zeile zu schreiben.

Will war nur ein fiktiver Charakter in dem Buch und noch dazu ein kaum ausgebauter. Das sagte ich mir immer wieder, während ich dastand, immer aufgeregter wurde, durch das Fenster auf den Balkon und, o Gott, auf den Geranientopf auf der Balustrade starrte.

Ich fühlte mich, ja, besessen, als ich langsam hinaus auf den Balkon trat (wo sich mein erstes außerkörperliches Erlebnis abgespielt hatte). Fast hypnotisiert blickte ich auf die neuen, versetzt angeordneten Apartmenthäuser, die tatsächlich wie Felsen aufragten, und dann hinunter auf die Abfalltonnen, den noch unfertigen Rasen und die Parkplätze, Was um Himmels willen tat ich da? Ich wußte, daß ich zitterte, ich hatte das Gefühl, am Rande einer tiefen Kluft zwischen Welten dahinzutorkeln, im Versuch, von einer zur anderen zu springen.

Und ich wußte, daß ich, ganz egal, wer oder was Will war oder nicht war, ihn davon abhalten mußte, zu springen. Ich mußte ihn irgendwie erreichen. Aber wie erreicht man eine fiktive Person in einem Buch? Unmöglich, dachte ich. Gleichzeitig wußte ich, daß es meine Mission war, Will zu erreichen. Und wenn mich jemand gefragt hätte, was die

Aufgabe meines Lebens sei, so hatte ich ohne zu zögern geantwortet: »Wills Leben zu retten.«

Bei diesem Gedanken wurde mir schwindlig, und ich hatte das Gefühl, die Balance zu verlieren. Ich fürchtete, daß ich, falls ich das Gleichgewicht verlor, über das Gelände hinunterfallen würde. Statt dessen aber verschwammen die Gebäude von gegenüber und verschwanden fast in einer Art weißem Schein. Dann wurden sie zu den im Buch beschriebenen Felsen, jenen, die Will sich ausgesucht hatte... Und ich sah ihn oben auf einem Felsvorsprung stehen und hinunterschauen.

So war ich - er - also noch nicht gesprungen!

Zu Tode erschrocken, zutiefst entsetzt, wurde mir plötzlich klar, daß ich jene *andere Selbst* war, von dem im letzten Absatz die Rede war. Ich stand neben ihm - der Beobachter. Und es wußte das! Ich meine, es fühlte ein Beobachter-Selbst, obwohl ich nicht weiß, ob ihm klar war, daß ich real war.

»Spring nicht!« schrie ich.

»Das Lebensrad... es dreht sich und dreht sich«, sagte Will und kicherte. Ein schreckliches Kichern. Dann warf er die Arme hoch und sagte mit Grabesstimme, die sich eindeutig über sich selbst mokierte: »Und hier ist es, wo Klein-Willy aussteigt, ja, Mann.«

Und während er das - als Will - sagte, spürte ich ein mächtiges Gefühl schwindelerregender Unverantwortlichkeit und einen merkwürdigen Drang, loszulassen, zu springen, das *Nichts* zu wählen, die Sterblichkeit durch ein Hofieren des Todes zu betrügen. Ich kam wieder zu mir und beschwor Will: »Du hast eine Zukunft. Du wirst ein Psychologe werden. Du wirst all das vergessen, die Drogen, den emotionalen Bombast.«

Will stöhnte auf. Da stand er, noch immer gespalten, noch immer im Streit mit sich selbst. »Und die Suche nach Exzellenz im Leben«, sagte er. »Was für eine blöde, illusionäre Suche das war!«

»Wart Du bist noch immer am Leben, oder? Du kannst nicht Selbstmord begehen, weil ich dein künftiges Selbst bin. Und ich existiere!« rief ich.

Will sah direkt dorthin, wo ich stand. Er sah mich sicherlich nicht, fühlte aber wohl meine Präsenz als sein anderes Selbst und hörte meine Stimme in seinem Innern.

»Wie ich mir doch treu bleibe«, sagte er. »Zwei Meinungen bis zum letzten. Das allein reicht, um einen zum Selbstmord zu treiben. Und immer noch witzig. Gott, wie ich mich hasse.«

Ich brüllte: »HÖr auf damit! Wenn du springst, dann bringst du mich auch um.« Ich war in Panik. Aber ich war das wirkliche Ich. Er war nur eine fiktive Person. Wie also konnte sich sein Tod denn überhaupt auf *mich* auswirken? Ich wußte es nicht, aber ich wußte, daß es möglich war. »Du wirst ein wirklich seltsames Buch schreiben«, rief ich. »Ich weiß es. Ich habe es gesehen.«

»Wen kümmert das schon?« sagte er. »Und außerdem habe ich dieses blöde Selbstgespräch satt. Andererseits kann ich auch gut weiter mit mir selbst reden, ich habe ja keinen Freund auf der Welt. Meinen Eltern bin ich auch völlig egal.« Er zuckte beredt mit den Achseln und trat näher - zu nahe — zum Rand des Felsvorsprungs.

Ich machte einen Satz, um ihn zu stoppen, aber bei seinen letzten Worten war mir plötzlich übel geworden. Weil auch ich nämlich jetzt keine Freunde mehr hatte. Und nun geschah es, Übergangslos. Wills Gefühle waren nicht mehr allein die seinen - es waren meine, voll und ganz. Und als sich diese seltsame und grauenhafte Transferierung (denn das war es) vollzog, fiel ich fast selbst über den Rand des Felsvorsprungs, von der Wucht der Verzweiflung voll getroffen. Gleichzeitig gewann die Szene vor mir eine unbeschreibliche Klarheit - die grauen Felsen, gesprenkelt mit Frühlingsgras und Steinen, die windschiefen Bäume, an denen frische Triebe sprossen. Als hätte ich jede Tiefenwahrnehmung verloren, schien der Wasserlauf nur

noch einen Schritt entfernt, kaum noch eine Gefahr und seltsam einladend.

Die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, die ich empfand, waren auf merkwürdigste Weise... sexuell, ein Verlangen, das orgasmische Erlösung wollte. Einerseits drängte es mich fast schmerzhaft, mich hinunterzuwerfen durch diesen klaffenden Spalt im Raum, der, wie ich wußte, trotz meiner Illusion von Untiefe vorhanden war. Aber wie ein Liebhaber verwandelte sich auch der Wasserlauf auf verführerische Weise, schien näher und näher zu kommen, so daß ich auch dachte, daß ein kleiner, süßer Schritt diesem monströsen psychischen Druck, den ich so lange vor mir selbst verborgen hatte, ein Ende setzen würde.

Und gleichzeitig wisperte eine Stimme in mir, daß ich wieder zum Beobachter werden mußte, oder Will und ich wären beide verloren. Ich hörte, aber die Worte schienen keinen Sinn zu ergeben.

Während all dies geschah, war ich so ganz und gar in meine Empfindungen versunken, so hypnotisiert und gepackt von der Versuchung zu springen, daß ich Will fast völlig vergaß. »Ein kleiner Schritt, *Scheiße*,« hörte ich seine Stimme sagen. Die Worte drangen zu mir durch. Ich schreckte auf. Will schüttelte den Kopf in, wie es schien, glücklicher Verwunderung. Für einen Moment dachte ich, daß er nun völlig den Verstand verloren hatte, denn die Implikationen seines Verhaltens entgingen mir zunächst. Er kicherte wieder, nur diesmal in wilder, kindlicher, fast tierhafter Erleichterung und ließ sich auf den Felsvorsprung sinken, zog Schuhe und Strümpfe aus und schleuderte sie mit einem vogelhaft geckernden Laut hinunter in den Wasserlauf. Mein Blick folgte ihnen. Die Schuhe... waren es seine oder meine? *Er* weinte und kicherte noch immer vor Erleichterung, und erst, als ich verstand, daß er *vor Erleichterung* weinte, wurde mir klar, was geschah.

Seine Verzweiflung war irgendwie all die Zeit die meine gewesen! Und als ich diese fast unmögliche psychische Last akzeptierte, war *er* frei.

Eifersüchtig beobachtete ich ihn: die vollkommene Gestalt des jungen Mannes, der nun durch eine eben befreite Psyche einen neuen Anfang machte. *Wer* war er? Nun hatte ich etwas gegen ihn, wie er sich da auf dem Felsvorsprung räkelt, als hätte er nicht die geringsten Sorgen. Meine eigene Verzweiflung war immer noch das vorherrschende Moment, nur war ich mir jetzt ihrer als Gefühl bewußt und nicht mehr so sehr in ihrer Macht verloren.

Will drehte sich um, stand auf, prüfte barfüßig und vorsichtig den Weg, die Zweige und Steine, die sich in seine Fußsohlen drückten. Ein stechender Schmerz, der ihm die Tränen in die Augen trieb - und triumphierenden Trotz in sein Herz: Fast bin ich gesprungen. Fast. (Ich fing seine Gedanken auf und lauschte in ihn hinein.) Und weiter dachte er: Ich wurde gerettet. Irgend etwas hat mich im letzten Moment zurückgehalten. Irgend etwas oder irgend jemand *hatte Sorge um mich*. Ich würde diese Steine unter meinen Füßen jetzt nicht spüren, wenn ich gesprungen wäre. Ich würde nicht denken. Ich würde nicht... Er fuhr fön mit einer ganzen Litanei von Dingen, die er jetzt nicht fühlen würde, wenn er gesprungen wäre. Ich fand seine Hochstimmung peinlich. Dann, er näherte sich dem Weg, den er von unten zum Felsen genommen hatte, blieb er stehen. Oder vielmehr, er wurde... gestoppt. Ich spürte seine Überraschung. Und gleichsam, als würde er auf magische Weise *gezogen*[^] kam er zurück zu der Stelle, wo ich unsichtbar stand. Er betrachtete den Fleck, als faszinierte er ihn, obwohl er mich nicht sehen konnte, dessen war ich mir sicher. Er kehrte um, aber wieder hielt er an und kam zurück, so als sei er gezwungen, innerhalb dieses geheimnisvollen, unsichtbaren Kreises zu bleiben. Meine eigene Situation fast vergessend sah ich zu, wie er diese Prozedur mehrmals wiederholte und

schließlich damit endete, daß er unschlüssig vor mir stehenblieb.

Warum ging er nicht weg? Mein eigenes Gefühl der Trostlosigkeit hüllte mich in eine mentale Wolke, die fast alle Gedanken erstickte, die nichts damit zu tun hatten. Und doch war ich von Wills Verhalten so fasziniert, wie anscheinend er es von der Stelle war, an der ich unsichtbar stand. Nun starrte er darauf, offensichtlich erstaunt. Er schien sicher zu sein, daß hier irgend etwas oder irgend jemand anwesend war. Und obwohl er mich nicht sah, schien er sich auf andere Weise meiner Präsenz zunehmend bewußt zu werden.

Und ich dachte: Warum geht er nicht nach Hause? Zurück in die Kommune?

Und ich dachte: Weil er allein keine Zukunft hat.

Ich glaube, diese Erkenntnis kam uns beiden zugleich.

Sein jugendliches Leben konnte nur in meinem Mannesleben Erfüllung finden.

In *meinem* Leben?

War er real?

Realer als real?

Realer, als ich es jahrelang gewesen war?

Wenn ich Will nicht als Teil von mir akzeptierte, dann hatte er keinen Ort, wohin er gehen konnte. Ich sah mich um. War der Boden, auf dem ich stand, real? Führte dieser Weg irgendwo hin?

Oder gab es nur einen Weg, jenen, der zu Wills Kommune zurückführte?

Will sah, fast verzweifelt, auf den Weg, den er gekommen war. Sein Gesicht zeigte Angst und auch Hoffnung.

»Ich bin hier«, sagte ich und fragte mich, ob er mich hören würde.

»Oh, wow, was ich gerade durchgemacht habe!« antwortete er mental. »Abgesehen davon habe ich vor ein paar Minuten mit mir selbst zu sprechen versucht, und niemand hat geantwortet... als ob niemand da wäre. Sehr seltsam.«

»Das war wohl, als ich selbst zu verängstigt war«, sagte ich.

»Dann sind wir schon zwei. Aber was machen wir jetzt? Jedenfalls bin ich am Leben.« Er schwieg einen Moment. »Bin ich doch?« fragte er. »Jetzt plötzlich, wo ich mich dazu entschieden habe zu leben, fühle ich mich... unreal.«

Ich sah ihn klar, während er sprach. Er war ich selbst, so wie ich mich verjähren sah, in einer Kommune lebend (obwohl ich nie wirklich in einer Kommune gelebt hatte), aber vor allem so einsam, daß ich es kaum ertragen konnte, mich daran zu erinnern. Erbat ich, Will, Hilfe von einem zukünftigen Selbst? Oder veränderte ich, das zukünftige Selbst, die Zukunft, indem ich zurückging und die Vergangenheit veränderte... aus meiner Gegenwart heraus? So sagte ich: »Du wirst ich sein. Aber auch ich lerne. Und ich werde wegen dir und aufgrund dessen, was sich gerade ereignet hat, ein anderer sein.«

»Du meinst, du bist real und ich bin es nicht? Für mich bist du nur das Selbst, mit dem ich spreche.«

»Keiner von uns beiden ist real ohne den anderen«, sagte ich. »Es tut mir leid, wenn ich deine Realität geleugnet habe. Und wenn ich deine Fragen und Hoffnungen ignoriert habe, so bitte ich dich um Verzeihung. Aber ich weiß auch nicht, wie ich dich akzeptieren soll, obwohl ich es verzweifelt gern möchte.«

Und als ich das sagte, erfaßte mich völlige Verwirrung, denn plötzlich war *ich Will*, hörte auf meine Worte des inneren Dialogs, und doch war ich ich selbst und sprach die Worte. Ich bin nicht sicher, was geschah, als die Felsen zu schimmern begannen und Will mit ihnen. Ich weiß, daß ich hier irgendwo eine Gedächtnislücke habe. Ich weiß, daß ich als nächstes wieder auf meinem Balkon stand und hinunter auf den unfertigen Rasen und ein altes Paar Schuhe starrte, das jemand bei den Abfalltonnen deponiert hatte. Ich war so erschöpft, daß ich ins Wohnzimmer stolperte und sofort in tiefen Schlaf fiel. Aber kurz bevor ich einschlief, fiel mir ein Vorfall aus meiner Vergangenheit ein, den ich

vollkommen vergessen, verdrängt hatte: Als ich nämlich auf einem Hügel gestanden und an Selbstmord gedacht hatte. Und schon im Halbschlaf fragte ich mich: Oder ist diese Erinnerung gerade geboren und in die Vergangenheit eingebaut worden ? Und noch dringlicher: Wo ist Will jetzt? Ist er oder ich oder sind wir beide noch in Gefahr?

Kapitel 26

Ram-Ram verabschiedet sich und erzählt, was er weiß

»Ich glaube, ich verstehe, was du meinst, aber ich bin mir nicht sicher«, sagte Überseele Sieben zu Kypros. Die beiden saßen, unsichtbar natürlich, auf Stühlen auf Jeffy-boys Balkon. »Will war ein vergangenes Selbst von Jeffery. Das klingt ja noch ziemlich einfach, meine ich. Aber...«

»Aber was?« fragte Kypros sanft, um dann mit gleichmütiger Stimme fortzufahren »Wenn der Rasen erst einmal fertig ist, wird Jeffery eine wunderbare Aussicht haben.«

»Du verheimlichst mir doch etwas. Auf dein plötzliches Interesse an Jefferys Rasen fall ich nicht herein!«

»Ich verheimliche dir gar nichts.« Kypros Blick richtete sich auf nichts im besonderen. »Es mag allerdings ein paar Dinge geben, die du vor *dir selbst* verbirgst. Ich gebe dir einen Tip. Jeffery hat sich an Will erinnert, und Lydia wird *ihre* Erinnerungen eine Weile Twiety überlassen müssen, und -«

»Sag's mir nicht«, rief Sieben. »Ich werd selbst drauf kommen.«

»Gut.« Kypros lächelte. »Ich wolte dich nur wissen lassen, daß es in Ordnung ist, wenn du dich jetzt erinnerst.«

»Manchmal klingst du so überlegen«, sagte Sieben. Denn so sehr er sein Gedächtnis auch bemühte, Zeiten, Menschen, Ereignisse oder Wahrscheinlichkeiten auf verschiedenste Weise zueinander in bezug setzte, er konnte nichts entdecken, was er wirklich vergessen haben könnte.

»Ach Sieben, das hat nichts mit Überlegenheit zu tun...«

»Halt an!« fiel Sieben Kypros ins Wort.

»Anhalten? Wozu?«

»Ich meine, wart einen Moment. Sieh mal da!« rief Sieben aufgeregt, denn unten war Ram-Ram aufgetaucht, der auf das Haus zuschlenderte. »Du wußtest, daß er kommt, nicht wahr?« fragte er vorwurfsvoll. Doch Kypros lächelte nur.

»Schau nur einfach zu und hör hin«, sagte sie. »Vielleicht wirst du dich an etwas Wichtiges erinnern.« Dann brach sie in ein so vehementes Gelächter aus, daß sie Siebens Gefühle zu verletzen fürchtete.

Aber er war zu verwirrt, um es zu bemerken. »Es gibt so viele unbeantwortete Fragen«, murmelte er. »Ich weiß immer noch nicht, warum Jeffery das Buch für uns schrieb, oder wie Lydia mit ihm verbunden ist, oder warum ihr vollständiges Annehmen von Twietys Leben sich auf Jefferys Zukunft auswirkt. Ich habe übrigens *immer noch* so meine Probleme mit Lydia. Aber warum sollte das Jeffery bekümmern?«

»Schscht. Hör zu«, sagte Kypros. Sie und Überseele Sieben verwandelten sich in zwei Lichtpunkte an Jefferys Wohnzimmerdecke.

»Was wird Jeffery denken, wenn er das tippt?« fragte Sieben besorgt. »Dann weiß er doch, daß wir sein Gespräch mit Ram-Ram belauscht haben.«

»Du vergißt, daß Jeffery uns für fiktive Personen hält«, erwiderte Kypros.

Ram-Ram klopfte an die Tür. Er mußte ein paarmal klopfen, bis Jeffery, der auf der Couch schlief, wach wurde. Noch halb benommen brüllte Jeffery: »Verschwinde!«

»Hier ist Ramrod Brail«, rief Ram-Ram.

»Großartig. Genau der, den ich jetzt unbedingt sehen möchte«, brummte Jeffery, aber er ging zur Tür und ließ Ram-Ram herein.

»Nun, ich bin entlassen worden«, rief Ram-Ram. Er sah sehr mit sich zufrieden aus.

»Wie schön für *dich*«, erwiderte Jeffery gereizt. »Ist es diesmal echt?«

»Na, na, na«, machte Ram-Ram. »Ich kam nur vorbei, um mich zu verabschieden. Ich werde verreisen und will auch etwas schreiben. Mir scheint, du bist über das Wiedersehen mit deinem alten Kumpel nicht gerade beglückt.« Er kicherte und starrte leicht gelangweilt an die Decke. »Ich muß schon

sagen, falls du nichts dagegen hast, Jeffy-Boy, du siehst wirklich geschafft aus.«

»Ich *hab* was dagegen! Und ich mag auch nicht mit Jeffy-Boy angeredet werden!«

»Natürlich magst du das nicht. Der Junge in dir ist allerdings ein Teil des Mannes...«

»Was meinst du damit?«

Ram-Ram setzte sich und lächelte liebenswürdig. »Du warst nur schon so verstaubt, daß ich dich gern an den Jungen erinnerte, der irgendwo in dir begraben war.«

Jeffery blieb stehen, starrte ihn an und fragte mechanisch:

»Will? Sprichst du von Will?« Und spürte dabei eine Abwesenheit in sich. Wo war Will?

»Will?« erkundigte sich Ram-Ram.

»Ach nichts.« Jeffery war so offensichtlich erleichtert, daß Ram-Ram vorgab, nichts zu bemerken. »Wissenschaftliche Zeitschriften kommen jetzt natürlich nicht mehr in Frage«, sagte er. »Du kannst nichts davon beweisen.«

»Ram-Ram sieht uns«, rief Sieben.

»Tatsächlich?« sagte Kypros.

»Was beweisen?« fragte Jeffery und sprang mit mehr Erregung, als er zeigen wollte, von der Couch, auf der er sich niedergelassen hatte.

»Na... was immer du getrieben hast«, antwortete Ram-Ram unschuldig. »Zum Beispiel *war* ich hier, im außerkörperlichen Zustand, aber das würdest du, wie ich annehme, vor keinem deiner Kollegen zugeben. Daß ich eine Weile lang Patient in einer Nervenheilanstalt war, ist für dich auch nicht gerade hilfreich. Ja, ja, ja. Ich habe eine ganz gute Vorstellung von deinen psychischen Abenteuern. Du hast dich aber nicht ganz auf sie eingelassen.«

So ruhig wie möglich fragte Jeffery: »Wieviel weißt du denn über meine Aktivitäten? Und *woher* weißt du, was immer du weißt?« Und nach einer kurzen Pause: »Oder *denkst*, daß du weißt?« Er schrie jetzt fast.

Ram-Ram stand auf, wandte Jeffery den Rücken zu, verschränkte die Hände hinter dem Rücken und ging zur Balkontür. Dort blieb er stehen und sah hinaus. »Ich könnte mir vorstellen, daß du inzwischen so eine Art Manuskript hast«, sagte er. »Aber meine Kenntnisse von deinen, äh, bizarren Aktivitäten sind nicht so detailliert, wie du vielleicht annimmst, oder wie ich hoffte. Als du mir von deiner ersten Traumbegegnung mit diesen beiden Männern erzählt hast, war ich nicht besonders überrascht. Ich hatte selbst einen Traum von dir...«

»Ich brauche einen Drink«, sagte Jeffery unvermittelt.

»Aber unbedingt.« Ram-Ram strahlte übers ganze Gesicht, und ging so als sei er der Gastgeber, in die Küche. Jeffery hörte Eiswürfel im Glas klirren, und Ram-Ram kehrte mit zwei Drinks zurück.

»Einen Toast«, sagte er schwungvoll.

»Der Traum«, sagte Jeffery.

»Ach ja, der Traum. Nun, wie hätten wir unserem jungen Mann hier von einer solchen Begebenheit berichten können? Das war natürlich mein Problem. Jetzt verstehst du das ohne Schwierigkeiten.«

»Großer Gott«, brüllte Jeffery. »Willst du endlich zur Sache kommen?«

»Wie entnervt Jeffery ist!« sagte Überseele Sieben zu Kypros. »Weißt du, für einen Moment glaubte ich, mich an etwas schrecklich Wichtiges zu erinnern. Aber jetzt habe ich keine Ahnung mehr, was es war.«

»Ach?« Kypros schien nicht sehr interessiert.

Ram-Ram setzte sich. »Vieler Dinge bin ich mir nicht ganz sicher«, sagte er. »Aber ich träumte, daß du auf eine Weise, die mir entfallen ist, ein automatisches Manuskript schreiben würdest, und ich wußte, daß ich an seiner Initiierung beteiligt sein würde.«

»Sprich weiter«, sagte Jeffery. Sein Gesicht war so gespannt und still, als sei die Zeit stehengeblieben.

»Vorjahren habe ich mich für Phänomene wie außerkörperliche Erfahrungen, Hypnose und Bewußtseinsveränderungen im allgemeinen interessiert«, fuhr Ram-Ram fort. »Ich habe sozusagen mit ihnen herumgespielt. Aber ich war vorsichtig. Ich hatte auf meinen Ruf zu achten. Das Leben ging weiter, und ich schlug die akademische Laufbahn ein. Dann, als ich diesen Traum hatte, wurde ich hellhörig. Nur mal angenommen, es ist was dran, dachte ich. Das war einige Tage vor deinem Erlebnis, aber irgendwie wußte ich, als ich aus diesem Traum erwachte, daß du zu mir kommen mußtest. Deshalb habe ich dich nicht kontaktiert. Immerhin lieh ich mir für alle Fälle ein paar Bücher aus der Bibliothek, um mich mit dem medialen Bereich wieder etwas vertraut zu machen, und um sie dir zu leihen, *falls* mein Traum tatsächlich etwas zu bedeuten hatte und du mich anrufen solltest. Was du dann ja auch getan hast.«

»Mir fiel das Ausleihdatum auf der Leihkarte auf«, rief Jeffery. »Ich war flüchtig darüber verwundert, daß die Bücher ausgeliehen worden waren, bevor -«

»So war das auch gedacht. Du solltest einen Grund haben, mir jetzt zu glauben. Damit ist natürlich nichts bewiesen, aber es ist zumindest ein, äh, Anhaltspunkt.« Ram-Ram schwieg einen Moment und sagte dann: »Und natürlich ist die Sache noch nicht ganz beendet.«

»Was meinst du damit?« fragte Jeffery verunsichert. Gleichzeitig überlegte er, ob Ram-Rams Bemerkungen etwas mit seiner zunehmenden Unruhe zu tun hatte, denn Will drang ihm immer wieder ins Bewußtsein.

Überseele Sieben sagte zu Kypros: »Das, woran ich mich erinnern soll, hat mit Jefferys Traum zu tun... und *diesem* Buch... stimmt's?«

»Schscht«, mahnte Kypros.

»Nun, Jeffy-Boy, magst du keine Überraschungen?«

Ram-Ram nahm wieder seine kokette, ironische Art an. »Wie dem auch sei, so viel weiß ich: Worin immer du auch involviert bist, es ist noch nicht ganz vorbei. Du mußt noch

etwas Wichtiges tun. Und noch etwas: Ich habe immer einen ungelösten und unglücklichen, vielleicht ungeliebten, aber ungestümen Aspekt in dir gespürt, den du sehr gut hinter deiner selbstbewußten, professoralen Psychologenpose versteckt hast. Auch aus diesem Grund nannte ich dich Jeffy-boy. Ich habe dich natürlich aufgezogen.«

Ram-Rams Stimme hatte etwas Hypnotisches, das den zunehmend dämmrigen Raum auszufüllen schien. Sogar Sieben war am Einnicken. Ram-Rams kleine Augen waren halb geschlossen, doch hinter den schläfrig gesenkten Augenlidern schien Wachsamkeit zu lauern.

»Und mehr als das«, fuhr er fort. »Ich spürte auch, daß du in gewisser Weise, äh, einen ungelösten Aspekt von mir, aus meiner Vergangenheit darstelltest... von mir als jungem Mann,.. einen Teil, der Hilfe brauchte. Ich wollte zurück in meine Vergangenheit und ein paar Veränderungen vornehmen... so wie du, glaube ich, das in deinem eigenen Fall getan hast.« Und sanft lächelnd sagte er: »Ja, ja. So ist das.«

»Ich erinnere mich!« brüllte Überseele Sieben. »Wie konnte ich das bloß vergessen?«

Und Ram-Ram im selben Augenblick: »Im Traumzustand kamen zwei Leute zu mir und haben irgendwie diese ganze Geschichte eingefädelt, die Ereignisse, von denen ich weiß, und jene, die du mir nicht erzählt hast, eingeschlossen.«

»Das war ich!« schrie Überseele Sieben Ram-Ram zu, der ihn natürlich nicht hörte.

»Und?« fragte Kypros sanft.

»Und du auch«, sagte Sieben ein bißchen beschämt. »Aber warum erinnere ich mich erst jetzt daran?«

»Das *Warum* kommt als nächstes«, erwiderte Kypros.

»Willst du damit sagen, daß die beiden Männer, die ich hier gesehen habe, schon vorher in einem *deiner* Träume aufgetaucht sind?« fragte Jeffery. Der hypnotische Bann von Ram-Rams Erzählung war gebrochen.

»Ich habe keinen Beweis dafür«, antwortete Ram-Ram.
»Aber ja, ja, ja, das würde ich sagen. Die Beschreibung der Männer, die du mir gegeben hast, trifft auch auf meine Männer zu. Ich würde sagen, es waren dieselben.«
»Aber was ist mit der Nervenheilanstalt?« fragte Jeffery.
»Wie fing das alles an? Warst du wirklich, äh...«
»Das hängt von deiner Sicht der Dinge ab, falls du wissen willst, ob ich verrückt war oder nicht.«
»Der Frage schließe ich mich an«, sagte Sieben zu Kypros.
»Und ich habe noch eine Frage. Wo ist Will? Und warum bin ich plötzlich so beunruhigt, wenn ich an Will und Lydia denke?«
»Zum einen braucht dich Lydia gerade«, antwortete Kypros.
»Da sind ein paar Dinge, die erledigt werden müssen, und zwar bevor Jeffy-Boy und Ram-Ram ihr Gespräch beenden. Zum anderen hat das, was mit Lydia passiert, auch etwas mit Will und Jeffery zu tun.«
»Aber was?« fragte Sieben etwas bestürzt. »Da ist noch mehr, an das ich mich erinnern muß, nicht wahr?«
»Beeil dich. Geh jetzt zu Lydia«, erwiderte Kypros. »Zugegeben, *die* Zeit gibt es eigentlich nicht, aber unter deinen Bedingungen sollte jetzt keine vergeudet werden.«

Kapitel 27

»Die Zeit ist jetzt«, Lydia sagt lebwohl und hallo, und Sieben erinnert sich

Gelb und weiß blitzende Funken explodierten in winzigen Wölkchen. Twiety versuchte ihnen mit den Augen zu folgen. Die Funken waren ganz oben auf der Schneewehe und wehten aus dem Schnee auf wie Federn. Hinter all dem Gewirbel konnte sie kaum mehr die Schneewehe sehen, die da wie ein riesiges weißes Tier kauerte. Twiety beäugte sie mißtrauisch, um herauszufinden, ob sie gefährlich war. Ihr Hinterteil war innen und außen naß. In ihren Unterhosen fühlte es sich weich und wabbelig an, da, wo dieses vertraute braune, warme, riechende Zeug herauskam. Es quatschte, wenn sie auf den Boden plumpste, und sie konnte es naß und klebrig zwischen ihren Beinen fühlen. An ihrem nassen Hinterteil außen klebte Schnee, und wenn sie sich in den Schnee setzte, fühlte es sich kalt und hart an. Ihr Gesicht brannte vom Sonnenlicht und auch von der Kälte. Und da saß sie nun, im Schnee, wo sie plötzlich hingelumpst war. Ihr tat nichts wirklich weh, es stach nur ein bißchen. Sie überlegte, wo genau es piekste, und ob es sich lohnte, darüber in Geheul auszubrechen, aber sie war auch immer wieder von den weiß und gelb glitzernden Schneefunken fasziniert, die aus der Schneewehe stoben und in der Sonne blinkten. Sie starrte sie träumerisch an, dann aber zog die Katze ihren Blick auf sich: Sie umkreiste den Schuppen. Jetzt erinnerte sie Twiety daran, daß sie gerade hingelumpst war, und sie hatte doch der Katze nachlaufen wollen.

»Twiety, steh auf«, sagte sie innerlich, denn physisch konnte sie die Worte nicht herausbringen, so wie es sich gehörte. Es war schwer, das Außen so wie das Innen zu machen. Die Katze flitzte wieder in den Sonnenschein hinaus, voller

wirbelnder Lebendigkeit. Ungeduldig versuchte Twiety es noch einmal mit dem Aufstehen, aber nichts passierte. Diese *andere Twiety* sagte ihr manchmal, was sie in so einem Moment tun mußte. Aber was jetzt?

Dann passierte es von ganz allein.

Sie sah ganz deutlich, wie sie aufstand und der Katze nachlief. Dieses Bild von ihr selbst blitzte vor ihren Augen auf, und noch bevor sie merkte, was geschah, stand sie auf den Beinen und folgte dem Bild. Aber dann verschwand es, und nur noch die Katze war da. Einen Moment lang, bevor das Bild verschwand, *war* sie das Bild von dem Selbst, dem sie folgte... *und* sie *sah* es, dieses Selbst, in braunen Hosen und Mantel und eingewickelt in diesen gräßlichen orangefarbenen Schal, rennend.

Doch sie rannte nicht wirklich, sie stolperte nur dahin. Sie konnte noch nicht schnell genug laufen, und der Schnee stieg immer wieder auf und ihr entgegen, und es tat weh, wenn er auf ihr Hinterteil traf. Nein, dachte sie, der Schnee kommt nicht zu mir herauf, ich falle hinunter auf den Schnee. Und da saß sie schon wieder, mit einem harten Plumps, auf ihrem Hinterteil, und es brannte. Sie heulte los.

Niemand kam, um sie aufzuheben, niemand innen und niemand außen. Sie bekam Angst.

Ein peitschender Wind kam auf. Sie schlug zurück, aber er hörte nicht auf. Die Sonne strahlte heller, die Schneefunken blitzten überall auf, und sie konnte kaum sehen. Twiety brüllte wütend den Wind an, der ihr nun Schnee ins Gesicht trieb. »Twiety auf«, sagte sie.

»Du mußt erst das Bild machen«, hörte sie die *andere Twiety* irgendwo in ihrem Kopf sagen, und ihr Gesicht hellte sich auf, denn nun fühlte sie sich nicht mehr ganz so allein. Sie mußte erst das Bild machen. So ging das. Sie kräuselte die Stirn, dachte daran und versuchte es, aber ohne Erfolg.

»Ich glaube, ich muß das noch mal für dich machen«, sagte Lydia und projizierte ein mentales Bild von Twiety, damit sie sehen konnte, was ihr Körper tun sollte. Twiety sah, wie sie

aufstand und zum Haus ging, und sie stand auf und folgte dem Bild, Stiefelfüße auf pulvrigem Schnee. Die Sonne versteckte sich hinter ein paar Wolken, und Twiety blieb stehen, überrascht. Wohin war das Helle verschwunden? Warum wurde es dunkler? Und kälter? Und sie hatte einen Fäustling verloren. Der Schnee hatte sich auch verändert. Jetzt war er ganz dunkelblau oder schlimmer noch, wie eine Wolke auf dem Boden an einem Donnertag.

Sie fröstelte. Der dunkle Teil der Luft fühlte sich stachelig an, als wären in ihm winzige Dornen von Luftbüschchen, die sie nicht sehen konnte. Sie warf ihre pummeligen Hände hoch und kicherte. Die Luft war so pieksig wie manchmal die Zunge der Katze, wenn sie ihre Finger leckte.

O Gott, dachte Lydia, wie unglaublich reich Twietys Welt doch ist! Wie viele Sinnesdaten sie in den wenigen Minuten, die sie jetzt draußen war, erforscht hatte. Bianka ließ ihre Tochter nie länger als höchstens fünfzehn Minuten im Freien und behielt sie ständig durchs Fenster im Auge, eine Tatsache, der Lydia bedachte, die Twiety aber gewöhnlich in der Herrlichkeit ihrer Erlebnisse vergaß. Lydia wollte vor tiefer Sehnsucht weinen. Und auch vor Freude. All das von Twietys Standpunkt aus zu erleben, war immer noch eine schockierend unmittelbare Erfahrung, während sie selbst schon fast jene ersten Erkundungen von... nun, Leben und Kreatürlichkeit vergessen hatte.

Ein Teil von Lydias Bewußtseins blieb bei Twiety, ein anderer löste sich und sah hinunter auf das Kind, das da durch den Schnee stapfte. Lydia wußte, daß das Haus nur ein paar Meter weg war, aber durch die Erfahrung des Kindes erlebte sie es als sehr viel weiter entfernt. Und diese Landschaft des siebzehnten Jahrhunderts, dachte Lydia. Sie war ihr so lieblich, so verloren in der Zeit und doch nie verloren, denn auf die eine oder andere Weise war sie nur ein anderes Jetzt... nunmehr Twietys Jetzt, das sich stetig ihren Sinnen eröffnete. Was war der Unterschied, wenn dies hier alles vom Standpunkt des zwanzigsten Jahrhunderts

aus Vergangenheit war? Sie mußte lernen, ihr Denken neu auszurichten, denn offensichtlich existierte alle Zeit zugleich. Gleich, wieviel da war, das sie nicht verstand, wie heroisch, wie zutiefst bedeutungsvoll und einzigartig war doch das Staunen dieses einen Kindes im Moment seines Jetzt. Warum also wollte *sie* weinen?

Lydia kannte die Antwort. Sie war gefangen zwischen ihrer eigenen Erfahrung und der Twietys. Mehr und mehr wurde sie angezogen von diesem leuchtenden neuen Fokus von Twietys Leben. Aber wenn sie nachgab, würde sie ihre eigene Identität verlieren und zumindest momentan in Vergessen fortgetragen werden. Ich würde meine eigene Freiheit verlieren, dachte sie. Aber was bedeutet diese Freiheit für mich, wenn ich diesen unvergleichlich kreatürlichen Fokus auf einen Raum, auf eine Zeit davon ausschließe? So fühlte sich Lydia, während sie Twiety beobachtete, mit und durch Twiety fühlte, selbst heimatlos, zwischen den Dimensionen, und doch war sie noch nicht bereit, ihre Freiheit aufzugeben. Und während all der Zeit spürte sie, wie Twiety immer gieriger lebendig wurde, immer umfassender und großartiger im Fleischlichen wuchs. Überseele Sieben erlebte Lydias und Twietys Gefühle zugleich. Er hatte versucht, zu Lydia durchzudringen, seit Twiety das erste Mal in den Schnee geplumpst war. Doch Lydia war zu abgelenkt gewesen, um zu hören. »Lydia«, sagte er, »du mußt in deine Erfahrung, die Twietys ist, ganz hineingehen. Hör auf, dir selbst leid zu tun. Schau dir den Hof, das Land an, wie Twiety es tut, mit Staunen, und dein Staunen wird dich dort hinführen, wo du hinwillst.« Das Kind war bei der Haustür angelangt. Bianka ließ es herein, und nun saß Twiety am Ofen, wo sie der heiße Feueratem anbrandete, während Bianka die Ofenklappe aufmachte, um ihre Tochter zu wärmen, und ihr die nassen Kleider auszog. Lydia, die erschöpft war, fand sich vom Feuer ebenso fasziniert und geängstigt wie Twiety, und sie

mühte sich, bei sich zu bleiben und sich nicht in der Hitze von Twietys intensiver Konzentration zu verlieren.

Twiety fühlte sich schwer, massig und irgendwie unberechenbar.

»Jetzt ziehen wir deine Hosen aus«, sagte Bianka.

»Sieh mal, Herzchen.« Josefs immer laute Stimme dröhnte in Twietys Ohren. Sie wollte ihn schon böse ansehen, aber er hielt ihr ein Stück Brot mit Honig hin, und wenn seine Stimme auch laut war, so war sie doch auch gelb und warm und schwer wie Honig.

»Du versuchst sie zu bestechen, damit sie dir einen Kuß gibt«, sagte Bianka.

»*Du* bestichst mich«, erwiderte Josef grinsend. »Und nicht mit Brot und Honig.«

»Hör auf damit. Nicht jetzt.« Bianka wurde rot und war ein bißchen verärgert, denn zuweilen verstand er mehr, als ihr lieb war.

Während Bianka und Josef lachten und Twiety vergnügt vor sich hinplapperte, als sie nun die schneenassen Sachen endlich los war, geriet Lydia beinahe in Panik. Wieder hatte sie sich vergessen, gefangen von der häuslichen Szene, der wannen Küche, den Erwachsenen... Die Erwachsenen! O Gott, es war ihr schon wieder passiert - schon wieder war sie unbemerkt in Twietys psychische Welt gefallen.

»So *soll* es auch sein«, sagte Sieben, der schließlich zu ihr durchdrang. »Ich habe versucht, mit dir zu sprechen. Es ist jetzt an der Zeit.«

»Es ist jetzt an der Zeit? Wozu?« fragte Lydia. Dann dachte sie: *Natürlich*. Es ist wirklich an der Zeit. Twiety war nun ganz nackt. Bianka rieb sie mit einem vorgewärmten Handtuch ab. Die angenehmen Gefühle ließen Twiety aufquietschen.

»Es ist Zeit zu vergessen - nur für eine Weile«, sagte Sieben.

»Zeit, deinem neuen Selbst eine Chance zu geben. Du hast jetzt Twiety soweit geholfen, wie du im Moment kannst.«

»Papas kleiner Liebling«, rief Josef, sein großes Gesicht mit dem borstigen Schnurrbart dicht vor dem ihren.

Lydia fühlte, wie alles Leben rief. Die Kienäpfel im Ofen, so schien es, knisterten und prasselten, wie kein Holz es je getan hatte. Josef gab Twiety das Honigbrot, und seine Konsistenz und sein Geschmack waren brandneu im Universum, ein sinnliches Wunder. Alles Leben und alle Realität schienen plötzlich in dieser warmen Unmittelbarkeit der Küche konzentriert.

Lydia schluchzte innerlich, aus Sehnsucht nach der Zukunft *und* der Vergangenheit.

»Ich werde bei dir sein«, sagte Überseele Sieben. Er war ein Lichtpunkt an der Fensterscheibe.

Lydia murmelte innerlich: »Das wird ja ungemein helfen. Ich werde auch dich vergessen, nicht wahr?«

»Sie sieht wie du aus, Bianka«, dröhnte Josef mit warmer Stimme. Er sah lächelnd in Twietys Gesicht.

Und einen Augenblick lang starrte Lydia zurück. Er hat schon vergessen, daß wir beschlossen hatten, Vater und Tochter zu sein, dachte sie, daß...

»Wie merkwürdig sie manchmal dreinblickt«, sagte Bianka besorgt.

Und Lydia sah durch die Augen des Kindes, sah durch den nicht beschlagenen Teil des Küchenfensters auf die schneebedeckten Felder im siebzehnten Jahrhundert. Die Vergangenheit wurde lebendig und wurde zur Gegenwart.

»Aber es ist natürlich nicht die Vergangenheit«, sagte Sieben. »Und ich bin so stolz auf dich.«

»Die Zeit *ist jetzt*, nicht wahr?« sagte sie. »Ich wollte, du könntest Twiety etwas von dem Wissen geben, das ich inzwischen angesammelt habe. Oder von dem Wissen, das *du* angesammelt hast. So wie einen eingebauten Satz von Anweisungen oder...« Sie hielt inne, ihr war schwindlig. Sie fühlte, wie sie immer mehr zu Twiety wurde. Es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. »Sieben, es *wird doch* alles in Ordnung sein, oder?« rief sie, denn Überseele Sieben schien in eine Art psychischer Ferne zu verschwinden, während sie,

als Twiety, ungeduldig hin- und herrutschte, als Bianka ihr warme Sachen überstreifte.

»Alles wird gut werden«, rief Sieben zurück. »Ich verspreche es. Und ich verspreche, Twiety eine Art >Anweisungsbuch< für ihr neues Leben zu geben. Und was du gelernt hast, wird auch ein Teil ihres Erbes sein.« In seinem Stolz auf Lydia, in seinem Verlangen, ihr zu helfen, und in seinem Überschwang rief er: »Ich werde mir etwas Großartiges ausdenken.«

Bianka starrte Twiety an: »Sie sieht jetzt anders aus. Schau sie dir an.« Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab und blickte aufmerksam in ihr Gesicht. »Sie scheint mehr *hier* zu sein!« rief sie.

»Mehr wo?« Josef lachte. »Sie ist mein Mädchen.«

»Sie ist jetzt mehr *hier*«, murmelte Bianka vor sich hin. Sie sah zu, wie Josef Twiety auf seine Schultern schwang und ein Lied sang, während er sie ins andere Zimmer trug.

»Es wird alles gut werden, liebe Lydia«, flüsterte Sieben.

»Whiii«, schrie Twiety.

Überseele Sieben war nach Weinen zumute. Und nach Lachen.

»Leb wohl für eine Weile, liebe Lydia. Und, hallo, liebe Twiety«, sagte er. Doch plötzlich fühlte er sich fortgezogen. Irgend etwas geschah, eine wichtige psychische Umordnung...

Bevor er noch darüber rätseln konnte, fand er sich wieder an Kypros Seite. Jeffery und Ram-Ram waren noch immer in ihre Unterhaltung vertieft und nippten an ihren Drinks.

»Hier ist keine Zeit vergangen«, sagte Kypros. »Aber Lydias Vergessen läßt Jeffery -«

»Sich erinnern«, beendete Sieben den Satz. »Natürlich.«

»Was ist?« fragte Ram-Ram und sprang auf. »Du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Vielleicht, im übertragenen Sinne«, sagte Jeffery dunkel.

»Nein, ich bin in Ordnung. Ich hab mich nur gerade an etwas erinnert. Und jetzt erscheint es mir unmöglich, daß ich es je

vergessen konnte. Und hör auf, mich mit diesem aufgesetzten Freund-licher-alter-Psychologe-Lächeln anzuglotzen«, fügte er etwas verärgert hinzu.

»Ja, ja, schon gut.« Ram-Ram war nicht beleidigt.

»Du weißt oder weißt vielleicht auch nicht, daß das W für meinen zweiten Namen William steht.« Wie betäubt stand Jeffery auf. Er konnte nur mühsam sprechen. »Jetzt, erst in diesem Moment, stell dir vor, habe ich mich daran erinnert, daß ich mich einige Jahre lang mit dem Namen Will identifiziert habe. Ich- unterschrieb auch mit William, nicht mit Jeffery. Das war eine Zeit, in der ich mich sehr deprimiert fühlte. Aber das war mir all die Jahre entfallen. Erst heute morgen war es, als ich mich an... wie soll ich es sagen... einen Beinaheselbstmordversuch erinnerte. Jedenfalls hatte ich eines Tages mit diesem Gedanken gespielt und stand dabei auf einem Felsen, gefährlich nahe am Abgrund. Ich war mir nie sicher, was dann geschah... eine Gedächtnislücke.. . jedenfalls bin ich nicht gesprungen. Und jetzt in diesem Moment ist mir eingefallen, daß ich mich danach nie wieder Will genannt habe. Wie ich bis jetzt auch völlig vergessen hatte, daß ich überhaupt je einmal diesen Namen getragen habe.«

»Besser, du setzt dich wieder hin.« Ram-Ram klang besorgt. Doch Jeffery schritt erregt auf und ab. »Das war eine Art psychischer Selbstmord, nicht wahr?« rief er über die Schulter.

»Ich nehme an, so *könnte* man es nennen«, antwortete Ram-Ram behutsam.

»Du weißt verdammt gut, daß es so ist.« Jeffery war so erregt, daß Ram-Ram seine Schulter tätschelte, doch Jeffery entzog sich ihm.

»Ich brauche jetzt kein Mitgefühl«, sagte er. »Als ich mich plötzlich an diese Sache mit dem Namen erinnerte, hatte ich ein ganz merkwürdiges Gefühl. Ich hatte das Gefühl, mehr *hier* zu sein, mehr ich, als hatte ich Teile von mir wiedererweckt.«

»Jetzt machst du mich ganz neidisch«, sagte Ram-Ram.
»Ich hätte dein Buch schreiben können, als ich in deinem Alter war, oder meine Version davon. Aber ich habe es natürlich nicht geschrieben.«

»Ich habe nicht gesagt, daß ich ein Buch habe«, rief Jeffery.
»Zuerst habe ich vermutet, daß es sich um eine Art wissenschaftliche Abhandlung handelt«, fuhr Ram-Ram unbeirrt fort, »aber dann wurde mir klar, daß es eine andere Art Manuskript sein mußte. Wie dem auch sei, ich hatte meine Chance, und habe sie vertan. Aber jetzt ist es fast, als ginge ich in der Zeit zurück und veränderte eine Version von *mir*, indem ich dir helfe.«

»Ich bin keine Version von dir«, brüllte Jeffery.

»Natürlich nicht. Prosaisch, wie du bist. Aber deine Zukunft wird doch mehr der gleichen, die ich hätte haben können...«
Sieben hatte Mühe, der Unterhaltung zu folgen. Zum einen verlor er seinen Fokus in der irdischen Zeit, so daß die Gegenstände in Erscheinung traten und verschwanden, je nachdem, wann sie im jeweils gegebenen Raum existiert hatten oder existieren würden. Und vor allem passierte das in dem Raum, der Jefferys Wohnzimmer war. Er hörte Jefferys Stimme, aber manchmal sprach sie gestern, manchmal morgen, und Sieben fand keine richtige Gegenwart.

Kypros wartete neben ihm. »Du bist zu weit links von heute«, sagte sie.

»Ich scheine überhaupt kein Heute zu finden, von dem ich ausgehen kann«, rief Sieben etwas besorgt.

»Jede Zeit ist Gegenwartszeit, wenn du da bist. Halte da an, wo dir die Dinge als >eben jetzt« erscheinen, und nenne das heute.«

»Na gut, wenn du es sagst«, murmelte Sieben. »Aber jetzt ist es eine andere Gegenwart als zuvor. Ich bin durcheinander geraten, oder ich *gerate* durcheinander. Ich meine, du bist in einer anderen Gegenwartszeit als ich.«

»Das spielt keine Rolle. Ich bin auf einer Plattform über der Zeit, auf der du theoretisch auch sein solltest. Aber sag mir, in welchem *Wann* bist du.«

»Von deinem Standpunkt aus bin ich links von der Zeit, äh, denke ich«, kam Siebens hastige Antwort.

»In Ordnung. Das ist Jefferys Vergangenheit. Jetzt geh ein bißchen weiter zurück.«

Sieben wurde schwindlig. Stühle und Tische veränderten je nach ihrem Standort in der jeweils gegebenen Zeit ihre Position. Jefferys Gestalt erschien beim Fenster, dann an der Tür. Ram-Ram verschwand völlig. Im Wohnzimmer wurde es abwechselnd hell und dunkel, als Nächte und Tage vorbeisausten.

»*Jetzt*«, dirigierte Kypros.

Sieben versuchte, die Dinge so schnell wie möglich zu stoppen. Dann grinste er. Es war Jefferys Zimmer in der Nacht, bevor... bevor was? Denn er sah sich selbst und Kypros, beide in der Gestalt erwachsener Männer, draußen auf Jefferys Balkon.

»Diese Gestalt paßt mir gut«, bemerkte er zu Kypros auf der Plattform über der Zeit.

»Schscht. Hör zu und schau hin«, sagte sie.

»Ich glaube, jetzt habe ich alles auf der Reihe«, sagte eine frühere Gestalt Sieben, die neben einer männlichen Kypros stand.

»Alles was auf der Reihe?« fragte der gegenwärtige Sieben.

»Willst du wohl zuhören?« sagte die Kypros außerhalb der Zeit, während die Kypros der Vergangenheit neben dem Sieben der Vergangenheit meinte: »Ich glaube, du bist sehr verständig. Nach heute nacht wirst du vollkommen vergessen, daß Jeffery eine deiner in der Zeit lebenden Persönlichkeiten ist. Auf diese Weise kannst du ihn objektiver sehen, da du anscheinend mit dem richtigen Verhältnis zu ihm Probleme hast.«

»Das ist es also!« schrie der gegenwärtige Sieben, und plötzlich fiel ihm alles wieder ein, gerade als der Sieben der

Vergangenheit sagte: »Richtig, das sehe ich auch so. Wir werden ihm beide erscheinen, wenn er im Traumzustand ist, und ihn auf schlaue Weise aus der Depression herausführen, in der er steckt, seit ihn seine Frau verlassen hat. Was für ein Psychologe! Erkennt nicht mal seine eigene Depression.«

Und Kypros auf ihrer Plattform über der Zeit sagte: »Und Lydia und Jeffery können sich gegenseitig helfen, da sie beide nach dem Sinn der Existenz suchen...«

»Und der Sieben der Vergangenheit rief: »Und wir werden Jefferys kreative Fähigkeiten stimulieren, die er so lange begraben hatte, und den jungen Will wiedererwecken mit all seiner Unzufriedenheit, so daß Jeffery sie erkennen und seine Probleme angehen kann...«

»Genau«, sagten die eine und die andere Kypros.

»Und während Lydia die Freuden des irdischen Lebens wiederentdeckt, wird sie Jeffery helfen, seine eigene Liebe zum Leben neu zu beleben.«

»Genau«, antworteten die eine und die andere Kypros.

Und während die eine und die andere Kypros und der eine und der andere Sieben gleichzeitig sprachen, verdichtete sich die Zeit, und Jefferys Wohnzimmer befand sich auf zwei simultanen Zeitebenen. Auf der einen kamen Kypros und Sieben in männlicher Gestalt gerade vom Balkon ins Zimmer und weckten Jeffery, der auf der Couch lag. Der Wind zerrte an dem Geranientopf, der bald umfallen und Jeffery alarmieren würde.

Auf der zweiten Zeitebene saßen - in ihrer Gegenwart - Ram-Ram und Jeffery noch immer in ihre Unterhaltung vertieft. »Ja, ja, ja«, war Ram-Ram zu hören. »Ich hätte beinahe selber ein automatisches Manuskript produzieren können. Eines Tages mußt du mir das deine zeigen.«

»Hast du auch das Gefühl, daß wir nicht allein sind?« fragte Jeffery unvermittelt.

Ram-Ram lächelte und zuckte die Achseln. »Ich habe schon während unserer ganzen Unterhaltung an die Decke gestarrt.

Wie von ihr angezogen. Siehst du die beiden Lichtpunkte in der Ecke da oben? Wahrscheinlich Reflexe, aber...«

Jeffery blickte nach oben, und obwohl er nichts Außergewöhnliches sah, spürte er plötzlich eine tiefe Sehnsucht, die ihn sagen ließ: »Glaubst du an die Seele? Ich meine, als psychische Wesenheit?«

(Und als Jeffery diese Frage stellte, blickte, in der unermeßlichen Tiefe der Zeit, Twiety aus dem Fenster ihres Kinderzimmers hinauf zu den Sternen und fand, daß sich das Licht der Sterne zu einer vertrauten und doch fremden Gestalt formte, so als sähe sie, während sie hinausblickte, ins Innere ihres Geistes.

Und in den unermeßlichen Sphären von Jefferys Bewußtsein stieg Will mentale Stufen hinauf zur Schwelle von Jefferys wachsendem Verstehen.)

Ram-Ram fragte behaglich: »Um dem Kern der Sache näher zu kommen, und da du die Frage gestellt hast... Glaubst *du* denn daran?«

»Ich glaube an... etwas«, antwortete Jeffery. »Aber jetzt habe ich noch etwas zu schreiben. Ich möchte unsere Unterhaltung nicht abbrechen, aber ich muß noch etwas beenden.«

»Das dachte ich mir schon«, sagte Ram-Ram.

Dann schrieb Jeffery dieses und das vorangegangene Kapitel. Er schrieb die ganze Nacht, nicht länger überrascht, als sich seine persönliche Erfahrung mit der Erzählung verwob, neu gestaltet und umgekrempelt wurde, von einem Ende zum ändern und nach allen Seiten hin, fokussiert und nicht fokussiert, die seine und doch mehr als die seine... und... Wills.

Und dann, nach kurzem Schlaf, schrieb er weiter.

Kapitel 28

Überseele Sieben hält sein Lydia gegebenes Versprechen und beginnt mit Twietys Ausbildung

»Ich werde bei Twiety sofort mit Sumari anfangen und ihr eine wirklich exzellente Ausbildung geben, weil ich das Lydia versprochen habe«, sagte Überseele Sieben. »Abgesehen davon habe ich eine glänzende Idee.«

»Erst mußt du mal erklären, was Sumari bedeutet«, erwiderte Kypros.

»Kein Problem. Ich werde Twiety sagen, daß Sumari viele Dinge bedeutet, aber daß wir mit diesem Wort die inneren Lande des Selbst bezeichnen werden.« Er schwieg erwartungsvoll und fragte dann: »Na, bist du denn nicht wenigstens ein bißchen neugierig auf meine glänzende Idee?«

»Ich warte darauf, daß du mir davon erzählst«, antwortete sie mit unbestimmtem Blick.

»Wahrscheinlich weißt du es schon«, sagte er vorwurfsvoll.

»Nein, ich weiß doch, daß du mich gern überraschst...«

»Na gut, was hältst du von *Siebens kleines Buch*« fragte Sieben. »Es wird ein Buch nur für Twiety sein - natürlich kein physisches Buch, sondern ein Traumbuch. Ich werde ihr jede Nacht, wenn sie schläft, daraus vorlesen. Ich werde mit der Sumari-Geographie beginnen, du weißt schon, die inneren Lande des Selbst und ihre, äh, subjektiven Örtlichkeiten. Nun, was hältst du davon?«

»Eine wahre Inspiration«, sagte Kypros. Ihre Lehrerinnengestalt leuchtete auf, und Siebens Gestalt eines Vierzehnjährigen funkelte glücklich an ihren Rändern.

»Lydia hat doch Bücher geschrieben«, sagte er. »Da dachte ich, es sei doch wirklich passend, nun für *sie* ein Buch zu schreiben, ich meine, für Twiety. Es werden alle wichtigen

Dinge über das Leben drinstehen. Und da es ein Traumbuch ist, wird ihr Unbewußtes es, äh, aufschlürfen wie Sahne.« Kypros brach in Gelächter aus. In ihrer Heiterkeit vergaß sie, ihre Gestalt aufrechtzuerhalten, und begann so rasch und so komisch zwischen einer Frau und einem Mann hin- und herzuwechseln, daß sich in Siebens Kopf alles drehte. »Hör auf damit«, sagte er ungehalten.

»Ach Sieben, ich habe *mit* dir, nicht über dich gelacht«, beschwichtigte ihn Kypros.

»Ich habe aber nicht gelacht.« Sieben war verdrossen. »Du hast mich gerade auf etwas aufmerksam gemacht, das ich unbedingt in das Buch mit aufnehmen muß. Wie soll ich verständlich machen, daß wir nicht wirklich männlich oder weiblich sind? Ich werde ein Buch über die Sumari-Geschlechtlichkeit verfassen müssen, aber vielleicht warte ich damit auch, bis Twiety älter ist.«

»Dir wird schon was einfallen«, erwiderte Kypros. »Wirst du mir dein Buch zeigen?« Der Abwechslung halber nahm sie die Gestalt eines großen, braunhäutigen Mannes mit dichtem schwarzen Haar an, auch um Sieben aus seiner tiefen Ernsthaftigkeit zu holen, in die er, seit er von dem Buch sprach, verfallen war.

»Gute Form, indisch«, bemerkte Sieben mechanisch. »Nein, aber du kannst zuhören, wenn ich Twiety in das Buch einführe, und schauen, wie ich mich beim Vorlesen mache. Ich will dir nicht das ganze Werk zeigen. Es ist wahr, ich überrasche dich gern. Und außerdem wird es nur ein kleines Buch sein.« Er grinste und gab sich die Gestalt eines indischen Gurus. »Es wird ein heiliges Buch sein«, sagte er in gespielt feierlichem Ton, »das das Wissen aller Zeiten enthält!« Dann starrte er Kypros mit hypnotischem Blick an und materialisierte einen Turban um seinen Kopf, in dessen Mitte ein riesiger Juwel prangte. »Wie findest du meine Aufmachung für die Vorlesestunde?«

»Grauenhaft. Du wirst Twiety zu Tode erschrecken.« Kypros lachte, und Sieben verwandelte sich in einen zwölfjährigen

Guru, in einem Gewand von der Farbe herbstbrauner Blätter, das Gesicht von der gleichen Farbe, nur leicht goldgetönt und mit tiefen, sanften Augen in der Schattierung von Baumrinde. »Das ist ausgezeichnet«, kommentierte Kypros. »Und es paßt irgendwie zu dir. Du solltest diese Gestalt Öfter annehmen.«

Aber Sieben war schon wieder ins Grübeln geraten, und seine Gestalt wurde etwas verschwommen. »Dies ist mein erstes wirklich kreatives Unternehmen im Bereich multidimensionaler Kunst an sich, und ich hoffe auch, das Buch als eine Art Dissertation im Rahmen meiner eigenen Ausbildung vorlegen zu können. Es ist mir also sehr daran gelegen, daß es gut wird. Es wird ziemlich lange existieren und neben Twiety alle möglichen Leute beeinflussen, da transdimensionale Kunst so viele Realitäten transzendiert.« Seine Augen leuchteten plötzlich auf. »Vielleicht wird es Übersetzungen in anderen Welten geben, ich sollte mir also den Titel besonders sorgfältig überlegen. Zuerst dachte ich, wie du weißt, an *Siebens kleines Buch*, aber vielleicht sollte der Titel allgemeiner gehalten sein, so was wie *Anfangskurs in Sumari: Eine Einführung in Kreatürlichkeit*.

»Übertreib's nicht«, sagte Kypros.

»Du bist nur eifersüchtig«, grinste Sieben. »Na ja, vielleicht bin ich ein bißchen zu enthusiastisch. Aber ist so aufregend! Ich versuche Twiety all die wichtigen Informationen zu geben, die sie für den Beginn eines neuen Lebens braucht, und doch müssen sie so einfach sein, daß ein Kind sie versteht. Und ich glaube, das schaffe ich. Bist du bereit, dir den Buchanfang anzuhören?«

Kypros nickte, und schon saßen sie und Sieben an Twietys Bett. Das Kind schlief fest. Überseele Sieben ordnete die ersten Seiten seines mentalen Buches und begann zu lesen:
Suman-Ceographie

Sumari-Städte sind innere Städte. Sie sind so wirklich wie äußere, wie richtige Städte, ja, in Wahrheit noch wirklicher. Sie haben ihre eigenen Grenzen, ihre Musik und Malerei,

ihre Spiele. Und ihre Bewohner arbeiten wie die einer richtigen Stadt. Einige Leute nun sind Reisende und besuchen eine Stadt nach der anderen, und manchmal leben sie sogar in zwei Städten zugleich, denn in den Sumari-Städten sind Gefühle und Gedanken wie Straßen, Gassen oder breite Alleen, die alle zusammen da sind und sich auch kreuzen.

Zwei Städte können also plötzlich zu einer werden, was die Bewohner überhaupt nicht stört. Sie merken nur, daß ihre Umgebung nun noch bunter ist, und daß ihre Erlebnisse so frisch j und so interessant sind, was ihnen vorher gar nicht aufgefallen war. Mit anderen Worten, die Grenzen können sich immer verschieben und verändern, und die Straßen und Wege können immer wieder auftauchen und verschwinden. Eine Sumari-Stadt kann auch plötzlich sehr klein werden, und dunkle Hügel können plötzlich aufragen und sie einschließen, und kein Sonnenlicht kann durchdringen, und es wird eng mit all den Häusern, bis es so aussieht, als hätte die Stadt gar keinen Platz mehr zum Wachsen.

Nun ist es so, daß jeder Mensch in Wirklichkeit in einer Sumari-Stadt oder in mehreren Städten zugleich lebt, egal wo er in der äußeren Welt wohnt. Man kann, und ich mache das so, zur äußeren Welt auch physische Welt sagen. Und alle wirkliche Arbeit, und Kunst und Spiel finden zuerst in dieser inneren Landschaft, der Sumari-Landschaft, statt. Die Leute besuchen sie nachts, wenn sie in der äußeren Welt schlafen, so wie du jetzt. Aber auch, wenn sie draußen wach sind, weiß etwas von ihnen immer, daß sie auch in dieser inneren Welt wohnen.

Natürlich ist das eine ganze Sumari-Welt, mit eigenen Kontinenten, Ländern, Ozeanen und Wüsten, genauso wie in der äußeren Welt, nur in Gedanken oder geistig. Und die Sumari-Welt ist *immer* da... oder auch hier. Ich meine, du lebst in ihr, ob du nun, wie man so sagt, lebendig oder tot bist. Sie ist also sehr lange da, und sie formt die äußere Welt, die du jetzt allmählich kennenlernst. Aber in der

Sumari-Welt ist alles viel schneller und leichter, und alles verändert sich viel rascher, weil —nun, weil in ihr alles mit Gedanken und Gefühlen gemacht wird. Und die Gefühle der Menschen verändern sich dauernd, das wirst auch du bald entdecken.

Leute, die sich alle zusammen in so einer inneren Stadt viele Sorgen machen, können damit einen hohen Berg aufrichten, der sich dunkel über ihnen auftürmt und ihnen Angst macht, so daß jeder aufhört zu tun, was er gerade tut, und hinaufschaut und sich noch mehr Sorgen macht. Aber dieses viele Sichsorgen laßt den Berg nur noch höher und dunkler werden und noch mehr Angst machen. Doch irgendwann sagt dann vielleicht ein kluges Kind oder ein kluger Mann oder eine kluge Frau: »Unser vieles Sichsorgen macht den Berg nur noch schrecklicher. Laßt uns damit aufhören. Tun wir einfach so, als wäre er nicht da, und sehen wir, was passiert.« Und wenn genug Leute zuhören und mitmachen, dann verschwindet der Berg im Nu, und die Stadt ist davon befreit.

Und wenn dieselben Leute in der physischen Welt wach sind, werden sie sich daran erinnern, was sie gelernt haben, und merken, daß ihre Gedanken und Gefühle an dem schuld sind, was sie erleben. Oder sie merken wenigstens, daß zu vieles Sichsorgen sich in einen Berg von Schwierigkeiten verwandeln kann. In der äußeren Welt bleiben Berge natürlich viel länger stehen, und außerdem gibt es auch glückliche Berge. Und die inneren unangenehmen Berge müssen auch gar nicht wachsen.

Richtige Abenteuer- und Entdeckungsreisen führen die Leute in Wirklichkeit in innere Landschaften, wo sie ihre eigenen unterirdischen Höhlen und Wege und Brücken bauen können und Ozeane erschaffen, über die sie segeln. Dann erleben die Leute sozusagen alles wie im Flug. Die Leute erschaffen auch immer die physische, die äußere Welt. Siehst du, sie bringen sie, ich sage dazu materialisieren, in Raum und Zeit,

in der Pracht ihrer Jahreszeiten. Und das ist ein spannendes Abenteuer.

Die meisten Sumari-Städte sind die schönsten und wunderbarsten Orte, die man sich vorstellen kann, und ihr Licht und alles, was dort geschieht, ich nenne es Kreativität, strahlt aus der inneren Landschaft in die äußere, so daß die äußere Welt immer hell ist. Und in jeder physischen Stadt ist deshalb auch immer auch Freude und Spaß am Leben, ganz gleich, was dort sonst passiert.

Jede Person ist einzigartig. Du bist es auch. Du hast so viele Aspekte von dir selbst, daß du physische Leben erschaffst, in denen du dich auf bestimmte Fähigkeiten konzentrieren und sie, ausleben und genießen kannst. Und wenn du das tust, hilfst du dir und auch anderen und trägst zur Fülle des Seins bei. Aber das ist ein Thema für später.

Überseele Sieben machte eine Pause. Irgendwo in der Ferne hörte er Kypros sagen: »Der letzte Teil war zu kompliziert für Twiety. Außerdem möchte niemand die ganze Nacht vorgelesen kriegen, Sieben. Und was noch wichtiger ist, du hast etwas sehr Wesentliches vergessen.«

Sieben runzelte die Stirn. Er war der Meinung gewesen, daß alles sehr gut ging. Es stimmte allerdings, daß er so ins Vorlesen vertieft gewesen war, daß er Twiety darüber fast vergessen hatte. Wo war sie überhaupt? Ihr Körper lag friedlich im Bett, aber Twiety war irgendwohin ausgeflogen. Ihr Geist war nicht mehr da. Wie üblich hatte Kypros recht. Etwas enttäuscht suchte Sieben das Haus und die nähere Umgebung ab und fand Twiety schließlich außerkörperlich im Schnee spielen. Sieben schüttelte den Kopf. Sie war wahrscheinlich schon eine ganze Weile da draußen, und er hatte es nicht bemerkt. Schlimmer noch, sie hatte kein Wort von dem, was er vorgelesen hatte, gehört.

»Da bist du ja«, sagte sie, grinste zu ihm hinauf und grabschte mit pummeligen, honigverschmierten Händen nach einem Zipfel seines Gewandes. Ein wunderschön halluzinierter Honigtopf stand neben ihr, und sie hatte sogar

ihre Hosen und ihren braunen Mantel halluziniert, so daß sie wie ein kleiner Bär am Honigtopf aussah. Schneeflocken fielen. Twiety sah so triumphierend drein, daß Sieben sofort wußte, daß sie glaubte, jemandem eins ausgewischt zu haben.

»Warum der Honig?« fragte er und ließ sich neben ihr nieder.

In ihren braunen Augen blitzte es wütend und angriffslustig. Sieben ließ den Honigtopf in der Luft herumtanzen und ein paarmal kreiseln, bis sie zu lachen anfang und in die Hände klatschte. Dann fragte er noch mal: »Warum der Honig? Ich weiß es, aber ich möchte, daß du es mir sagst.«

Einen Moment lang blickte sie finster, aber er war ihr ganz besonderer Freund, und sie wußte, daß niemand außer ihr ihn sah. So brach sie in ein strahlendes Lächeln aus, öffnete sich und ließ ihn in sich hineinsehen, so wie er es sie gelehrt hatte. Und Sieben sah, wie sie am Tag voller Wut nach Brot und Honig geschrien hatte. Bianka war beschäftigt gewesen und hatte sie aus der Küche gescheucht. So war Twiety, nachdem sie eingeschlafen war, schnurstracks und ganz allein die Treppen hinunter und nach draußen gerannt - was sie nicht tun durfte, wenn sie wach war -und hatte den halluzinierten Honigtopf mitgenommen. (Zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, wie Sieben später Kypros berichtete.)

Doch jetzt sagte Sieben nichts. Er verwandelte sich in einen Schneemann, und Twiety rannte eine Weile lang um ihn herum, bis sie müde wurde. Dann folgte sie ihm die Treppe hinauf in ihr Bett, und er las ihr den Text über die Sumari-Geographie vor, den sie zuvor versäumt hatte. Diesmal aber gab er auf sie acht und las langsamer, damit sie Fragen stellen konnte.

Kypros kam dazu und sah aus wie eine uralte und doch ewig junge Frau. »Du wirst ihr doch auch erzählen, wie sie mit ihrem Leben in Verbindung bleibt, nicht wahr? Und dann

wirst du auch sicher mit ihr über magische Zeit und Sumari-Zeit sprechen wollen...«

»Hallo«, sagte Twiety freundlich. Sie hatte Kypros schon früher unter ähnlichen Umständen getroffen.

»Natürlich«, sagte Sieben. »Aber dräng mich nicht. Diese Themen werden in anderen Kapiteln behandelt.«

Ohne den Blick auf irgend etwas im besonderen zu richten sagte Kypros: »Sieben, ich habe einen Vorschlag. Dein kleines Buch könnte eigentlich vielen Menschen helfen, nicht nur Kindern. Laß es uns doch im Anhang von Jefferys Buch veröffentlichen. Dann können es die Leute selbst lesen, wenn sie wach sind.«

Sieben war so entzückt, daß er nicht an sich halten konnte. Er nahm drei Gestalten auf einmal an, die alle herumtanzten.

»Was hältst du davon, Twiety? Dein kleines Buch wird in der ganzen Welt gelesen werden!«

Aber Twiety schlief diesmal wirklich fest, samt Geist und allem.

»*Stehens kleines Buch* könnte auf das Nachwort und Jefferys Schlußbemerkungen folgen«, sagte Kypros.

»Nachwort?« fragte Sieben.

Und Kypros antwortete: »Die Götter haben auch noch ein oder zwei Worte zu ihren Gunsten zu sagen, und ich nehme an, sie werden Jeffery dazu inspirieren, ein Nachwort für sie zu schreiben.«

Nachwort der Götter

»Schaut jemand zu?« fragte Zeus.

»Wahrlich, nein«, antwortete Christus.

»Bist du ganz sicher?«

»Würde Gottes Sohn lügen? Bin ich nicht allmächtig? Bist du nicht allmächtig?«

»O Jesus!« donnerte Zeus.

Die beiden saßen für den Augenblick allein in den grünen, hölzernen Schaukelstühlen auf der Veranda des Alterssitzes der Götter. Stille senkte sich sacht über sie, doch eine ganz besondere Stille, so lebendig und vital. In ihr schienen alle wahrscheinlichen Klänge zum Auftauchen bereit. Doch auch Zeus¹ donnernde Stimme war nichts, was ein Mensch hätte hören können, denn sie ertönte auf der anderen Seite der Stille. Und auf gleiche Weise schaukelten Christus und Zeus zufrieden in *ihrer* göttlichen Dimension, unsichtbar, auf der anderen Seite von Licht, wo niemand, auch nicht Überseele Sieben, sie je finden konnte.

»Es ist doch immer sehr viel friedlicher, wenn der Besuch wieder weg ist«, sagte Hera, trat auf die Veranda und blickte in göttliche Ferne. »Ich sehe, unsere eigene Welt ist wieder da. Dem Himmel sei Dank.« Sie setzte sich und begann zu schaukeln, und ihr orangefarbener Taftrock machte swisch, swisch, swisch, ein Laut, den außer den Göttern natürlich niemand hören konnte.

»Wie das Swisch, Swisch, Swisch von Mohammeds Schwert«, bemerkte Christus. Mit runzligen Händen schlug er ein Kreuz, sprang auf, und seine grauen Locken tanzten:

»Nun, die Scharade ist jedenfalls vorbei.« Und dann schrie er mit einer Stimme, die noch lauter war als die von Zeus:

»Freie Fahrt voraus! Ihr könnt jetzt alle rauskommen.«

Und nun geschah vieles auf einmal. Hera, Zeus und Christus verjüngten sich auf der Stelle: Der Kraftstrom von tausenden

von Geburten ließ aus dem papiernen Grau ihrer Haut eine verklärte, leuchtende Textur werden, die unmöglich zu beschreiben war. Christus stand da als junger Mann, jedes Haar auf seinem Kopf und seines Bartes von frischem, lebendigem Braun. Zeus, mit neuen, mächtigen Schenkeln und schwarzem Bart, war in einem Alter irgendwo zwischen sechzig und hundert, aber von so uralter Jugendlichkeit, daß seine Vitalität buchstäblich göttliche Dimension hatte. Hera war herrlich alt und jung zugleich, eine Muttergöttin von solcher Statur, daß Christus ekstatisch ausrief: »Sei begrüßt, Mutter Gottes.«

»Sei gesegnet, mein Sohn«, lachte Hera und verwandelte sich für ihn in die Jungfrau Maria.

»Es ändert nichts, daß die Scharade vorbei ist«, donnerte Zeus. »Jede Verkleidung, in die uns die Leute stecken, ist eine Täuschung, und ich habe es satt, Rollen zu spielen. Wo ist der arme Mohammed? Jemand sollte ihm sagen, daß er jetzt das verdammte Schwert niederlegen kann. Und der arme Buddha - sie machen tatsächlich einen Pudding aus ihm, wenn man es recht betrachtet.«

Doch Christus schrie ungestüm: »Was macht das schon? *Uns* ändern sie nicht. Aber du hast recht. Kümmern wir uns um unsere göttlichen Angelegenheiten. Diese Rollen sind wirklich hinderlich.«

Und diesmal riefen Hera, Christus und Zeus gemeinsam:

»Freie Fahrt voraus! Ihr könnt jetzt alle rauskommen!«

Zeus brüllte noch lauter: »Die Scharade soll vorbei sein!«

Und sofort sauste ein gewaltiger Blitz auf den Alterssitz der Götter nieder, ein Blitz aus einem buchstäblich unendlichen Himmel, den ein Raumschiff nie fände.

Und als der Blitz einschlug, setzten ein solcher Tumult und ein so lärmendes Getöse ein, daß alle überhaupt möglichen Laute und Töne angeschlagen schienen, obwohl auch diese auf der anderen Seite der Stille, die die Welten teilt, erklangen und unhörbar waren.

Und als der Blitz einschlug, begannen sich die Tausende von Wasserspeiern und Figuren, die den Alterssitz der Götter zierten, zu bewegen. Lachende Steinköpfe wurden zu Fleisch, entwirrte steinerne Glieder streckten sich, Engelsflügel aus Gips begannen *zu* schlagen. Die Statuen, die aus Holz geschnitzten Männer Mohammeds, die Büste des Zoroaster und all die Fabelwesen über den Fenstern und an den Säulen bewegten, regten und erhoben sich, um in den Garten zu springen, zu fliegen oder zu hüpfen, so daß sich das ganze Gebäude in die Gestalten all der Götter, die es gebildet hatten, auflöste. Da waren künftige Götter und alte, wahrscheinliche Götter und Tanten- und Onkel-Götter, Tier- und Vogel-Götter, und alle erstrahlten sie in ihrem eigenen einzigartigen Bilde.

»Was für ein Bau das doch war!« bemerkte Christus, als ein Gott nach dem ändern aus Gips oder Holz oder Stein, aus einem Sims oder Türmchen oder was immer, eine lebendige Form annahm und sich neben ihm niederließ.

»Nektar für alle!« brüllte Zeus, und prächtig gelaunt fügte er hinzu: »Oder, Christus, willst du Wein und Fisch?«

»Lach nur«, erwiderte Christus. »Das nächste Mal kannst du den Christus spielen. Ich habe Rollen, die eine Kreuzigung vorsehen, satt. Bei der Menschheit werden die Göttinnen bald wieder in Mode kommen, und zur Abwechslung will ich mal eine von denen werden.«

»Das ist das Problem. *Wir müssen* uns mit den Zeiten wandeln«, meinte Mohammed. Er kam leichtfüßig aus dem hinteren Garten angerannt und schleuderte sein Schwert ins Gras. »Buddha war da immer am klügsten. Er war immer so ambivalent...«

Die göttliche Unterhaltung ging weiter, während ihre Urheber auf dem sonnigen grünen Rasen lagerten und Nektar schlürften, und jeder von ihnen war in seiner Dimension spektakulär. Die Stimme der Jungfrau Maria wurde laut: »Es ist zu schade. Die Geschichte mit der Kreuzigung hat die ganze Sache verdorben, was mich betrifft. Aber die

Menschen bestehen immer darauf, daß die Götter in diesen Dramen auf die eine oder andere Weise umgebracht werden.«

»Na komm schon, es ist alles vorbei«, sagte Christus barsch.

»Ich gebe zu, mir ging es auch auf die Nerven, aber wenn das die Symbole sind, die die Menschen brauchen, dann kriegen sie sie auch. Und außerdem, sie lernen tatsächlich.«

Jungfrau Maria wurde wieder zu Hera und gesellte sich zur nächstlagernden Gruppe, gerade als Pegasus einflog, landete, und anfang, anmutig am Gras zu knabbern. Dann sah er auf und sagte nachsichtig: »Warum sich streiten? Bald wird es neue Götter geben. Es liegt in der Luft.«

»Hoffentlich sind die besser als der alte Verein«, sagte Zeus.

»Es ist ganz und gar nicht lustig, immer in den gleichen alten Rollen zu stecken. Vielleicht haben die Neuen mehr Verstand, und wir können wirklich was aus ihnen machen.

Christus hat sich zum Beispiel überhaupt nicht weiterentwickelt. Ich übrigens auch nicht. Aber eine neue, großartige Gottrolle, bei der wir uns wirklich ins Zeug legen könnten... na, war das was?«

»War das was? War das was?« Die Frage wurde von der versammelten Götterschar aufgenommen, staunend, sehnsuchtsvoll.

»Unmöglich, nehme ich an«, murmelte Pegasus traurig.

»Wir können die Menschen nicht dazu zwingen, uns als das zu erkennen, was wir sind«, sagte Hera.

»Manchmal denke ich, es geschähe ihnen recht, wenn wir es könnten«, lachte Zeus.

»Aber wenn sie uns unabhängig von Rollen wahrnehmen *könnten*...«, sagte Christus träumerisch. »Ich meine, wenn wir nicht ihren Vorstellungen von uns entsprechen müßten! Aber wenn wir ihnen nicht entsprechen, nehmen sie uns nicht wahr. Und alles in allem hatte jeder von uns doch auch seine exzellenten Eigenschaften. Ich nehme an, das Problem liegt darin, daß die Menschen auf ihrer Vorstellung von definitiven Merkmalen beharren. Daß sie sich uns als

übermenschlich allein im Sinne ihrer Spezies vorstellen, ist ja von ihnen aus gesehen noch verständlich. Aber daß sie uns auch noch nach ihren Vorstellungen von Geschlecht oder Rasse definieren, ist sogar nach ihren eigenen Maßstäben einfach lächerlich.«

»Sie sind wirklich ziemlich unglaublich«, sagte Buddha, der sich wie üblich verspätet hatte. Er sah aus wie ein indischer Guru, eine Situation, der er sofort abhalf, indem er sich in einen Baum verwandelte. »Sie verdrehen alles, was ein Gott sagt.« Seine Stimme klang verdrießlich. »Wenn sie uns nur so wahrnehmen könnten, wie wir wirklich sind...«

»Genau was ich gerade sagte«, warf Christus triumphierend ein. »Aber ich fürchte, sie sind ein hoffnungsloser Fall.«

»Aber nicht die Natur«, sagte Zeus. »Und *die* ist meine liebste Materialisation.«

»Meine auch. Das wollen wir nicht vergessen«, rief Mohammed.

»Sie ist wirklich sehr viel lohnenswerter und kreativer«, pflichtete Pegasus ihnen bei.

»Aber warum ist ihnen die Natur nicht genug?« fragte Buddha. »Dauernd zitieren sie mich falsch und behaupten, ich hätte gesagt, die Natur sei widerwärtig. Oder man müßte das irdische Leben hinter sich bringen wie eine Krankheit. Und dann faseln sie irgend etwas von der Auslöschung allen Verlangens, und ich habe nie etwas Derartiges gesagt.« Hera wurde wieder zur Jungfrau Maria. »Ich verstehe die Menschen wahrscheinlich besser als irgend jemand von euch, und das Wunder meiner jungfräulichen Empfängnis spricht doch Bände. Sie haben einfach kein Vertrauen in die Natur. Sie mögen die Sache mit dem Tod nicht und waren nie wirklich imstande, darüber hinauszusehen. Sie sind besessen davon. Die ganze Natur spricht von immer neuen Geburten, aber die Menschen haben die größten Schwierigkeiten, auch nur irgend etwas Göttliches an der Natur zu sehen. Ich begreife nicht, wie sie so sein können, aber so sind sie.«

»Sie sehen auch in sich selbst nichts Göttliches«, sagte Zeus. »Die olympischen Götter waren wenigstens immer in der Natur zu finden und vom Wesen der Natur - und von menschlicher Natur. Aber Christus wurde nur einmal in die Natur geboren, und er hat sich schleunigst wieder davongemacht.«

»Kommen wir wieder auf uns selbst zurück«, sagte Christus. »Sie sind alle weg. Wir brauchen diese Rolle nicht länger zu spielen.«

»Trotzdem, sie *wären* so vielversprechend...« sagte Hera nostalgisch, während sie und alle anderen Götter von ihren Gestalten und den entsprechenden Persönlichkeiten ließen. Sie mischten und verflochten ihr individuelles Bewußtsein, durchströmten einander, tobten und wirbelten psychisch durch endlose mentale Alls.

»Zeit für unseren nächtlichen Check«, kam der ungesprochene, der auf-der-anderen-Seite-der-Stille -, der multimillionenfache Gedanke. Und jedes göttliche Bewußtsein wandte seine Aufmerksamkeit der Erde zu, sah sie in allen ihren Teilen, sah hinein in die winzigsten Partikel, mischte sich mit den Bergen, dem Himmel, den Meeren -, strömte strahlend ein in jedes lebende Ding, frohlockend in der behaglichen Präzision irdischer Zeit.

Voller Überschwang tauchten die Götter ein in die Erde, ohne Gestalt. Sie wuchsen als Bäume in einer Million Hinterhöfe, als Fische in den Ozeanen, als Menschen und Insekten und Tiere. Sie mischten sich mit dem Dämmerlicht, das durch Jefferys Fenster einfiel, flössen durch die Seiten dieses Buchmanuskripts, das auf dem Tisch lag, fuhren fort, der Erde Leben, Form und Substanz zu geben.

Jefferys Schlußbemerkungen

Mit einem Gefühlsgemisch aus Erschöpfung, Triumph und Zweifel will ich nun mit diesen Bemerkungen das Manuskript abschließen. Jeder Leser dieses Buches kann leicht die Entwicklung meiner persönlichen Verflechtung mit ihm verfolgen, bis hin zu dem Punkt, wo ich schließlich selbst zum Protagonisten dieser bizarren Geschichte wurde. Für mich hat eine Trennung zwischen Realität und Phantasie nicht länger Bestand. Das heißt, mir ist klar geworden, daß sich jeder von uns bis zu einem gewissen Grad mit unterschiedlichen Formen von Realität konfrontiert sieht. Vielleicht hat auch jeder von uns ein jüngerer, unerlöstes Selbst, das in den ungebärdigen Gefilden der Psyche umherwandert, doch ich fühle mich nun - wenngleich es auch äußerst merkwürdige therapeutische Maßnahmen waren - zum erstenmal seit vielen Jahren ganz.

Das heißt nicht, daß ich Überseele Sieben als meine psychische Leitfigur *per se* akzeptiert habe, aber ich glaube, daß er oder sie die kreativeren und umfassenderen Aspekte der Psyche repräsentiert, die von den meisten von uns ignoriert werden. Würde denn dieser stets so enthusiastische, erfinderische Teil der Psyche einen Schritt wie dieses automatische Manuskript unternehmen, um sich so ins Bewußtsein zu bringen? Zumindest in meinem Fall muß die Frage mit ja beantwortet werden. Darüber hinaus kann kein Zweifel an der Hingabe bestehen, die eine solche Mission erfordert, wenn diese gewöhnlich unbewußten Teile des Selbst an die Oberfläche gelangen und als Bewußtseins-Lehrer agieren.

Es bleiben immer noch viele ungelöste Fragen, einige profan, andere ziemlich rätselhaft. Was werde ich jetzt tun? Ich habe keine Ahnung, außer daß ich nicht länger in den Grenzen meines akademischen Fachbereichs verweilen,

sondern mich etwas abenteuerlustiger in anderen Forschungsbereichen umsehen werde, hoffentlich zur Freude des neugierigen Will, der sich noch immer über den Sinn der Existenz Gedanken macht.

Überseele Siebens Ankündigung seines kleinen Buchs für Twiety hat mich überrascht. Um Himmels willen, dachte ich, das Buch schreibt ein Buch. Ich beabsichtige aber, es, ohne Hinweis auf seine Autorenschaft, Sarah für ihr Kind zu schicken (sie hat etwa zur selben Zeit, als Twiety geboren wurde, einen Sohn zur Welt gebracht), und, falls ich jemals selbst Kinder haben sollte, es auch ihnen vorzulesen. Die Einfachheit des Textes täuscht, und hätte ich als Junge etwas Derartiges lesen können, dann hätte Will vielleicht mehr Freude am Leben gefunden, und wir hätten nicht am Abgrund psychischer Duplizität stehen und einen Doppelselbstmord in Betracht ziehen müssen. Denn mir wird jetzt klar, daß jeder Selbstmord den Tod von Tausenden Geborener wie Ungeborener impliziert, die Ermordung *wahrscheinlicher Selbst*) die sonst vielleicht Punkten unseres Lebens entsprungen wären. Doch wenn wir weiterexistierten, können wir möglicherweise die Beziehung zu uns selbst verändern... Wer weiß? ...Können zu wahrscheinlichen Versionen werden, die sich in anderen Welten als denen, die *wir* kennen, verwirklichen.

Offensichtlich war ich mir selbst schon ein Fremder geworden, bevor dieses Manuskript seinen Anfang nahm. Ich isolierte mein jüngeres, fragendes Selbst, begrub seine Fragen, leugnete die Unzufriedenheit, die mich zu kreativen Lösungen hätte führen sollen. Hätte ich mich, wenn ich Will nicht in meiner Vergangenheit gerettet hätte, umgebracht? Oder hätte diese Gegenwart erst gar nicht existiert, weil ich, als Will, schon Vorjahren gestorben wäre? Oder stand es schon fest, daß Will, da meine Gegenwart *existiert*, keinen Selbstmord begehen würde? Das glaube ich nicht. Ich glaube, daß ich im Rahmen der Zeit ohne Will so weit gegangen bin, wie ich konnte, und daß er nicht nur wegen

der Probleme, die in der Vergangenheit vorhanden waren, so deprimiert war, sondern weil ich ihn auch in einer psychischen Hölle hielt, in der es kein Geben und Nehmen und keine Chance zur Erfüllung gab. Für ihn stand die Zeit still. Und als ich zurückkam, um ihn zu retten, brachte ich die Zeit wieder in Gang, was bedeutete, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als zu springen oder nicht zu springen.

Ich spürte, als ich *Stehens kleines Buch* las, daß auch Will es las, und ich hatte das Gefühl, daß sich eine neue Erinnerung für uns beide formte: die Erinnerung, daß wir als Kind irgendwo dasselbe Material gelesen hatten. Und auf ganz seltsame Weise sah ich vor meinem geistigen Auge, als ich von Siebens nächtlichen Vorlesestunden bei Twiety las, mein eigenes Kinderzimmer das von Twiety überlagern. Und Überseele Sieben las auch *mir* vor. Ein peinliches Geständnis! Doch als ich den Text des kleinen Buches tippte, öffnete sich ein Teil meines Gemüts und wurde transparent, kindlich und neu belebt. Das kleine Buch ist hier zur Gänze als Anhang aufgenommen, so wie Kypros es Sieben im letzten Kapitel vorschlug.

Doch ist das kleine Buch bei weitem mehr als nur ein Anhang, und wie es mathematische und wissenschaftliche Formeln gibt, so gibt es vielleicht auch psychische oder mediale Formeln. Wenn dem so ist, dann repräsentiert *Siebens kleines Buch* eine solche Formel, die das Leben ein wenig umfassender erklärt. Vor Beginn meiner Abenteuer hätte mich eine solche Aussage natürlich entsetzt.

Über Lydia, die für mich in diesem Buch immer eine fiktive Person geblieben ist, bin ich mir weniger sicher, außer daß mir, lange bevor es im Manuskript stand, klar war, daß sie ihre Pilgerreise auch für mich unternahm - und natürlich für Will, der in dieser absurden Szene die Jungfrau Maria besucht, nach der alptraumhaften Sequenz, die ich voller Schrecken mitverfolgte. Ich hatte das Gefühl, ohne es eingestehen zu wollen, daß Lydias Dilemma, ob sie nun wiedergeboren werden wollte oder nicht, eine Parallele zu

meinem eigenen psychischen Zustand darstellte, auch wenn ich meine Depression vor mir verbarg.

So habe ich auf ganz unobjektive Weise das Gefühl, daß, zumindest in diesem Fall, fiktive und reale Personen sich gegenseitig halfen, interagierten, und eine Reihe von interdimensionalen Ereignissen gestalteten, die sich fast unmöglich beschreiben lassen. Ich muß sagen, ich bin davon überzeugt, daß Kypros und Überseele Sieben real sind... fiktiv real... aber daß ihre Realität möglicherweise derart simple Definitionen übersteigt.

Ein Problem ist Ram-Ram, der Gottologe. Ich habe keine Ahnung, ob er eine irgendwie unabhängige Persönlichkeit rein fiktiven Charakters oder eine Zusammensetzung verschiedener Elemente ist. Er könnte zum Beispiel irgendwie für die Vergeblichkeit der Anwendung Freudscher Prinzipien auf die Religion stehen. Oder er könnte einen Teil von Ram-Ram Brails tiefem Mißtrauen gegenüber der Religion wie auch gegenüber gewissen Dogmen der Psychologie symbolisieren.

Faszinierend fand ich das Material über die Götter, einfach weil es auf ein paar wesentliche Probleme verweist. Die Suche nach den Göttern - nach herkömmlichen Begriffen - ist ein nutzloses Unterfangen, denn meistens verliert sich die Vision von den Göttern nur in unseren Vorstellungen von dem, *was oder wie sie sein müssen* oder müßten. Die seltsame Produktionsweise dieses Buches gab mir ein vages »Gefühl« für die Art von Kreativität, die jeglicher Gottheit zueigen sein muß: eine unermessliche Seinsgestalt, die kaum in irgendeiner herkömmlichen Göttersage Platz hat. Ich erkenne nun, daß ich in der Vergangenheit Gott mit den Bildern gleichsetzte, die die institutionalisierte Religion von Ihm hat, und da ich deren spirituelle Armut sah, verwarf ich umgehend jeden Gedanken an Göttlichkeit.

Das »Zufallsuniversum« der Evolutionisten bot allerdings auch keine Antwort auf die Frage nach dem Ursprung des Lebens, obwohl ich dieser Theorie mehr vertraute als einem

launischen Gott. Und immer noch bleiben viele Fragen, was die Existenz von Göttlichkeit angeht.

Doch die schwierigste ungelöste Frage betrifft den Status von Ram-Ram, der, wie ich Ihnen versichere, eine sehr reale Person ist mit einer Geschichte, die sich nachverfolgen läßt. Das in Kapitel Achtundzwanzig wiedergegebene Gespräch ist das letzte, das wir führten. Ich sah ihn nie wieder, und er hinterließ keine Nachsendeadresse. Aller Logik nach kann Ram-Ram kein künftiges Selbst von mir sein, da seine Geschichte sich in meiner Gegenwart abspielt und relativ weit in die Vergangenheit reicht. So gesehen kann ich nicht zu dem werden, der er ist. Doch bin ich sicher, daß Ram-Ram nun eine andere Person ist als die, die er war, bevor diese Abenteuer begannen, so wie ich auch, natürlich. Allerdings wäre ich nicht überrascht, wenn ich in der Zukunft zu der *Art* von Mann würde, zu der er geworden wäre, wenn *sein* jüngeres Selbst statt meiner dieses automatische Manuskript geschrieben hatte.

Auch auf die Frage, ob Kypros und Überseele Sieben unabhängige Wesenheiten sind oder Personifikationen, die aus äußerst kreativen Elementen meiner eigenen Psyche entstanden, habe ich keine Antwort. Möglich, daß ein paar unvorhergesehene künftige Ereignisse etwas Licht auf diese grundlegende Frage werfen. Vielleicht werde ich plötzlich wieder dazu gedrängt, Worte niederzuschreiben, die nicht meine eigenen sind, und ein Manuskript zu produzieren, das jetzt noch in der Wahrscheinlichkeit existiert. Vielleicht war dieses Buch aber auch nur eine einmalige Hilfsaktion in Reaktion auf meine Probleme. In diesem Fall werde ich wohl nie wieder diesen bizarren und faszinierenden Kreativitätsschub erleben. Oder vielleicht werde ich in ein paar Monaten auf die ganze Sache zurückblicken und sie nur noch unglaublich finden. Dann allerdings wäre ich um einiges ärmer als jetzt.

Die Patienten der Nervenheilanstalt waren natürlich sehr real. Ich habe Queen Alice und das Mädchen, das sich für

Christus hält, persönlich getroffen. Es würde mich nicht sonderlich überraschen, wenn künftig irgendein merkwürdiges Manuskript von Queen Alice auftaucht, das vielleicht mit Ram-Rams Hilfe zustande kam.

Dieses Manuskript hier wirft somit mehr Fragen auf, als es beantwortet, und darum geht es wohl auch im Kern. Ich jedenfalls werde sehr wahrscheinlich den Rest meines Lebens damit verbringen, die Realität im Lichte dessen, was hier geschrieben wurde, zu untersuchen.

Epilog

Etwas verwirrt sagte Sieben: »Ich verstehe ja, daß Jeffery das Buch geschrieben hat. Aber von einer anderen Perspektive aus wissen du und ich, daß Jeffery auch eine fiktive Person im Buch ist.«

»Genau«, erwiderte Kypros.

Nachdenklich schwieg Sieben einen Moment. Im Grund wollte er mit dem, was ihm durch den Kopf ging, nicht herausrücken, doch Kypros fragte: »Und...?«

»Nun, was mich beschäftigt, ist folgendes: Wiederum aus einer anderen Perspektive gesehen, wissen wir beide, daß auch wir fiktive Personen in diesem Buch sind.«

»Genau«, erwiderte Kypros und lächelte.

»Aber wir *wissen*, daß wir existieren!« rief Sieben, schon jenseits aller Aufgebrachtheit.

»Und was bekümmert dich dann so?« fragte Kypros. »Wir haben das Buch geschaffen, in dem wir vorkommen. Wir haben uns selbst und eine erstaunliche Realität geschaffen, die tatsächlich existiert. Wir erschaffen eine physische Welt, in der Bücher eine Bedeutung haben.«

Und Sieben rief: »Ich werde nie das Stadium von Überseele Acht erreichen, wenn ich das alles erst verstehen muß.«

Überseele Siebens kleines Buch. Ein Anhang

Und Überseele Sieben saß jede Nacht an Twietys Bett und las ihr aus dem besonderen Buch vor, das er nur für sie geschrieben hatte. Aber er wußte auch, daß es für alle Kinder geschrieben war für jene Kinder, die jung an Jahren, und für jene, die in den Erwachsenen verborgen sind. Und er wußte auch, daß dieses Buch ganz automatisch die Kinder in den Erwachsenen wecken würde, so daß sie nun in der Gegenwart über die Mißverständnisse der Vergangenheit getröstet werden konnten.

»Mein kleines Buch *ist* magisch«, sagte er zu Kypros. »Darin liegt seine Schönheit! Wer wirklich versteht, was ich sage, *wird* ein zauberisches Leben führen. Darüber habe ich sogar ein eigenes Kapitel geschrieben...«

Und so las Sieben Twiety jede Nacht ein Stückchen vor...

Das zauberische Leben

Jedes Leben ist voller Zauber, deines und das aller anderen, und das darfst du niemals vergessen. In dem Moment, in dem du geboren wirst, bist du verzaubert, weil das Leben selbst ein Zauber ist. Jedes Wesen wird in sein Leben gezaubert, gleich, wo es geboren wird, und es bekommt alles, was es braucht, um in seiner Welt zurechtzukommen. Auch dein Körper ist verzaubert. Er ist auch ein magischer Teil von *allem anderen*. Er entsteht aus all den Dingen, die du um dich herum siehst. Teilchen, ich sage auch Atome und Moleküle, bewegen sich singend durch die wundersame Luft und formen sich zu Felsen und Bäumen und Hunden und Katzen und auch zu Menschen.

Du *bist* ein magisches Wesen. Du kannst die Luft verzaubern, wo immer du bist. Wenn du gehen willst, dann stellst du dir vor, daß die Luft vor dir zu deinem Körper wird, und die Luft hinter dir hört auf, dein Körper zu sein... Du bewegst zum Beispiel deinen Arm nur ein Stückchen nach

rechts, und ein Stückchen weiter links hört die Luft auf, dein Arm zu sein. Aber wie du dir die Luft schnappst und zu deinem Körper machst, das passiert so schnell, so natürlich, daß du es gar nicht mitkriegst. Und deswegen klappt das auch so gut, weißt du?

Dein Leben *ist* voller Zauber. Da gibt es ein Geheimnis, ein ganz einfaches. Eigentlich ist es gar kein Geheimnis. Du mußt dich nur daran *erinnern*, daß dein Leben voller Zauber ist. Menschen, die das vergessen haben, können ihre Zauberkraft nicht mehr so gut benutzen wie vorher, und sie ärgern sich leicht über die, die es noch können. Und deshalb tun sie oft so, als gäbe es überhaupt keine Magie. Dann denken sie sich viele, viele Dinge aus, sie nennen es philosophische Systeme, und schreiben darüber was, damit es ihnen jeder glaubt. Und sie können nicht sehen, daß auch das magisch ist, weil sie wirklich alles vergessen haben und nun so sehr davon überzeugt sind, daß es keine Magie gibt. Manche Menschen vergessen auch, wie einfach und natürlich Magie ist. Und auch sie denken sich allerlei aus, weil sie glauben, dafür sorgen zu müssen, daß Zauberkraft wirkt, wo du und ich und alle anderen doch *eigentlich* wissen, daß Magie von allein passiert, weil es einfach so ist mit der Magie.

Aber die Menschen denken sich auch noch anderes aus. Und auch das ist Zauberkraft. So erfinden sie Götter für dieses und jenes, und Reiche und Landkarten, um schon vorher aufzuzeichnen, wohin die Magie sie bringen wird, damit sie nicht überrascht werden, was dumm ist, denn die Magie geht, wohin sie will, und das ist *überallhin*. Wenn du versuchst, das schon vorher genau zu wissen und aufzumalen, dann wirst du in Wirklichkeit Magie viel schwerer finden.

Denn Magie wird *immer* zu dem, was du möchtest, daß sie sein soll. Mit ihr erschaffst du dir dein eigenes Leben, und deshalb sind alle Landkarten, die du malst, wirklich. Und wenn du vergißt, was Magie ist, dann wirst du vielleicht

glauben, daß deine Landkarte die einzig richtige ist und alle anderen falsch sind. Dann gerätst du in ein schreckliches Durcheinander und streitest darüber, welcher Weg der richtige ist, welche Straße oder Landkarte. Und ist es doch immer die Magie, die die Landkarten macht. Und so können in einem Augenblick viele, viele verschiedene Landkarten auftauchen!

Vor allem wenn du größer bist, werden dir viele Menschen erzählen, daß es keine Magie gibt. Wenn du ihnen glaubst, dann wirst du es auch vergessen, und dann lebst du, als hättest du keinen Zauber, du bringst, sagen wir mal, Un-Magie in dein Leben ... Was auch Magie ist, siehst du, aber eine Magie, *die nichts von sich selbst weiß*. Dann passieren, dann erschaffst du Dinge, die mit Un-Magie einhergehen wie Leid oder Krankheit, und du hast mit diesen Dingen so lange zu kämpfen, bis du dich wieder daran erinnerst, daß dein Leben voller Zauber ist.

In der Zwischenzeit wirst du dich dann sehr eklig und wütend fühlen, und glauben, daß niemand dich liebt, und du mußt dich über traurige oder ängstliche Gefühle und was du mit ihnen tun sollst, sorgen, wo du doch, wenn du die Magie nicht vergessen hättest, wüßtest: Sie kommen und gehen einfach wie ein schlimmes Sommergewitter. Aber Wut und Haß und Kummer sind alle auch magisch, und wenn du sie einfach läßt, dann führen sie dich zurück zu dem Wissen, dann erinnerst du dich wieder, daß dein Leben zauberisch ist. Denn Haß ist eigentlich Liebe, die überall nach sich selbst sucht, nur eben dort nicht, wo sie ist. Und Liebe ist, was du für dich selbst empfindest, wenn du weißt, daß du genau da in der Welt oder Universum bist, wo du sein sollst, und daß du wunderbar bist, einfach, weil du da bist, und natürlich auch, weil du bezaubert bist.

Nicht nur das, du bist natürlich auch die, die den Zauber macht, der innere lebendige Teil von dir, der dein Leben formt. Aber du mußt es so wollen, dich dafür entscheiden. Und du mußt deine Magie einfach geschehen lassen. Auf

diese Weise kannst du mit deiner Magie dann sehr vieles tun.

Aber es macht sogar noch mehr Spaß, die Magie so geschehen zu lassen, wie *sie* will, weil es deine Magie ist und sie dir so viel über deine eigene Zauberkraft erzählen kann. Dann fließt der Zauber voller ungehinderter Freude durch dich hindurch. Wenn du immer nur sagst »Ich will es so und nicht anders«, dann hast du vielleicht viel weniger physische - du kennst dieses Wort schon von mir - Erlebnisse, denn ganz sicher weiß deine innere Magie mehr über das, was du kannst, als du. Und dieser Teil von dir wird ganz deutlich zu dir sprechen - wenn du nur zuhörst.

Für viele Erwachsene hört sich das alles zu einfach und auch unvernünftig und komisch an, weil leider viele von ihnen denken, der Verstand sei nur dazu da, um nein zu sagen und die Magie fernzuhalten. Aber das ist nicht die Wahrheit.

Wenn du deinen Verstand benutzt, um nein zur Magie zu sagen, dann ist das so, als ob du die Türen vor deiner eigenen Verzauberung verschließt und die ganze wahre Macht und Kraft deines Lebens nicht nutzen willst.

Alles arbeitet zauberisch, ob die Menschen es nun merken oder nicht. Was man sich in Gedanken vorstellt, ist auch magisch, weißt du? Viele Menschen glauben, daß ein ganz besonderer Glaube alles gut werden oder die Magie geschehen läßt. Und so lange sie das denken, geht auch alles für eine Weile ganz gut. Aber wenn sie anfangen, an diesem Glauben zu zweifeln und keinen neuen Glauben finden, dann meinen sie, daß sie ihre Magie verloren haben oder daß das Leben keine Magie mehr hat. Aber[^] du weißt es schon, natürlich ist die Magie *immer* da.

Doch die Menschen lieben ordentliche, geordnete Gedanken und benützen sie.... einige davon sind auch wirklich ganz nützlich... als Hilfsmittel. Und sie reisen durch ihre - ich nenne es - Glaubenssysteme, und nehmen manchmal dafür große Schwierigkeiten auf sich, wo sie sich doch eigentlich nur daran zu erinnern brauchten, daß sie selbst magische

Wesen *sind*, und daß ihr Leben voller Zauber ist, ohne daß sie etwas dazu tun müssen.

Und auch dein Geist ist magisch. Er arbeitet geheimnisvoll und schwierig zu verstehen und doch einfach und klar, so wie die Luft. Dein Geist schaut durch deine Augen und erkennt Luftteilchen als seinen Körper, und er lächelt durch die Wangen und die Haut, ganz so, wie der Mond durch die weite Haut des Himmels scheint. Siehst du, wie klar und geheimnisvoll alles ist? Deshalb ist es irgendwie dumm, wenn der Geist nicht an Magie glaubt, weil - nun, weil er selbst doch auch so magisch ist.

Aber wenn man nur an eine ganz bestimmte Magie glaubt und sie benützen will, so ist das auch dumm. Denn das ist in Wirklichkeit kein Glaube, sondern Zweifel. Man denkt dann, daß man sich um die Magie dauernd kümmern und einen Zauberbann machen oder eine andere Person dafür bezahlen muß, damit sie es tut. Und all diese Sprüche und Zauberworte müssen ganz genau richtig angewendet werden, und nur so. Und es gibt viele Bücher für Erwachsene darüber. Und das wird sehr kompliziert.

Doch *alles* ist Zauber. Deine Worte und deine Gedanken sind Zauber. Die Wissenschaft, etwas, was die Erwachsenen tun, um herauszufinden, wie das Leben funktioniert, ist nur ein anderer Weg, auf dem man herauszufinden versucht, welcher Zauber wie wirkt. Natürlich verstehen diese Menschen, die Wissenschaftler, nicht mehr von der Magie als die Priester, und alle zusammen wissen irgendwann nicht mehr weiter, weil alles so kompliziert geworden ist.

Es macht eigentlich keinen großen Unterschied, ob man nun viele verschiedene Zauberworte vor sich hinhurmelt oder magische Kreise zieht, um sich vor Krankheit zu schützen, oder ob man den Kräutertee trinkt, den man vom Doktor bekommt. Beides wirkt, wenn man daran glaubt. Obwohl der Doktor da vielleicht ganz anders denkt und behauptet, nur sein Mittel könne helfen. Jeder, der meint, nur das, was er

glaubt, sei richtig, wird die Magie hinter *allem* niemals *wirklich* verstehen.

Zaubersprüche wirken also, wenn du an sie glaubst, aber eigentlich brauchst du gar keine Zaubersprüche. Alles geschieht von allein. Du geschiehst von allein, und die Welt auch. Und hinter allem ist Magie. Magie ist in und hinter allen Dingen.

Der Körper und Kreatürlichkeit

So, wie du bist, das ist deine Kreatürlichkeit. Und in dieser Kreatürlichkeit hast du alle möglichen Freiheiten. Nichts und niemand kann in Wahrheit über dich bestimmen. Und alle Freiheit, die du je im Laufe deines Lebens genießen kannst, hat mit deiner Kreatürlichkeit zu tun. Manche Menschen verbringen sehr viel Zeit mit dem Versuch, ihren Körper nicht zu beachten oder zu behaupten, sie hätten nur einen Geist, oder nur der Geist sei wichtig. Sie glauben, dadurch spirituellere, also geistigere, Menschen zu werden. Spirituelle Menschen sind für sie auch bessere Menschen als andere. Aber wenn man seinen Körper fast überhaupt nicht beachtet, ist es ungefähr so, wie wenn ein Vogel versucht, besser als alle anderen lebenden Vögel zu fliegen... und dabei aber seine Flügel nicht benutzen will, oder so tut als seien sie gar nicht da. Solch ein Vogel würde sich nie in die Lüfte erheben können. Natürlich würde ein richtiger Vogel nie auf eine solche Dummheit kommen.

Überhaupt sind andere Geschöpfe oft klüger als Menschen, und es ist eine gute Idee, die Tiere zu beobachten, wenn du in Schwierigkeiten steckst, denn die fühlen sich einfach wohl in ihrer Freiheit und machen sich keine Sorgen, daß sie sie womöglich verlieren könnten oder zu wenig davon haben. Eine Katze oder ein Hund können dich viel lehren. Eine Katze erfreut sich einfach daran, daß sie eine Katze ist, so wie du dich daran erfreuen solltest, daß du ein menschliches Wesen bist. Sogar eine Fliege, die an der Zimmerdecke herumsurrt, freut sich, daß sie da ist, und ist ganz frei. Wenn

sie sich plötzlich fragen würde, ob sie denn nun tatsächlich fliegen kann oder eher doch nicht - na, was glaubst du, was passieren würde? Genau. Sie würde ganz schnell herunterfallen oder nicht flink genug sein, der Fliegenpatsche deiner Mutter ein Schnippchen zu schlagen.

Es ist einfach Unsinn, wenn man, um fromm oder »gut« oder »besser« zu sein, dem eigenen Körper keine Beachtung schenkt.

Jeder Mensch hat nämlich ein eigenes Königreich, weil sein Körper der eine Teil der Erde ist, der wirklich ihm gehört, den ihm niemand, solange er lebt, wegnehmen kann. Dein Körper ist... wie sage ich es dir am besten... er ist der bewegliche und lebendige Teil der Erde, der nur dir und niemandem sonst gehört. Er ist sozusagen dein Anteil am Planeten Erde, der zu einer ganz lebendigen Figur aus Erdenstoff geworden ist, nur für dich und niemanden sonst. Deshalb ist es wichtig, wie du deinen Körper behandelst.

Du lebst auch nicht einfach *in* deinem Körper. Du lebst *durch* ihn, das ist ein Unterschied. Du fließt durch ihn hindurch und bewegst dich in allen seinen Teilen. Kannst du dir vorstellen, wie ich das meine? Dein Körper ist dein eigenes magisches Land. Und dein Bewußtsein ist wie der König des Landes. Nun, ein guter König oder eine gute Königin ist liebevoll und läßt dem Volk die Freiheit, sich in seinem Land frei zu bewegen. So kannst du dir deine Gefühle und Gedanken und Wünsche als das Volk in *deinem* Königreich vorstellen. Und deshalb solltest du deine Gefühle mit Güte behandeln, denn dann werden du und dein Königreich gedeihen. Manche Könige oder Kaiser wissen nichts von ihrer Magie, weil sie sich nicht mehr erinnern, und erlassen alle Arten von unmöglichen Gesetzen und Verboten, weil sie sich in Wirklichkeit vor ihrem eigenen Volk fürchten. Weißt du noch, was mit dem Volk gemeint war?

Wenn du ein guter König oder eine gute Königin bist, dann weißt du, daß dein Königreich ein gutes Reich ist, und du wirst keine Angst vor deinem eigenen Volk haben, das heißt

vor deinen Gedanken und Gefühlen und Wünschen, sondern du wirst sie liebevoll behandeln und sie frei sein lassen. Und du und dein Körper werden so alle Freiheit haben, um zu wachsen und zu gedeihen.

Die Kraft und ein besonderes Sumari-Lied

Ich singe dir jetzt ein Lied, das dir helfen soll, dich daran zu erinnern, daß dein Leben voller Zauber ist. Es ist ein Sumari-Lied. Und das ist ein Lied, das zu deinem normalen *und zu* deinem magischen Ich, man kann dazu auch Selbst sagen, spricht. Es ist natürlich ein Zauberlied. Aber es ist kein Zauberspruch oder Zeichen oder ähnliches, weil *solche* Dinge alles nur schwierig machen können. Wenn du zum Beispiel glaubst, daß deine Magie von einem Medaillon oder einem Kreuz oder einer Halskette kommt, und du verlierst deinen Glücksbringer und gerätst in Schwierigkeiten, dann glaubst du, deine Magie sei verschwunden. Dann *kann* es sein, daß du dein ganzes Leben damit verbringst, die Magie wiederzufinden.

Und auch auf Zaubersprüche kannst du dich nicht verlassen, denn du könntest, jedem Menschen passiert so etwas mal, die Worte vergessen. Außerdem wollen Menschen, die an Zaubersprüche glauben, diese Sprüche sehr oft nur für sich haben, sie mit niemandem teilen. Und oft denken sie dann auch, daß nur sie allein magische Kraft haben. Und wenn du ihre Zauberworte erfahren willst, verlangen sie von dir Mutproben. Und natürlich mußt du versprechen, die Regeln zu befolgen und beweisen, daß du der magischen Kraft würdig bist. Auch das ist alles ziemlich dumm, weil auch Blumen und Vogel und Frösche magische Kraft haben, ohne daß sie sich oder irgend jemandem das beweisen oder irgendwelche Prüfungen bestehen müßten.

Dieses Sumari-Lied soll dir also nur helfen, dich zu *erinnern*, wenn es einmal vorkommt, daß du anfängst zu vergessen, daß dein Leben voller Zauber ist. Es ist aus einer inneren Sprache in deine Sprache übertragen worden, aber die

Magie ist immer noch darin. Natürlich könntest du auch das Lied vergessen. Du hättest dann zwar eine wertvolle Erinnerungshilfe verloren - was schade wäre -, doch du würdest bestimmt nicht glauben, daß deine Magie zusammen mit diesem Lied verschwunden ist. Und ich hoffe, daß du dich immer daran erinnern wirst, daß dein Leben voller Zauber ist, und daß deine Magie nur dir allein gehört. Und du brauchst weder dir noch sonst jemandem irgend etwas zu beweisen, um sie zu bekommen!

Hier ist das Sumari-Lied:

Mein Geist ist wie ein grasgrüner Frosch Auf einem
Seerosenblatt,

Wissend, allein, Doch nie einsam.

Mein Geist ist grün

Und leuchtend,

Hüpft unfehlbar

Von Seerosenblatt-Gedanken

Zu Gedanken.

Mein Geist sitzt fröhlich Am Teich meines Seins, Morgens
und abends. Weiß immer die Zeit, Und braucht doch Keine
Uhr.

Sumari-Zeit

Es gibt ganz besondere Augenblicke, wie offene Gassen oder auch Kanäle, in denen eine andere Zeit auftaucht, eine innere Sumari-Zeit, eigentlich eine Nicht-Zeit. Ich will es dir erklären: In solch einer Zeit ist alles wundersam. Eine Stunde davon ist... wie Tage aus Minuten, wie du sie kennst. In der Sumari-Zeit kannst du etwas blitzschnell lernen, wofür du sonst Jahre brauchen würdest. Es fällt dir einfach zu, leuchtend wie frische Früchte vom Baum, die man nur einzusammeln braucht.

Diese Sumari-Zeit ist das besondere Herz jeder Zeit, und sie ist die wahre Zeit. Und noch einmal, es ist in Wirklichkeit eine Nicht-Zeit, immer neu und strahlend, und in ihr gibt es Geheimnisse, die nur deshalb Geheimnisse sind, weil so

wenige Leute wissen, daß es diese wundervolle Zeit gibt, und zwar mitten in der normalen Zeit, die sie kennen. Nun, in der Erden-Zeit ergeben so und so viele Minuten so viele Stunden, und wenn *nur* in dieser Zeit lebst, dann brauchst du so und so viele Stunden oder Tage oder Jahre, um alles, was du tun willst, auch zu schaffen. Aber Inspiration ist etwas ganz anderes. Das Wort kennst du noch nicht. Es bedeutet ungefähr so etwas wie eine wirklich gute Idee, ein ganz wichtiger Einfalt, wie du etwas machen kannst. Inspiration also geschieht in diesen ganz besonderen Augenblicken, wenn die Magie mühelos von einer Welt in die andere springt.

Jeder Mensch, auch du, besitzt seinen eigenen Schlüssel zur Sumari-Zeit. Du brauchst ihn nur zu benutzen. Du kannst in einer Stunde Sumari-Zeit zehnmal besser schreiben oder malen oder Dinge lernen oder nachdenken oder nur einfach sehr, sehr glücklich sein als in zehn normalen Stunden.

Natürlich gibt es Sumari-Zeit und Erden-Zeit nicht getrennt voneinander, was etwas schwierig zu verstehen ist, wie ich zugebe. Und die Erden-Zeit entsteht aus der Sumari-Zeit, aber die Menschen teilen die normale Zeit so sehr auf, daß sie nie mitkriegen, daß man die Zeit in Wirklichkeit gar nicht aufteilen kann, daß sie ein Ganzes ist.

Man kann die Sumari-Zeit also als Ganz-Zeit oder ganzheitliche Zeit bezeichnen, obwohl das Wort »Zeit« hier eigentlich gar nicht mehr paßt. Aber so ist das alles jetzt vielleicht besser zu verstehen. Später werden wir das Wort nicht mehr gebrauchen. Aber im Moment besteht der Trick darin, die Sumari-Zeit erst mal zu erkennen und zu nutzen.

Wenn die Zeit eine Frucht wäre, dann wäre die Sumari-Zeit ihr Nektar und ihr Kern, und wenn die Zeit Feiertage wäre, dann wäre die Sumari-Zeit Weihnachten.

Die meisten Leute sind, wenn sie zufällig mal Sumari-Zeit erleben, begeistert, aber sie wissen nicht, wie sie sie wiederfinden können, obwohl sie doch immer da ist. Wie die Magie.

Haufen um Haufen von normalen Stunden schenken dir auch nicht eine Minute der ganz wichtigen Sumari-Zeit. Weil sich nämlich eine Sumari-Stunde in seltsamer Weise *auf der anderen . Seite* einer Erden-Stunde befindet. Stell dir mal vor, ganz plötzlich wird zum Beispiel elf Uhr durchsichtig: Oben ist es, was es ist, aber darunter ist es noch etwas anderes. Und du kannst — ja, durch die Zeit hindurchsehen.

Der Anfang

Ich denke, man sollte nicht sagen, dies und das geschah »am Anfang«, oder »am Anfang war das Wort«, oder was immer, denn es gab keinen solchen Anfang, an dem der liebe Gott plötzlich einfach herbeistolzierte und all die Zutaten für Berge, Ozeane und Land mitbrachte und Himmelsschilder aufstellte, auf denen er die Eröffnung des Universums oder die Erschaffung des Lebens bekanntgab. Es gibt sehr viele verschiedene Anfänge. Der Anfang, das ist nur der Augenblick, an dem du, sagen wir mal, in das Leben eingestiegen bist, was ungefähr so ist, wie wenn du mitten in einen Traum gerätst und dich fragst, was vorher passiert ist. In Wirklichkeit aber passiert in Träumen alles zugleich, auch wenn es einen vorkommt, als gäbe es da einen Anfang und ein Ende. Vorher und Jetzt und Nachher, Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft, vermischen sich. Und so ist es eigentlich auch mit dem Universum, mit allem, was ist. Du kannst gar nicht anders als zu überlegen, was passiert ist oder wie lange das alles schon so geht, und weißt nicht, daß sozusagen *alles gerade anfang*, als du im Leben ankamst. Und in anderer Hinsicht ist es in Wirklichkeit gar nicht dort. Wenn du zum Beispiel träumst, daß du in einem Urwald bist, dann klettern keine Lianen und Ranken an deinem Bett hoch, und es schleichen auch keine wilden Tiere durch Fenster und Tür herein. Und doch kommt es dir vor, als sei der Urwald wirklich da. Woher kam er, oder wann nahm er seinen Anfang? Das Universum ist wie ein Traum-Wald. Es ist wirklich da, und doch hat es keinen Sinn, darüber zu

grübeln, ist es unwichtig, wann es angefangen hat. Es fängt jeden Tag an, jeden Moment, an jedem Punkt, an dem wir mit ihm zu tun haben. Und so ist es auch mit Gott oder den Göttern. Sie sind wie ganz besonders riesige *Bewußtseinswesen* die auf so unvorstellbar weiten inneren Pfaden wandeln, daß sie nie als »richtige Gestalten« in der äußeren Welt erscheinen.

In Wahrheit beginnen die Götter und das Universum an allen Orten, *überall* zugleich. Unsere innere Wirklichkeit entsteht aus einem inneren, göttlichen Geist, den wir nicht sofort verstehen und der für uns unsichtbar ist, *da wir selbst es sind*. Wir selbst sind dieser Geist. Wir sind verkleidete Götter. Über Methoden (»Dieses kleine Kapitel ist sehr wichtig«, sagte Überseele Sieben, »paß also gut auf Twiety, und wer immer noch zuhört.«) Viele Menschen sind - oft ihr Leben lang - damit beschäftigt, herauszufinden, welche Wege sie gehen müssen, man sagt auch: welche Methoden zu gebrauchen sind, damit die Dinge für sie *arbeiten*, wo sie doch in Wirklichkeit nichts anderes zu tun brauchten, als alles sich selbst zu überlassen. Dann »arbeiten* die Dinge von ganz allein für sie. Wenn man das vergißt, wird man immer und immer nach besseren und noch besseren Methoden suchen ... die nie wirklich klappen werden... weil die Natur, auch deine eigene Natur, am besten arbeitet, wenn man überhaupt nichts damit macht.

Wenn du dich überhaupt einmal damit beschäftigen willst, dann achte doch mal genau darauf, wo du etwas richtig machst, und du wirst merken, daß es immer dort ist, wo du alles sich selbst überlassen hast. Wo du das tust, was ganz natürlich *kommt* wo es dich einfach hingezogen hat.

Wenn du dir nur darüber Gedanken machst, was nicht so ist, wie du es möchtest, dann bemüht du dich fast immer zu sehr, suchst nach Methoden, die besser klappen als die, die du gerade benutzt... Wo es doch in Wahrheit die Methoden selber sind, die im Wege stehen, egal, um welche es sich handelt. Denn wenn man Methoden sucht, dann bedeutet

das, man glaubt, daß die Natur so etwas braucht. Man traut ihr nichts zu. Man hat vergessen, daß sie Magie hat. Doch Natur braucht unsere Methoden nicht. In der Natur geschieht alles richtig und von allein, *weil sie ist, was sie ist.*